10. 822 - 12, 1

SBR 069027367827

Neueste

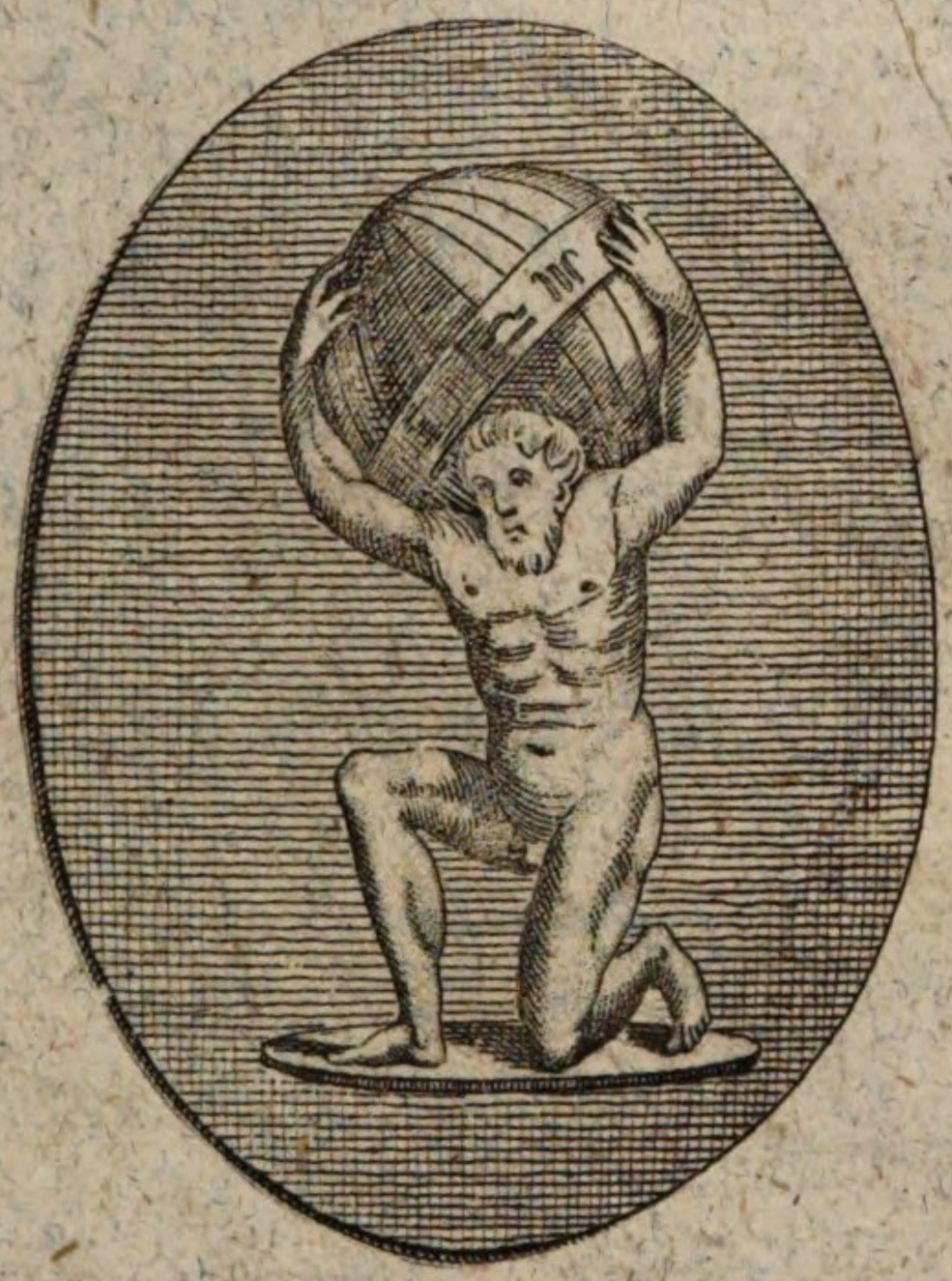
Länder- und Völkerkunde.

Ein

geographisches Lesebuch.

Zwölfter Band.

Asien.



Mit Charten und Kupfern.

Prag, 1812.

Asien.

Dreizehnte Abtheilung.

Beschreibung der einzelnen Länder.

D. Indischer Archipel.

Ge 09

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Indischer Archipel.

Einleitung. Allgemeine Ansicht der Inselwelt. Verbindung der Gruppen. Charakter dieser Erdgegend. Ueberblick der Geschichte ihrer Entdeckung.

In dem indischen Ocean dehnt sich, zu beiden Seiten des Aequators, eine Reihe ungezählter, in Form und Umfang verschiedener Inseln von dem Süden Asiens bis an das große Weltmeer, das die Australländer umschließt. Gleich einer, unter dem Wasser fortlaufenden, Gebirgskette, verbinden diese Inseln die alte Welt mit einem in der Erdkunde neuen Theils unsers Planeten, von dessen Daseyn die Europäer bis zum sechzehnten Jahrhundert kaum eine Ahnung hatten.

Diese frühere Unbekanntschaft mit Australien und der Umstand, daß von dem nahen Asien aus die Sundainseln und Molukken entdeckt wurden, waren Ursache, daß der indische Archipel von den Seefahrern und Geographen zu Asien gerechnet wurde. Erst später, als durch kühne Weltumsegler die Gestalt der Erde in dem großen Ocean aus ihrem räthselhaften Dunkel hervorgieng, als ein neues Continent gefunden wurde, die Europäer die Inselwelt jener Gewässer überblicken konnten, ihr eigene Namen gaben, und ihr natürliche Gränzen anzuweisen versuchten: da erst bemerkte man, daß jene,

früher bekannten, asiatischen Inseln nur durch willkürlich gezogene Linien von dem neuen oder fünften Welttheil geschieden werden konnten, indem sie offenbar Eine große Gruppe mit Neuguinea, Neubrittannien, Neugeorgien und einigen andern Inseln der Südsee bilden. Nur die Geschichte ihrer Entdeckung konnte hier eine Trennung bezeichnen, welche der Natur fremd ist, die diesen Gegenden einen eigenen, von der alten Welt abweichenden, Charakter aufdrückte. Zwar folgen auch sie dem Gesetz der klimatischen Einwirkung, und ihre geringere oder weitere Entfernung vom Aequator bringt hier, wie auf dem festen Lande, eine Verschiedenheit in der belebten Schöpfung hervor. Aber wir finden in den Indischen Inseln, wie in Australien, Spuren eines gemeinschaftlichen, durch große Naturumwälzungen bewirkten, Schicksals, das uns berechtiget, sie in einem umfassenden Begriff zu vereinen, — sie mögen nun die wundervollen Denkmale einer, aller Geschichte weit vorgreifenden, Erdrevolution; sie mögen eine im Schoose des Meeres neu entstandene Welt, oder, was uns das Wahrscheinlichste ist, beides zugleich seyn. Noch jetzt sind die häufigen, fast auf allen Inseln bemerkten, Erderschütterungen und die vielen, unaufhörlich Feuer speienden, Vulkane, ein Beweis von der fortwährenden Gährung der Erde, welche hier ihre Oberfläche in nähere Verbindung mit ihrem Inneren erhalten zu haben scheint, als es auf irgend einem Theil des festen Landes der Fall ist. Diese Inseln sind gleichsam der offene Schlund der Erde, durch welchen das innere Leben in ihrem Kern an der Schale hervorbricht, und den Organismus dieses Weltkörpers verräth. Daher denn auch die mannichfaltige, staunenswürdige Verschiedenheit der Formen, unter denen diese Gebirgsrücken hervortreten; daher auch wohl die Mannichfaltigkeit ihrer Bestandtheile selbst. Hier bilden in fast senkrechter Richtung scharf abgeschnittene Granitfelsen die jähen Ufer, und zeigen in

diesem Urgebirge gleichsam die stolzen unverwüstlichen Trümmer einer untergegangenen Schöpfung; dort erhebt sich majestätisch der räthselhafte Basalt in prismatischen Säulen und begränzt weit ausgedehnte Ufer mit seinen malerischen Formen; hier liegen Gebirge der zweiten Formation vielfach in einander geschoben, über einander gestürzt, und bedecken das Grab einer versunkenen Welt; dort hat sich eine oft erneuerte Lava über den ursprünglichen Boden ergossen, und über ihrer Verwitterung blüht unter diesem schönen Himmel schnell ein neues Paradies auf. Alles zeugt von einer gewaltigen Bewegung, wobei alle Theile durch einander gerüttelt wurden, und die Ruinen der Vorwelt jetzt neben der neuentstandenen Schöpfung sich erhalten haben. Dieses scheint uns der eigentliche Charakter der Inselwelt in dem südöstlichen Theil der Erde zu seyn.

Selbst in den Producten und nicht weniger in den Menschenstämmen zeigen sich Eigenthümlichkeiten, welche für die Verwandschaft der Asiatischen Inseln mit den Australländern sprechen. Zwar finden wir in den ersten viele Pflanzen, welche die Flora von Hindustan anfweiset, aber die in den Tropikgegenden herrschenden Ostwinde machen es wahrscheinlicher, daß der Saame dieser Pflanzen von den Inseln aus nach dem festen Lande durch die Monsuns hinüber getragen wurde, als daß eine Wanderung in entgegengesetzter Richtung Statt fand. Dann zeigen mehrere dieser Pflanzen auf den Inseln sich noch in ihrer ersten vollen Kraft, während sie auf dem Continente, im zweiten Vaterlande, schon Etwas von dieser Kraft verloren zu haben scheinen, wie z. B. der Zimmet-, Campher- und Pfefferbaum. Endlich werden andere Pflanzen, wie die Gewürznelken, und der Brodfruchtbaum hier ausschließend gefunden. Ueberdies verdient es bemerkt zu werden, daß die Europäer nur die Küsten

der größeren Inseln Borneo, Sumatra und Celebes kennen, und daß im Inneren derselben wahrscheinlich eine große Menge eigener Pflanzen entdeckt werden würden, die allein in der heißesten Zone gedeihen können.

Noch auffallender ist der Unterschied zwischen den Thieren Asiens und denen auf den Inseln; keine größere Gattung ist hier einheimisch; wenigstens ist es zweifelhaft, ob die Elephanten auf Sumatra und Borneo nicht erst von Asien aus dorthin verpflanzt worden sind. Ueberhaupt giebt es nur wenige Säugthiere. — Am wenigsten sind die ursprünglichen Bewohner der Inseln mit irgend einem asiatischen Stamme zu vergleichen. Fast überall, in Borneo, in den Molukken, wie auf Tahiti, findet man zweierlei von einander verschiedene Völkerschaften, die Malajen nämlich und eine wilde negerartige Rasse, die, auf der untersten Stufe der Kultur, wie scheues Wild, sich der Gemeinschaft mit den Fremden entzieht. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Malajen, einst eine mächtige seefahrende Nation von der Halbinsel Malakka aus, die asiatischen Inseln und selbst die Societäts- und Sandwicheilande bevölkert und die Ureinwohner unterjocht haben. Aber abgerechnet, daß die große Seemacht der Malajen eine Hypothese ist, welche, nach der Bauart ihrer Schiffe zu schließen, wenigstens dahin zu berichtigen ist, daß diese Nation sich auf Küstenfahrten einschränken mußte; wie kann man annehmen, daß sie, ohne Compas, gegen den Strich des Monsums, die von Osten nach Westen wehen, sich von Westen nach Osten, von Insel zu Insel in diesem weitem, gefährlichen Meere würden fortgepflanzt haben? — Und die anderen Rassen, die Ureinwohner, welche auf Tahiti, Sumatra, Neu-Guinea, Neuholland und Madagaskar, in Gestalt und Sitte eine so auffallende Aehnlichkeit haben, daß man sie für ein Volk anzunehmen sich berechtiget hält, wie sind diese von Insel

zu Insel ohne Schiffarth gekommen? — Es scheint wenigstens eben so möglich, daß die Malajen erst von der Südsee aus nach Asien gewandert sind, als der umgekehrte Fall. Die negerartige Rasse aber wissen wir nicht anders zu erklären, als daß wir ein großes Südland annehmen, das sich vielleicht von Madagaskar aus bis zu den freundschaftlichen und andern Südsee-Inseln erstreckte, das nachher, in einer großen Erdrevolution, vom Meere verschlungen wurde, wo nur die Gipfel der Gebirge sich erhielten, und den übrig gebliebenen Menschen als Zufluchtsort dienten. Die Malajen waren vielleicht schon damals in dem großen Südlande als eine kriegerische Nation etwa wie die Mogulen jetzt in China, verbreitet, und erlitten mit den Ureinwohnern ein gemeinschaftliches Schicksal. Doch dies sind historische Träume, die nichts beweisen, als daß wir in Ungewissenheit über die Geschichte dieser Gegenden sind. Sie werden hier auch nur angeführt, um die Thatsachen möglichst zu erklären, welche die Verwandschaft der asiatischen Inseln mit den Südländern glaubwürdig machen.

Alle Inseln des großen Oceans, mit Einschluß der Südasiatischen, scheinen mannichfach verschlungene Bergketten zu seyn, deren Stamm wahrscheinlicher in Neuholland, als in einem der größeren, unter dem Aequator liegenden, Eilande zu suchen ist *). Zwar haben sich gegen die Annahme solcher Bergketten Zweifel erhoben, seitdem Seefahrer gefunden, daß oft in einer geringen Entfernung

*) Es ist auffallend, daß das wenigste feste Land unter dem Aequator angetroffen wird. Wie sich diese Thatsache mit der behaupteten größeren Dicke der Erde unter der Linie vereinigen lasse, wollen wir hier nicht untersuchen; wir bemerken nur, daß in neueren Zeiten gegen die Richtigkeit der bekannten Gradmessungen sehr gegründete Einwendungen gemacht worden sind.

von den höchsten Inseln das Meer eine unermeßliche Tiefe hat; daß also diese Inseln vielmehr isolirte Berge, als zusammenhängende Gebirgsreihen zu seyn scheinen. Allein es ist bekannt, daß neben den höchsten Bergen die tiefsten Thäler liegen; und dann: welche Tiefe kann das Senkblei ermessen? Ein Tau von 1500 Fuß Länge wiegt im Wasser schon das Loth fast auf und hindert es, gerade unter zu sinken. — Ein anderer Grund die Gebirgsketten zu bezweifeln, ist die Bemerkung gewesen, daß die Natur des Bodens zwischen den einzelnen Inselgruppen so auffallend verschieden ist. Aber ist auf dem festen Lande überall der Boden auf den zusammenhängenden Gebirgen sich gleich? Liegt nicht oft hier Granit und dort Kalk in den verschiedenen Höhen, ja selbst in gleicher Höhe in der Entfernung einiger Meilen am Tage? Und müssen wir nicht dort, wo, wenn ich mich so ausdrücken darf, vulkanische und neptunische Revolutionen sich durchkreuzten, auch in den Gebirgen selbst ein Gemisch, eine durch einander geworfene Masse von Ur- und Flötzgebirgen vermuthen? Bis jetzt wenigstens widerspricht keine Erfahrung der Hypothese einer fortlaufenden Gebirgskette, welche, wie die Gebirge des festen Landes, gleich einem Gürtel, die Erde umschließt. Von dieser Kette können die asiatischen Inseln nicht ohne Willkür getrennt werden. Noch läßt sich freilich die Verflechtung und mannichfaltige Ausbeugung ihres höchsten Gebirgsrückens nicht nachweisen, da uns das Innere der großen Inseln unbekannt ist. Doch wissen wir, daß der Strich der Gebirge auf beinahe allen diesen Inseln von Norden oder Nord-West nach Süden oder Süd-Ost geht, daß sie also wahrscheinlich Parallelen mit den Afrikanischen und Amerikanischen Gebirgen bilden.

So verschieden demnach die Ansicht der einzelnen Inseln in diesem Welttheile bei der ersten flüchtigen Betrachtung scheinen mag, indem hier die Natur über einem, zu-

gleich vom ewigen Frühling umblühten und vom ewigen Herbst gesegneten Eden, — dort der Tod über nacktem Gestein, über wasser- und pflanzenlosen ausgebrannten Wüsten, über einem ewigen Grabe der Welt thront; so verschieden, sage ich, auch der erste Anblick dieser, aus dem Meere hervorragenden Berggipfel seyn mag; so geben die häufigen, unaufhörlich feuerspeienden Vulkane, die fast auf allen Inseln, nicht selten in großer Anzahl, angetroffen werden, ihnen einen übereinstimmenden Charakter, der sich denn auch, in den verschiedenen Breitengraden der Einwirkung des Klima's folgend, in den Producten und selbst in den Menschenstämmen in seiner Abweichung von den Asiatischen und Amerikanischen Pflanzen und Thieren als eigenthümlich bewährt.

Es ist in einem geographischen Lesebuch, das nicht zur Erweiterung der Wissenschaft, sondern zu ihrer Verbreitung, nicht für den eigentlichen Gelehrten, sondern zu einer lehrreichen Unterhaltung für den wißbegierigen Liebhaber der Völkerkunde bestimmt ist, — es ist hier nicht der Ort, diese Andeutungen über die Mängel der bisherigen Eintheilung der Geographen, in Absicht auf die Gränzen zwischen Asien und Australien, weitläufig auszuführen. Es ist hier eben so wenig der Ort, neue Eintheilungen in Vorschlag zu bringen. Wir begnügen uns, die streitige Frage berührt zu haben. Wer sich näher über die Gründe der verschiedenen Meinungen unterrichten will, den müssen wir auf die klassischen Werke der Herren Fleurieu *), Desbrosses **), und Dalrym-

*) Observations sur la division hydrographique du Globe, mit einer vortrefflichen Charte, im 4ten Bande von Marchand voyage autoue du Monde. Paris an VI.

**) Histoire des navigations aux terres australes. à Paris 1756. 2 vol. in 4. Uebersetzt von Adelung unter dem Titel: Vollständige Geschichte der Schifffahrten nach den Südländern.

ple *) verweisen. Auch Herrn von Zimmermann's neues treffliches Werk: Australien, gehört hierher, indem der gelehrte und scharfsinnige Verfasser die verschiedenen Eintheilungen kritisch prüft, und eine eigene Gränzlinie zu begründen sucht, welche die neuen mit den alten zu verbinden geeignet ist **).

Obgleich wir nun aus physischen Gründen gegen die Trennung der Asiatischen Inseln von Australien uns erklären, so finden wir uns doch veranlaßt, hier der alten Eintheilung zu folgen, da der Plan dieses Werkes auf dieselbe gegründet war, und es für unsern Zweck ziemlich gleichgültig ist, ob Sumatra, Java ꝛc. zu Asien oder Australien gezählt werden; genug, wenn unsere Leser mit den Merkwürdigkeiten jener Inseln in nähere Bekanntschaft gesetzt werden. Ueberhaupt ist jede systematische Classifikation nur ein Behelf der Schule und mehr oder weniger künstlich und gezwungen; daher, bei weiterem Vordringen in das Innere der Wissenschaft der Behelf entbehrlich, und die Natur und ihre Erde als ein großes unzertrennliches Ganze erkannt wird.

Die gewöhnlich noch zu Asien gezählten Inseln, mit deren Beschreibung wir uns hier beschäftigen, liegen zwi-

*) Dalrymple historical collection of the several voyages, in the pacific Ocean. London, 1769.

**) Ferner verdienen hier nachgelesen zu werden: Gatterer's Abriß der Geographie. Göttingen, 1775. — Otto's Abriß der Naturgeschichte des Meeres. 1794. — Plant's Handbuch einer vollständigen Erdbeschreibung und Geschichte Polinesiens; fortgesetzt von Ehrmann und Heusinger. 1793 — 1799. Géographie mathématique, physique et politique etc. par Mentelle et Malte-Brun. à Paris 1803. Tom. XII. pag. 359 ff. — Forsters Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung. Berlin, 1783.

schen dem Indischen und großen Ocean oder dem fälschlich ehedem sogenannten stillen Meere, und sind von den ältereren Seefahrern in drei Archipel getheilt worden. Wir verbinden hiermit, ihrer Nähe wegen, die Andamanischen und Nicobarischen Inseln.

Diese Archipele und die Namen der Inseln, aus welchen sie bestehen, sind bereits im ersten Bande dieses Werkes *) in der Einleitung Seite 46 — 48 angegeben worden; daher wir darauf verweisen und den Leser einladen, sich auf der Charte von Asien, die dem ersten Bande beigefügt ist, über ihre Lage im Allgemeinen zu orientiren. Wir beschließen diese Einleitung mit einem kurzen Ueberblick der Entdeckungsgeschichte der südasiatischen Inseln.

Den Griechen und Römern waren einige dieser Inseln wenigstens der Sage nach bekannt. Des Ptolemäus Ιαβα διου (Jaba div) ist wahrscheinlich Java **), und die Insolae maniolae jenseits der Sines, von denen er, wie von einer zweifelhaften Sache spricht, lassen auf eine dunkle Ueberlieferung des Daseyns der Philippinen schließen. Auch die Molukken waren den Alten, als das Vaterland der Gewürze nicht gänzlich unbekannt. Die Araber hatten bereits im neunten Jahrhundert n. C. ***) einige Kunde von den unzählbaren Inseln im Indischen Ocean, die man auf der Fahrt nach China in der Ferne erblickt. Bis zu den Europäern drangen indessen die Kenntnisse der Araber nicht vor. Marco Paolo war wohl der erste, der ihnen diesen Theil des Orients aufschloß.

*) Dem zehnten Bande der Länder- und Völkerkunde.

**) Danville hält die Jabadii insula für die Sumatra.

***) S. Reise zweier Muhammedaner im neunten Jahrhundert im 1sten Bande der Sprengel-Ehrmannischen Bibliothek; die Insel Ramni, deren sie erwähnen, wird für Sumatra gehalten.

In seiner Reise in den Orient während der Jahre 1272 bis 1295, sagt er: „Indien ist voll von kleinen Inseln. Die Zahl derselben ist unglaublich und soll nach den Aussagen der Schiffer und Piloten sich auf 12,700 belaufen." Hier sind vielleicht die Malediven gemeint. Unter den 7,000 Inseln, die er in der Nachbarschaft von Zipangri (Japan) setzt, mögen die Lieukieuer oder auch die Philippinen verstanden seyn. Sein Klein-Java wird für Sumatra und Groß-Java für Borneo gehalten. Alle diese Nachrichten sind schwankend und ungewiß. Die nähere Kunde dieser Gegenden beginnt erst, nachdem der Muth der Portugiesen auf ihren Schiffen im Jahre 1497 den Weg um Afrika nach dem alten Lande wundervolle Schätze, nach Indien, gefunden hatte. In Indien erfuhren die Portugiesen, bald nach ihren ersten Besuchen, die Nähe der Inseln, deren köstliche Gewürze durch die Araber bis nach Europa gebracht worden waren, ohne daß man ihr Vaterland gekannt hatte. Selbst die Araber erhielten sie wahrscheinlich auf dem festen Lande nur aus der zweiten Hand. Die Portugiesen versäumten nicht, die eingesammelten Nachrichten zur Erweiterung ihrer Entdeckungen zu benutzen. Vielleicht wurden auch die Schiffer dieser Nation von den Winden, die, mit dem Duft der Spezereien geschwängert, sie in dem unbekannten Meere umwehten, angelockt, die glücklichen Gegenden aufzusuchen, von denen dieser Duft, wie ein Hauch aus einer bezauberten Welt ihnen entgegen kam. Sie folgten dem Reiz und entdeckten hier einen Archipel, dessen Inseln mit den herrlichsten Schätzen der Natur in unerschöpflicher Fülle prangten. Es war im Anfange des 16ten Jahrhunderts, als eine, von Albuquerque's Flotte detachirte, Eskadre im Jahre 1511 zuerst die Molukken besuchte, nachdem seine Landsleute bei dem Versuche, Malakka im Jahre 1509 zu erobern, den Weg nach Sumatra und Java gefunden hatten. Celebes soll be-

reis im Jahre 1515 entdeckt worden seyn, und sehr bald darauf auch Borneo, die größte Insel der alten Welt.

Für die Absichten der Portugiesen waren die Gewürzinseln oder Molukken die wichtigste Entdeckung. Diese gesegneten Eilande wurden bald für die Fundgruben anerkannt, aus denen der Ostindische Handel den größten Gewinn ziehen könne. Der Ruf ihrer Reichthümer drang nach Europa, und erregte bei andern Nationen die Begierde an diesen Schätzen Theil zu nehmen.

Der Pabst Alexander VI. hatte 1493 die bekannte Demarcationslinie gezogen, welche alle neuentdeckten Länder im Westen den Spaniern, und jene in Osten den Portugiesen zuerkannte. Aber die Unfehlbarkeit des römischen Oberpriesters hatte ihn nicht gegen Unwissenheit in der Geographie geschützt, und er sah nicht voraus, daß, wenn die Spanier sich immer weiter gegen Abend und die Portugiesen immer mehr gegen Morgen ausbreiten würden, sie endlich einander begegnen und über die Rechtmäßigkeit des Besitzes der neuen Länder in Streit gerathen müßten. Dies geschah, als Magelhan, der erste Weltumsegler, von Amerika aus, sich den Indischen Gewässern näherte und 1521 zuerst die Manilen oder die später sogenannten Philippinen entdeckte. Mit dieser Entdeckung beginnt die wichtigste Periode in der Schiffahrtskunde, denn Magelhans Reise setzte die Kugelgestalt der Erde und die Möglichkeit sie zu umschiffen, außer Zweifel. Die Portugiesen, erstaunt Europäische Schiffe durch das Südmeer nach Indien kommen zu sehen, fürchteten für den Besitz der Molukken, auf welche, so wie auf die Philippinen, die Spanier nun Anspruch machten. Zum Glück ließ sich der immer Geldarme Karl V. durch eine Million Thaler überreden, seine Rüstungen gegen die Molukken einzustellen, und die Entscheidung der gegenseitigen Ansprüche den Unterhandlungen zu überlassen.

So blieben die Portugiesen noch im Besitz der Molukken, bis sie ihnen von den Holländern entrissen wurden.

Spanier, Franzosen, Holländer, und Engländer haben seitdem die Südasiatischen Inseln besucht, sich in verschiedenen Gegenden derselben niedergelassen und den Portugiesen den Alleinhandel entrissen. Bis auf die neuesten Zeiten sind aber die Spanier stets im Besitz der Philippinen, wie die Holländer in Besitz der Molukken oder Gewürzinseln geblieben. In den Sundainseln waren die Holländer bisher Herren von Java; auf Sumatra haben die Engländer große Factoreien und ein eigenes Gouvernement errichtet. Die Niederlassungen auf den andern Inseln werden wir bei der Beschreibung derselben anführen *).

I.

Andaman-Inseln **).

Die Andamaninseln liegen im Bengalischen Meerbusen und sind eine Fortsetzung des Archipels, der sich vom Cap Negrais, im Birmanischen Reiche, bis zum Cap Achin (Atschien), auf Sumatra, oder von 10° 32′ bis

*) Ueber die Geschichte der Entdeckungen dieser Inseln ist nachzulesen: Sprengels Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen. Halle 1792.

**) Nach Symes Reise nach Ava, und Sonnerat voyage aux Indes orientales etc. nouvelle édition, revue par Mr. Sonnini. à Paris, 1806. Tom. III. pag. 134. ff.

und 13° 40′ nördlicher Breite und (auf unserer Charte) von 110° 30′ — 112° östlicher Länge von Ferro erstreckt *). Endlich sind es nur zwei Inseln, Groß- und Klein-Andaman, die diesen Namen führen, und von denen Groß-Andaman die nördlichste ist; ihre Länge beträgt ungefähr 20 teutsche Meilen und ihre Breite 4 Meilen. Ein schmaler Seearm, der eine freie Durchfahrt in den Busen von Bengalen eröffnet, trennt sie von Klein-Andaman, welche Insel etwa 7 Meilen lang ist. Man kann aber die kleinen und großen Cocosinseln, so wie auch die Inseln Pripparis gleichfalls hierher rechnen, welche zwischen Andaman und Cap Negris liegen. Die Cocosinseln sind klein, sumpfig, unbewohnt und leiden Mangel an süßem Wasser. Bei den Pripparisinseln ist die Landung, wegen der Felsenriffe gefährlich; daher sie wenig bekannt sind.

Groß-Andaman ist, für die Sicherheit und Beherrschung des Handels im Bengalischen Meerbusen, von den Franzosen als eine wichtige Besitzung anerkannt worden. Im Jahre 1765 schrieb Herr Chevalier, Gouverneur von Chandernagor im Französischen Ostindien, ein Memoire **), worin er dem Gouvernement den Vorschlag machte, hier eine Niederlassung zu errichten, indem die vortrefflichen Häven der Insel, ihre Fruchtbarkeit und Lage, die Franzosen in den Stand setzen würden, der Schiffahrt in diesen Gewässern zu imponiren. Die Schläfrigkeit der vorigen Regierung aber erlaubte ihr

*) Nach Symes liegt dieser Archipel von 90° 6′ bis zu 92° 59′ östlicher Länge von Greenwich; dieß giebt 107° 40′ bis 110° 33′ von Ferro: demnach wäre die Lage des Archipels auf unserer Charte um 2° 50′ zu weit östlich gezeichnet.

**) Dieses Memoire steht in Sonnerat's Reisen Tom. III. pag. 135. ff.

nicht, an die Ausführung dieses allerdings sehr nützlichen Projektes zu denken. Von Andaman aus können die Kreuzer alle Schiffe im Bengalischen Meerbusen beunruhigen, und finden, im Fall sie einer größeren Flotte begegnen, hier stets einen sicheren Zufluchtsort.

Im Jahre 1791 errichteten die Engländer eine Colonie, die, wie es scheint, guten Fortgang hat. Der Hauptzweck dieser Niederlassung war, einen sichern Haven für die Kriegsschiffe während des Nordostmonsuns, und einen Verwahrungsort für Bengalische Verbrecher zu haben.

Die Insel ist reich an Holz; auch der zum Schiffsbau nützliche Teakbaum wächst hier im Ueberfluß, ingleichen der Banianenbaum (ficus religiosa), der Mandelbaum und der rothe Terpentinbaum; ferner der Penaigrobaum, welcher gutes Kienholz liefert, und der Eisenbaum (Mimusops elengi oder M. kauki) von außerordentlicher Höhe und so hart, daß er kaum von der Axt zu bezwingen ist; endlich das Rothholz, welches, wie der Mahagonybaum, zu schönen Tischlerwaaren verarbeitet werden kann.

Die einzigen vierfüßigen Thiere auf der Insel sind Schweine, Ratzen und das Ichneumon; die Iguana aus dem Eidechsengeschlecht, ist dem Federvieh schädlich. Auch giebt es mehrere Arten von Schlangen und Scorpionen, deren Biß nicht tödtlich ist, wiewohl er Zuckungen verursacht.

Fische sind häufig; die besten derselben sind: Barben, Kabbeljaue, Glattrochen und Schollen; Austern findet man in geringer Menge. Die Küsten wimmeln von schönen Muscheln, Madreporen, Kauris *) und dergleichen.

*) Die kleinen Porzellanschnecken, die im Negerhandel statt Münze dienen; 500 Kauris und darüber gehen auf eine Rupie d. i. 1000 — 1 Thaler.

Herr Chevalier, der Groß-Andaman im Jahre 1765 umschiffte, glaubte an den Küsten vollkommen angebautes Land zu sehen *). Dies scheint, nach Symes Bericht zu schließen, nicht der Fall. Die englischen Colonisten müssen sich in dem verwilderten Boden erst mit der Axt in der Hand Bahn machen. Auch läßt der wilde Zustand der Bewohner keine Cultur des Bodens vermuthen.

Die rohen Neuseeländer und die halbthierischen Feuerländer hält Symes für cultivirt im Vergleich mit diesen Insulanern, deren Anzahl übrigens 2000 bis 2500 nicht übersteigt. Sie leben zerstreut an den Küsten im bemitleidenswerthen Zustand der Noth und Armuth. Ihre Hütten bestehen aus vier Pfählen, die oben zusammenlaufen und mit Zweigen durchflochten sind; statt der Thüre sieht man ein Loch, das eben groß genug ist, daß ein Mensch durchkriechen kann. Hausgeräthe haben sie fast gar nicht. Ihr Lager sind aufgehäufte Blätter und zur Bereitung ihrer Speise, die größten Theils aus Fischen besteht, brauchen sie nichts als Kohlen, auf welchen sie die Fische braten. Zur Abwechselung essen sie Eidechsen, Iguanas, Ratzen und Schlangen. Gemüse wissen sie nicht zu bereiten. Die Banianenfeige weichen sie in Wasserpfützen, und bereiten sich daraus einen Leckerbissen. In den Uferhöhlen und Felsenklüften der Insel nistet die Salangane, oder Schwalbe, von der die bekannten Indianischen Vogelnester herkommen, welche von den Gourmants in China theuer bezahlt, von dem ausgehungerten Volk auf Andaman aber unangerührt gelassen werden. Unglücklicher Weise wächst die Cocosnuß, die auf den benachbarten Inseln so häufig ist, hier gar nicht; und obgleich die Einwohner sie begierig verzehren, wenn die Europäer sie ihnen in den Weg wer-

*) „Les bords de la mer, dans la partie de l'ouest, sont parfaitement cultivés"; sagt er.

sen; so wissen sie sie doch nicht zu holen. — Ein Bogen von vier bis fünf Fuß Länge, dessen Sehne aus Holzfasern oder Bambussplittern besteht, und Rohrpfeile mit Fischgräten oder hartem Holz zugespitzt, machen ihre vorzüglichsten Waffen aus. Ueberdies tragen sie einen Speer von hartem Holz und scharf zugespitzt, nebst einem Schilde von Rinde, um sich gegen ihre Feinde zu vertheidigen; denn auch diese Elenden führen Krieg, obgleich ihre Armuth keine Vertheidigung eines Eigenthums nöthig zu machen scheint. Am häufigsten brauchen sie jedoch ihre Waffen gegen die Fische.

Die Andamanen sind selten über fünf Fuß hoch, haben dünne Glieder, hängende Bäuche, hohe Schultern und große Köpfe. Sie sind eine offenbare Negernrasse mit wolligtem Haar, platten Nasen und dicken Lippen, ihre Augen sind klein und roth, ihre Haut dunkelschwarz; ihre Physiognomie drückt ein schauderhaftes Gemisch von Hunger und Wildheit aus. Sie gehen ganz nackt, und vermeiden den Umgang mit den Europäern. Ihre Religion, so viel man davon weiß, besteht in der Verehrung der Sonne; den Mond halten sie für eine untergeordnete Macht, und die Geister der Wälder, des Wassers und der Berge für deren Unterbeamten. Den Geist der Stürme suchen sie durch wilde Chöre, die sie in kleinen Haufen oder auf den Felsen ertönen lassen, zu besänftigen und seine Wuth abzuwenden.

Die Sprache der Andamanen soll mit keiner Indischen Aehnlichkeit haben, aber weder rauh noch unangenehm seyn. Ihre Gesänge sind wild, aber melodisch, und ihre Gebärden beim Singen werden als im hohen Grade ausdrucksvoll geschildert.

Die englische Colonie, welche sich hier niedergelassen hat, bestand, während der Anwesenheit des Major Symes, aus 700 Mann, eine Compagnie Seapoys, zur Be-

wachung der Gefangenen, mit eingerechnet. Die erste Niederlassung der Engländer wurde 1791 am südlichen Ende der Insel gegründet; aber zwei Jahre später auf des Admiral Cornwallis Rath weiter nach Norden verlegt, in einer kleinen, zwei Englische Meilen langen und eine halbe Meile breiten Insel, Chathamsinsel, die im Haven, Port Cornwallis liegt. Die Lage dieses Havens soll höchst reizend seyn; von allen Seiten vom Lande eingeschlossen, sieht man bloß einen kleinen Streifen von der See, die mit Inseln wie besäet, und von hohen, mit dichten Wäldern bekleideten Bergen begränzt ist. Die Sicherheit in diesem Haven, und seine Lage am Eingange in den Bengalischen Meerbusen geben diesem Etablissement einen hohen Werth in Rücksicht der andern Besitzungen der Engländer.

II.

Die Nicobarischen Inseln.

Diese Inseln gehören mit den vorigen zu einem Archipel; sie liegen südöstlich von Andaman, und nordwestlich von Sumatra. Unter den Canälen, welche die einzelnen Inselgruppen durchschneiden, sind der Sombrere-Canal und der St. Georges-Canal die vorzüglichsten. Der erste trennt die Insel Catchoute von Klein-Nicobar, der zweite scheidet die beiden Nicobaren, unter denen die südlichste die größte ist. — Die nördlichste Insel heißt Carnicobar. Unter den andern Inseln sind Nankawri, Sombreiro oder Pembou, Komorte und Trinkutte die merkwürdigsten.

Groß-Nicobar *) ist ungefähr sechs teutsche Meilen lang, und zwei bis drei Meilen breit. Die südliche Küste ist hoch und mit steilen Felsen umgeben; an den andern Küsten ist die Insel niedrig, eben, fruchtbar, gut bewässert, und mit trefflichem Holz bewachsen. Cocospalmen umkränzen die Baien und bilden lachende Ufer. Ein anderer Fruchtbaum wird von den Eingebornen Melori genannt; seine Frucht ist so groß als jene des Brodfruchtbaumes, hat einige Aehnlichkeit mit unsern Aepfeln und ist nebst Fischen die vorzüglichste Nahrung der Nicobaren. Die Einwohner sind groß, wohlgewachsen, und haben eine angenehme Gesichtsbildung; ihre Hautfarbe ist kupferfarbig. Ihre Kleidung besteht nur aus einem Gürtel, dessen Enden zwischen den Schenkeln herabhängen. Die Weiber tragen einen Rock, der bis an das Knie reicht. In ihrer Sprache bemerkt man einige malajische Worte; doch scheint sie viel eigenes zu haben. Sie haben weder Tempel, noch Götzenbilder, noch sonst einen Gottesdienst; sie erkennen auch kein Oberhaupt an, sondern leben in der vollkommensten Gleichheit. Ein Mönch, der sich eine Zeitlang unter ihnen aufhielt, versichert, daß die Nicobaren gute, friedliche, rechtliche Menschen wären. Sehr mit Unrecht hat man sie ehedem für Anthropophagen gehalten **). Sie leben in einfachen Hütten. Die Vielweiberei ist ihnen unbekannt.

Carnicobar ***), die nördlichste dieser Inseln, ist niedrig und beinahe rund. Aus der Entfernung angesehen, scheint

*) Nach Dampier, dessen Reise sich im 4ten Bande der Collection abrégée des voyages anciens et modernes etc. à Paris 1808 findet. Dampier besuchte im Jahre 1688 diese Insel.

**) Ein schwedischer Reisender im 17ten Jahrhundert, Koepping, will auf den Nicobaren auch geschwänzte Menschen gefunden haben. Linee beruft sich auf ihn zur Bestättigung seines homo lar.

***) S. Malte-Bruns Geographie.

sie ganz mit Bäumen bedeckt; wenn man ihr aber näher kommt, so bemerkt man mehrere offene, ungemein freundliche Gegenden. Der Boden ist im Ganzen sumpfig und besteht aus einem schwarzen Lehm. Bei der geringsten Sorgfalt bringt er fast alle tropischen Früchte im Ueberfluß hervor, als Ananas, Bananenpisang (Musa sapientum) Arekanüsse ꝛc. Im Uebrigen kommen die Pflanzen und Thiere mit denen der Andamaninseln überein. Doch ist die Cocosnuß hier häufig und dient selbst als Handelsartikel, den die Einwohner den Schiffern, welche hier anlanden, gegen Tücher und andere Zeuge vertauschen. Die Einwohner sind klein, aber wohlgewachsen, sehr lebhaft und behende, kupferfarbig und in ihren Zügen den Malajen ähnlich, nämlich sehr häßlich; besonders haben die Weiber ein widerliches Ansehen. Die Männer tragen kurze Haare; die Weiber scheeren sich den Kopf kahl. Beide Geschlechter tragen schwere Muscheln in den Ohren, wodurch das Läppchen herabgezogen und die Oeffnung außerordentlich groß wird. Ihre übrige einfache Kleidung ist wie auf Groß-Nicobar. Die Eingebornen sind gutmüthig und fröhlich, und unterhalten sich gern mit Fremden. Sie lassen sich gern von den Europäern zur Tafel laden, und beeifern sich dann ihren Gästen Ehre zu machen, indem sie ungeheuren Appetit zeigen. Sie setzen keinen großen Werth in den Wein, desto mehr ist der Arrak ihrem Geschmack angemessen. Sie lieben den Tanz und fröhliche Feste, die den größten Theil ihrer Zeit ausfüllen, indem sie von der Arbeit keine großen Freunde sind, und die Zeuge, die sie zu ihrer Kleidung brauchen, nicht selbst verfertigen. Geld wird hier bloß als Schmuck für die Frauen geachtet, welche den Hals bisweilen mit an einander gereihten Piastern zieren. Die Insulaner scheinen nichts von Diebereien zu wissen; ein Umstand, der bei einem Volke, das in vollkommener Gleichheit ohne Herren lebt, merkwürdig ist. Auch hier herrscht keine Vielweiberei, und der Ehebruch wird als ein

Verbrechen hart gestraft; denn man schneidet dem Verbrecher einen Theil des gesündigten Gliedes ab, und zwar um so mehr, je größer seine Schuld ist. Dies zeigt eine Art von Gerichtsbarkeit, welche mit der vollkommenen Gleichheit in einigem Widerspruch zu stehen scheint. — Die Engländer sollen gegenwärtig ein Etablissement auf Carnicobar errichtet haben.

Man glaubt, daß die Nicobarischen Inseln von Pegu aus bevölkert worden sind, und will auch eine große Aehnlichkeit der Peguanischen Sprache mit der Nicobarischen bemerkt haben. Uebrigens sind diese Inseln so oft von den Seefahrern besucht worden, daß die Einwohner fast Alle das verdorbene Portugiesische verstehen, welch s beinahe in ganz Indien gesprochen wird.

Die Asiatische Compagnie von Kopenhagen hat im Jahre 1756 in diesen Inseln Besitz genommen, und seit dieser Zeit ist die Dänische Flagge dort aufgepflanzt worden. Die Dänische Colonie aber, die sich dort niederließ, ist, wegen der Ungesundheit des Klima's, zu Grunde gegangen. Nur auf Nankawri haben sich einige herrenhutische Missionäre erhalten. — Auch eine Nation, deren Namen selten in fernen Welttheilen genannt wird, die Oesterreichische *), wollte hier eine Colonie anlegen, die sich bereits der Insel Sombreiro bemächtigt hatte; als aber das Dänische Gouvernement von Tranquebar sich anschickte, diese neuen Gäste fortzujagen, hatte der Tod der Oesterreichischen Colonisten ihnen bereits die Mühe erspart.

*) Wahrscheinlich die Oesterreichischen Niederländer.

III.

Die Sunda-Inseln.

A. Sumatra *).

Allgemeine Ansicht. Lage. Größe. Naturbeschaffenheit. Klima.

Die Insel Sumatra liegt im Süd-Westen und Süden der Halbinsel Malakka, zu beiden Seiten des Aequators, der fast mitten durch die Insel geht; denn sie erstreckt sich von 7° N. Br. bis zu 6° S. B. in der Richtung von Nordwest nach Südost. Sie ist gegen 200 teutsche Meilen lang und 45 bis 65 teutsche Meilen breit. Ihr Flächeninhalt kann auf 500 Quad. M. angenommen werden. Durch die Meerenge oder Straße von Malakka wird sie von Asien getrennt. Eine unzählige Menge kleiner Insel in dieser Straße, machen einen ehemaligen Zusammenhang mit dem festen Lande wahrscheinlich. Weiter gegen Südost, nach Borneo zu, liegen die größeren Inseln Banca und Billiton, und mehrere kleine Eilande und Felsenrisse. An der Westküste erstreckt sich

*) Nach Marsden history of Sumatra, London 1783. in 4. im Auszuge übersetzt im 3. Theil der Forster-Sprengel'schen Beiträge. Leipzig, 1783. — Eschelkrons Beschreibung von Sumatra. Hamburg, 1781. — Karl Miller's Nachrichten von Sumatra, aus dem 68 Bande der philosophischen Transactionen. Forrest's Beschreibung des Reiches Atschien auf der Insel Sumatra — und Andern.

in paralleler Richtung mit Sumatra, ein anderer Archipel, dessen größte Inseln, Berkens- oder Schweine-Insel, Rias, Minteon, Good Fortuyn, Bergh, und Nasau- oder Poggi-Insel genannt werden. In der Nähe der letzten liegen die Cocosinseln, welche von jenen bei den Andaman-Inseln unterschieden werden müssen. Endlich liegen in der Sunda-Straße, welche Sumatra von Java scheidet, ebenfalls mehrere kleine Inseln, unter denen die sogenannten Tausend-Inseln nicht mit Unrecht diesen Namen führen.

Sumatra ist reich an Baien und Häven, vorzüglich an der Ostküste, die jedoch, wegen der beschwerlichen und durch Stürme gefährlichen Fahrt, lange nicht besucht wurden; die gefährlichste Stelle ist in der Straße von Banca. Auf der Westküste findet sich die berühmte Bai Tapanooly, 1° 30′ N. Br., welche, in Absicht auf ihre natürlichen Vorzüge, wenige ihres Gleichen in der Welt haben soll, indem sie einen gegen alle Stürme gesicherten Haven bildet, der groß genug ist, alle Flotten von Europa aufzunehmen; ferner die Bai von Benkulen.

Eine Gebirgskette zieht sich durch die ganze Länge der Insel, doch näher der Westküste als gegen Osten, wo die Abdachung stärker, und der Boden sumpfiger ist. Das Hauptgebirge wird von andern Ketten eines Mittelgebirges umgeben. Der höchste Berg ist der Ophir, welcher Name von Europäern neugeschaffen ist, und daher nicht bis zu den Salomonischen Zeiten zurückdatirt werden muß; sein Gipfel ist 13,842 Engliche Fuß über der Meeresfläche erhaben.

Es giebt hier mehrere Vulkane, unter denen der von Ayer Raja eine Höhe von 1377 Fuß hat.

Zwischen den Abhängen der Mittelgebirge liegen einige

Seen, welche ihre Gewässer im prachtvollen Cascaden jäh in die Tiefe stürzen.

An der Westküste giebt es mehrere Küstenflüsse, einer der größern Flüsse in dieser Gegend ist der Sinkelfluß. An der Ostseite ist der Battoo-Bara der größte schiffbare Fluß im Lande der Battas, und ergießt sich in die Meerenge Malakka; der Rankan, Andragiri, und der Palimban, unfern der Straße Banca, bilden bei ihrem Ausfluß die drei größten Baien der Insel.

Das Klima ist für die Europäer nicht viel weniger gefährlich, als das zu Batavia auf Java. Doch ist die Hitze weniger groß, als man es auf einer Insel unter dem Aequator erwarten sollte. Der Thermometer steigt selten über 24 Grad Reaumur, während er in Bengalen wohl 31 Grad erreicht. Die Bergbewohner sind bisweilen genöthiget, sich in den kühlen Morgen am Feuer zu erwärmen. Doch sind Eiß, Schnee und Hagel unbekannte Dinge in Sumatra; desto häufiger sind die Gewitter, besonders während den Nordwest-Monsuns. In den Gebirgen sieht man fast an jedem Einwohner einen Kropf, der für eine Folge der nebligten Luft in den Thälern gehalten wird. In diesen Thälern erscheint nämlich mit Sonnenuntergang ein so dichter Nebel, daß sich seine Umrisse sogar ganz in der Nähe bestimmen lassen. Man nennt ihn dort Caboot. Gewöhnlich dauert es bis gegen Mittag, ehe ihn die Sonne ganz zertheilt. Das Jahr theilt sich in die trocknen und regnigten Monsuns. Der trockene oder Südost-Monsun fängt im Mai an und endigt im September; der regnigte oder Nordwest-Monsun fängt im Dezember an und endet im März; in den Zwischenzeiten ist die Witterung veränderlich. An der Westküste weht der Seewind von zehn Uhr des Morgens bis gegen sechs Uhr Abends; dann löst ihn während der Nacht der Landwind ab.

Das Land hat, vorzüglich in dem südlichen, breiten Theil, das Ansehen eines undurchdringlichen Waldes. Diese Wälder, welche die Nebel lange anhalten, tragen viel zur Mäßigung der Temperatur bei, befördern aber auch die Schädlichkeit des Klima's. Da in diesen waldigen Gegenden die Fruchtbarkeit sehr groß ist, so sehen es die Einwohner nicht gerne, wenn die Fremden an Ausrottung des Holzes arbeiten. Die Einwohner selbst, wenn sie einen Waldbezirk bearbeiten wollen, fällen die Bäume nicht an der Wurzel, sondern ziemlich hoch am Stamme, und verbrennen dann den Rest. Durch die Asche wird der Boden gedüngt und trägt reichliche Frucht. Er wird aber selten mehr als einmal bepflanzt, sondern bald wieder verlassen, wo er sich dann schnell mit Gras bedeckt, das schon einen Monat nach der Erndte hoch genug wird, um einen Tiger völlig zu verbergen. Dieser der Verwilderung preißgegebene Boden wird dann wieder zu Wald; und so trägt hier die Cultur wenig zur Veränderung des Klima's bei! Es ist indessen keinem Zweifel unterworfen, daß durch die Kunst die Nebel und ihr Einfluß auf die Gesundheit vermindert werden können. Auch haben die Europäer, die sich hier seit der Endeckung der Insel niederließen, mehr Mannschaft durch die vielen Kriege mit dem einheimischen Fürsten, als durch Krankheiten verloren. Die Colonien der Portugiesen und Engländer sind mehrmalen bis auf den letzten Mann niedergehauen worden; denn es leben hier kriegerische Völker, welche muthig und kraftvoll ihre Unabhängigkeit gegen die kaufmännischen Tyrannen vertheidigten, und es dem Geiz erschwerten sich, auf Kosten ihres Blutes und Schweißes, schnell zu bereichern. Die häufigen Kriege auf Sumatra sind selbst ein Beweis, daß das Klima nicht erschlaffend auf die Organisation des Menschen wirken kann. Wirklich finden wir auch in der industriösen und geistigen Ausbildung dieser Insulaner soviel Derbheit und Kraft, daß wir darin einen neuen Beweis des

alten Satzes finden; der Mensch könne in jedem Himmelsstrich seine Anlagen entwickeln, und die Dalekarlier, wie die Malajen unter der Linie sind gleich berufen zu jeder Stärke des Geistes und Körpers. Ueberall ist mehr in der gesellschaftlichen Verfassung, als im Klima die Schuld der Trägheit, Verworfenheit und Wildheit zu suchen, so wie der Grund einer harmonischen, vernunftgemäßen Ausbildung unserer Anlagen. Freilich scheint den wärmeren Zonen der Despotismus eigen zu seyn. Aber auch der Norden hat Tyrannen erzeugt, die keinem Asiatischen Despoten an Grausamkeit nachstanden; und wer will entscheiden, ob Spanier und Portugiesen oder Peruaner und Indier größere Greuelthaten in Amerika und Asien begangen haben? Der Himmel und der Boden sind daran unschuldig; überall waren es die Menschen und unter ihnen die Herrscher, welche hier Geist, Kraft, Vernunft und Gerechtigkeit, dort Dummheit, Sklaverei, Wahn und Laster des Volkes erzeugten. Worin der Grund liegt, daß ein Land durch weise Regenten gesegnet, ein anderes durch Blödsinnige und Wüthrige in den Fluch der Verächtlichkeit gestürzt wurde, wer will es untersuchen?

2.

Geschichte.

Die ganze Insel stand ehedem unter einem Fürsten, den die Reisenden gewöhnlich den Kaiser von Menangcabo nennen. Diese Benennung ist nicht unschicklich, indem dieser Monarch, gerade wie die ehemaligen teutschen Kaiser, das Haupt eines Heeres mächtiger Vasallen war, und außer stolzen Titeln wenig Macht besaß. Denn die

Fürsten, seine erblichen Reichsbeamten, strebten alle nach Unabhängigkeit, und erhoben sich nach und nach auch zu souverainen Königen, obgleich sie noch lange den Kaiser als ihren obersten Lehnsherrn erkannten, unter sich aber und gegen ihn selbst Krieg führten — unbeschadet der Förmlichkeiten, die sie bei Annahme seiner Befehle, gleich gehorsamen Lehnsträgern beobachteten, um nachher zu thun, was ihnen gut dünkte. Eine auffallende Aehnlichkeit mit der Geschichte unsers Vaterlandes! Merkwürdig ist es, daß der Kaiser und seine erbländischen Unterthanen Muhammedaner sind, während die Battas und einige andere unabhängige Völkerschaften auf Sumatra ihren alten heidnischen Glauben beibehalten haben. Es scheint, daß das große Reich Menangcabo bereits in Verfall war, und schon die Selbstständigkeit dieser Völkerschaften anerkannt hatte, als es erst den Islam annahm. Mit dieser Religionsveränderung begann für die Geistescultur der Unterthanen des Kaisers ein hellerer Tag, während die Einwohner der andern Fürstenthümer die alte Finsterniß unter sich erhielten. Dies giebt der Geschichte von Sumatra einen der teutschen entgegengesetzten Gang; dort wurde die Geistescultur von den Kaisern beschützt, bei uns als Majestätsverbrechen ehemals verfolgt und bestraft. — Alle Königreiche auf Sumatra, wo der Islam herrscht, sind wahrscheinlich spätern Ursprungs, als seit der Einführung der Muhammedanischen Religion. Seitdem sich die Könige von Achin, Indrapura, Mocomoco, Palembang und Jambi (Dschambih) zu mächtigen Herrschern erhoben haben, ist das Reich Menangcabo bloß auf einen Theil des Innern der Insel eingeschränkt und besitzt an den Küsten nur noch einige Häven. Die Einwohner von Sumatra glauben, daß Menangcabo schon in den ältesten Zeiten geblüht habe; es fehlt ihnen indessen an Jahrbüchern und an andern historischen Denkmalen, aus denen man ihre ältere Geschichte kennen lernen konnte. Nur die

schiedenheit der hiesigen Völkerschaften, ihre Sitte, Sprache und Gestalt können uns hier einigen Aufschluß geben. Wir finden nämlich hier zweierlei Arten von Malajen und einige wilde Negervölker, welche von jenen in das Innere der Gebirge zurückgedrängt sind. Die Negervölker sind wahrscheinlich die ältesten Einwohner der Insel, und dieselbe Rasse, die in Madagaskar, Neuguinea und andern Inseln des großen Oceans gefunden wird. Eine andere Völkerschaft sind Malajen, wie ihre Sprache zeigt, aber früher eingewandert als die Malajen Cultur und den Koran annahmen; sie sind Heiden und Ein Volk mit den Tagalos und Pampangos auf Manilla, den Alfuhris oder Hamfuris auf den Molukken, den Bisayns auf den kleinen Philippinen, den Maruts und Idahans auf Borneo und den gelblichen Einwohnern der Ladronen, Carolinen, den freundlichen und andern Südseeinseln. Auf Sumatra haben sich diese ersten Malajischen Ankömmlinge in verschiedene, von einander unabhängige, Völkerschaften getrennt, davon die Battas, Reangs und Lampoons die zahlreichsten und bekanntesten sind.

Die Muhammedanischen Malajen auf Sumatra halten einige Reisende für eine, später von der Halbinsel Malakka eingewanderte Colonie, die hier als Eroberer das große Reich Menangcabo stifteten. Diese spätere Einwanderung ist uns um deswillen nicht wahrscheinlich, weil die Battas noch immer eine gewisse, zum Theil abergläubische Ehrfurcht für den Kaiser hegen, obgleich sie seiner Herrschaft nicht mehr unterworfen sind. Wären die Muhammedaner als Eroberer nach Sumatra gekommen, so würden sie von den älteren Einwohnern gehaßt worden seyn, und selbst wenn diese sich später von dem fremden Joche wieder befreyt hätten, würde dieser Haß nur um so lebhafter wieder hervorgebrochen seyn. Da wir das Gegen-

Staatl. Bibliothek Regensburg

theil bemerken, so halten wir es mit Herrn Marsden nicht für unwahrscheinlich, anzunehmen, daß das Reich Menangcabo schon vor der Einführung des Islam in Sumatra blühte, daß die Battas schon damals von unruhigen herrschsüchtigen Vasallen von dem großen Reiche losgerissen waren, und, wie dies in Feudalstaaten gewöhnlich der Fall ist, dessen ungeachtet eine gewisse Achtung für das Haupt der Nation sich erhielt.

Wir werden in der Folge diese verschiedenen Völkerschaften, in Rücksicht ihrer Sitten und Verfassung noch näher kennen lernen, und bemerken hier nur noch, daß unter den verschiedenen Königreichen die Geschichte von Achin am meisten, und jene von Menangcabo am wenigsten bekannt ist. Gleichwohl verdienen gerade die Könige von Achin keineswegs diese Auszeichnung, denn sie waren mit wenigen Ausnahmen, blutdürstige Tyrannen, denen es wenig Ueberwindung kostete, ihre nächsten Verwandten, Bruder und Schwester, Mutter und Vater zu ermorden. Baulieu *) erzählt, unter welchen Umständen eine neue Dynastie auf den Thron von Achin erhoben wurde, welche Geschichte wir hier in der Kürze anzeigen wollen, da sich in ihr das Muster eines Achinischen Königs ausspricht.

Die Großen des Reichs, Orancays **) genannt, waren mächtig geworden, hatten aus ihren Häusern Festungen gemacht, solche mit Canonen besetzt, und versagten dem Könige, so oft sie wollten, den Gehorsam. Als

*) Mémoires du voyage aux Indes orientales du général Baulieu, im zweiten Theil der Relation de divers voyages curieux etc. par Melchisedech Thévenot. à Paris 1664 in Folio.

**) Kämpfer sagt, Orangrar, oder wie er schreibt, Ouangker, bedeute in der malajischen Sprache so viel als ein Forstmeister.

die alte Dynastie, etwa im Jahr 1580 n. C. ausstarb, versammelten sich die Orancay's, um einen neuen König aus ihrer Mitte zu wählen. Bei den vielen Kronprätendenten wurde das Wahlgeschäfte schwierig und langwierig; sie vereinigten sich endlich darin, einen alten Mann von siebzig Jahren, der in dem Rufe eines Weisen stand und sich während der Unruhen des Zwischenreichs durchaus ruhig verhalten hatte, zum Könige zu wählen. Der Greis schlug aber zwei Mal die ihm angetragene Würde aus, und erst als die Abgeordneten zum dritten Mal ihn erklärten, daß er nur zwischen der Krone oder dem Tode zu wählen hätte, ließ er sich überreden den Thron zu besteigen. Er ordnete hierauf glänzende Feste an, wozu alle Orancay's eingeladen wurden. Diese zogen unter großem Gedränge und Jauchzen des Volkes in feierlicher Prozession nach dem königlichen Pallast, wo sie mit Musik und Freudengeschrei empfangen wurden; sobald sie aber in die inneren Zimmer einer nach dem andern eintraten, wurden sie ergriffen, durch eine andere Thüre in einen verschlossenen Hof geführt, erwürgt und in eine Grube geworfen. Auf solche Art befreite sich der neue Monarch von diesen ewigen Feinden des königlichen Ansehens. Ihre befestigten Häuser wurden geschleift und ein Edikt herausgegeben, welches die Bauart der Wohnungen der neuen Orancay's, die der König aus seinen Anhängern ernannte, festsetzte. — Dieser König, der 95 Jahre alt wurde, soll zur Befestigung seiner Gewalt, in den ersten Jahren seiner Regierung an zwanzig tausend Menschen haben ermorden lassen.

Die Europäer haben sich zu verschiedenen Zeiten auf Sumatra niedergelassen. Die Portugiesen, welche die ersten Factoreien hier stifteten, führten mit den Königen von Ach in lange und blutige Kriege, deren Geschichte uns noch aufbehalten ist. Die Engländer ste-

hen schon seit den Zeiten der Königin Elisabeth mit Sumatra in Verbindung. Auch ihre Niederlassungen haben abwechselnde Schicksale erfahren. Gegenwärtig haben sie hier eine eigene Präsidentschaft in Benkulen, deren Hauptsitz das Fort Marlborough ist.—Die Holländer hatten ihre vorzüglichsten Etablissements auf der Ostküste der Insel. Das neueste Schicksal ihrer dortigen Colonieen ist nicht bekannt.

3.

Producte. Industrie. Handel.

Das Pflanzenreich auf Sumatra ist reich an allen köstlichen Gewächsen der wärmeren Zonen. Der Reiß ist auch hier das Hauptnahrungsmittel, und auf seinen Anbau schränkt sich größtentheils der Ackerbau ein; doch wird nicht genug Reiß erzeugt, um das Volk zu ernähren, daher sich in einigen Gegenden die ärmere Classe mit Mais begnügen muß und nur die Vornehmen gewöhnlich Reiß essen können. In der Gegend von Natal aber soll der Reiß sich wohl achtzigmal und in Soosor sogar hundertfältig vermehren. Außerdem findet man hier alle Früchte, die zwischen den Wendezirkeln wachsen, im Ueberfluß, vornämlich Mangustanen, deren Frucht die Süßigkeit der Traube mit dem Wohlgeschmack der Himbeeren vereinet; Rambustanen, Mangos, Jocks, Durions, Ananas, Zitronen und Orangen, Cocosnüsse, Sago und eine gemeine Art von Brodfrucht. Von den Gemüsen giebt es mehrere Arten, unter andern Bredy, eine Art Spinat, Lobuks, eine Art spanischer Radiese, die rothe und weiße Alunwurzel, und die Helena-Gattung, welche Clody ge-

nannt wird; viele Gattungen Bohnen und eine Art kleiner Zwiebeln. Die Landesproducte, die vorzüglich des Handels wegen wichtig sind, sind Kampher und zwar der beste, vom ächten Kampherbaum, der aber nicht nach Europa kommt, sondern nach China *) und Japan mit großem Vortheil verführt wird, Benzoe, Cassia, Baumwolle, Seidenbaumwolle (bombax ceida), vorzüglich aber Pfeffer, der nebst dem Campher der wichtigste Handelsartikel ist. — Das innere Land ist überdieß mit Wäldern von zum Theil noch unbeschriebenen Bäumen bedeckt.

Die Fauna von Sumatra ist arm, wie fast in allen Inseln Australiens, doch findet man hier noch Elephanten. Besonders ist die Classe der Säugethiere beschränkt; kleine Pferde, mehrere Affenarten, zwei oder drei Arten von Tigerkatzen, der Königstiger, Nashörner, Hirsche, Büffelochsen **), Elephanten, Marder, Stachelschweine, und die kleinen Schweinhirsche machen fast das ganze Register der Säugethiere aus. Unter den Vögeln zeichnet sich der Argus oder Fasan von Sumatra durch seine Schönheit aus. Die indianischen Hühner, finden sich auch hier, und zwar giebt es in dem südlichen Theil der Insel eine Art derselben, die außerordentlich hoch ist. Die Ardea argala oder die größte bekannte Reiherart hat Sumatra mit Bengalen und dem mittäglichen Afrika gemein. Der Engung oder Rhinocerosvogel trägt eine

*) Die Chinesen bezahlen den Campher von Sumatra wohl mit 300 Pfund Sterling für den Centner und verkaufen ihn dann wieder an die Europäer um den vierten Theil des Preises. Vermuthlich dient er zur Verbesserung ihres einheimischen Camphers. Dieser chinesische Kampherhandel hat etwas Räthselhaftes. S. Millers Nachrichten von Sumatra in Sprengel's Beiträgen. 1. Th. S. 17.

**) Die Büffel von Sumatra sollen so faul wie der Esel, und so schmutzig wie das Schwein seyn.

Art Horn auf seinem Schnabel. Auch die Schwalben, deren Nest den bekannten Leckerbissen giebt, sieht man hier, wie überhaupt auf allen Sunda-Inseln.

In den Flüssen findet man Crocodille und alle Gattungen Fische im Ueberflusse; man bedient sich hier, wie in Otahiti, einer betäubenden Pflanze, um die Fische zu fangen.

Die Gebirge der Insel verschließen wahrscheinlich mehrere Metalle. Bekannt sind aber nur Eisen und Gold, wovon letzteres, besonders im Reiche Menangcabno, einen ansehnlichen Handelsartikel abgiebt.

Die Malajen von Sumatra sind in den nützlichen Künsten nicht unerfahren; sie weben einige gute Zeuche, und obgleich sie mehrere Eisenwaaren von den Europäern einhandeln, so verstehen sie doch selbst das Eisen zu verarbeiten. Vorzüglich sind sie geschickte Goldschmiede. Der wichtigste Zweig ihrer Industrie ist der Schiffbau, der indessen ehedem wahrscheinlich beträchtlicher, und wovon die Flotten, die bisweilen 500 Seegel stark den Portugiesen entgegengiengen, ein Beweis sind.

Der Handel hat bereits in frühern Jahrhunderten mehrere Asiatische Nationen hieher gelockt und nach der allgemeinen Annahme sind die Malajen selbst durch denselben, und um Seeräuberei zu treiben, nach Sumatra gekommen. Mit Indischen, Chinesischen und Europäischen Waaren werden bedeutende Geschäfte gemacht. Die Muhammedanischen Einwohner kennen die Münzen, und mehrere Könige lassen selbst welche prägen. Die Battas aber wissen nichts von Gold und handeln nur durch Tausch. Die Indischen Maaße und Gewichte sind größten Theils auf der Insel bekannt.

4.

Einwohner. Charakter. Sitten. Sprache. Verfassung. Religion.

Wir haben bereits bei dem Ueberblick der Geschichte die Namen der verschiedenen Völkerschaften aufgeführt, und wollen hier nur noch, so viel es der beschränkte Raum verstattet, sie einzeln zu charakterisiren versuchen.

Die Battas bewohnen den an der Westküste gelegenen Theil von Sumatra, der nördlich von Achin und dem großen Flusse Sinkel, und südlich von Passuman begränzt wird. Das Land ist volkreich; der größte Theil der Einwohner wohnt aber in einiger Entfernung von der See mitten im Lande, in einem fruchtbaren Erdstrich. Der Grad der Cultur ist hier größer, als in den südlichen, mit Wäldern bedeckten Gegenden. Das Land ist in Districte, und diese sind in Stämme vertheilt. Die Battas sind kleiner von Gestalt, als die Muhammedanischen Malajen. Ihre Kleidung besteht aus einer Gattung baumwollnem Zeug, welches sie selbst verfertigen. Die Bedeckung des Kopfes ist gewöhnlich aus Baumrinde. Die Mädchen tragen Ringe von Blech in den Ohren, und zwar in so großer Menge, daß sie zuweilen fünfzig in jedem Ohr haben. Die Nahrung besteht aus Reiß und Mais. Bei Festen schlachten sie Vieh, sind aber so wenig ekel, daß sie auch wohl todtes Vieh, das sie auf dem Wege antreffen, verzehren. In den Flüssen haben sie wenig Fische, wegen der vielen Wasserfälle und des schnellen Laufs der Flüsse. Pferdefleisch halten sie für eine leckere Speise; daher auch bei ihnen die Pferdezucht am stärksten getrieben wird. Ihre Häuser stehen auf hölzernen Pfählen sechs bis acht Fuß hoch, welche oben breit und unten zugespitzt sind. Sie sind von Balken und Brettern zusammen gesetzt, und bestehen gewöhnlich nur aus einem

großen Gemach, in welches man vermittelst einer Fallthüre in der Mitte, auf einem starken, mit einigen Einschnitten versehenen, Holze hinaufsteigt. Die Furcht vor wilden Thieren hat diese sonderbare Bauart vermuthlich veranlaßt.

Die Städte heißen Campong und bestehen selten aus mehr als zwanzig Häusern; jedem gegenüber steht ein offenes Gebäude, wo die Battas den Tag übersitzen, und wo die unverheiratheten Mannspersonen des Nachts schlafen. Jeder Campong hat ein Balli oder Rathhaus, wo öffentliche Angelegenheiten betrieben, Feste gefeiert und Fremde gastfreundlich bewirthet werden.

Obgleich die Vielweiberei hier eingeführt ist, so wird die Tugend der Keuschheit doch hochgeachtet und ihr Gegentheil hart bestraft. Merkwürdig sind die dreifachen Arten von Ehen. Die erste, Joogoor, besteht darin, daß der Mann ein Mädchen ihren Aeltern abkauft, worauf sie wenig mehr als seine Sklavin wird. Bei der zweiten, Ambelaua, wählt der Vater des Mädchens sich einen Schwiegersohn, gewöhnlich aus einer geringern Familie, läßt sich von desselben eine gewisse Summe zahlen und nimmt den jungen Mann dann förmlich in seine Familie auf. Die dritte Gattung Ehe, Semundo, ist ein Vertrag auf Gemeinschaft der Güter, der so lange dauert als die Ehe. Bei der Scheidung werden Vermögen und Schulden wieder getheilt. — Die Battas sind dem Spiel leidenschaftlich ergeben, und treiben es so weit, daß sie bisweilen ihre Freiheit verspielen. Vom Pferderennen sind sie große Freunde. Es giebt wenig herrschende Laster unter ihnen. Der Diebstahl ist beinahe gänzlich unter ihnen unbekannt. Fremde aber zu bestehlen halten sie nicht für Unrecht, und man muß gestehen, daß sie den Europäern, welche es nicht für Unrecht halten, sich in den fremden Welttheilen Länder zueignen, die andern

Völkern gehören, den Vorwurf machen können, mit ihnen einerlei Begriffe von Eigenthum zu haben. Aber eine ihrer außerordentlichsten Gewohnheiten bestehet darin, daß sie, wie es unläugbar erwiesen ist, Verbrecher und Gefangene schlachten und verzehren. Die Battas, sagt Marsden, essen nicht Menschenfleisch, um den Hunger zu stillen, oder aus Mangel an andern Nahrungsmitteln; sondern um ihren Abscheu gegen das Laster, durch eine schmähliche Strafe an den Tag zu legen, und als einen schrecklichen Beweis des Hasses und der Verspottung gegen ihre unglücklichen Feinde.

Unter diesem Volke ist eine Art von aristokratischer Republik eingeführt. Die Regierung ist nämlich in den Händen vieler kleiner Chefs, die sich bisweilen zu gemeinschaftlichen Unternehmungen verbinden. In einigen Distrikten erkennen diese Chefs jedoch die Hoheit eines obersten Raja an. Diese Verfassung erinnert an die teutschen freien Reichsritter und an die mediatisirten Ritter.

Ueber die Religion der Battas ist noch viel Dunkelheit verbreitet. Sie erkennen ein gutes höheres Wesen, dessen Namen sie auszusprechen fürchten, und einen bösen Geist, den sie Murgiso nennen. Sie haben eine Gattung Priester, die das Amt haben, die Todten zu begraben und sich mit Weissagen abgeben. Ehe die Battas in den Krieg ziehen, schlachten sie einen Büffel oder weißes Huhn, und weissagen aus der Bewegung der Eingeweide den guten oder bösen Erfolg. — Da die Battas kein Metall besitzen, so hat diese Armuth, verbunden mit dem Ruf, daß sie Menschenfresser sind, die Fremden abgehalten, sich unter ihnen festzusetzen, und sie sind dadurch in dem Besitz ihrer alten Verfassung geblieben.

Die Rejangs sind eine andere Nation, die in der Mitte der Insel wohnt, und am meisten ihre Originalität beibehalten zu haben scheint. Sie sind klein, aber wohlge-

haut, und wenn man die häufigen Kröpfe der meisten Bergbewohner ausnimmt, selten verunstaltet. Die Farbe ihrer Haut ist gewönlich gelb; die Weiber, die sich der Luft weniger aussetzen, sind sogar ziemlich weiß, doch übrigens häßlich bis zum Ekel, wozu die schwarzen Zähne nicht wenig beitragen. Den Kindern wird die Nase frühzeitig platt gedrückt, und die Ohren werden ihnen so lang als möglich ausgedehnt. Die Augen der Rejangs sind schwarz und glänzend, und besonders bei den Weibern wie bei den Chinesen geformt. Die Rejangs sind übrigens Malajen, obgleich ihre Sprache etwas mehr als jene der Battas abweicht; auch haben sie eigene Schriftzüge. Herr Marsden hat eine ausführliche Beschreibung *) dieser Völkerschaft geliefert, auf welche wir hier, des Raumes wegen, um so mehr verweisen müssen, als ihre Sitten und Verfassung mit den Battas übereinstimmen; doch müssen wir bemerken, daß sie keine Menschenfresser zu seyn scheinen.

Die Bewohner von Menangcabo sind Muhammedaner und die cultivirtesten unter den Malajen von Sumatra. Sie stehen bei den andern Muhammedanern der Insel in dem Rufe der Heiligkeit; daher diese auch Wallfahrten nach der Hauptstadt unternehmen, wenn sie nicht nach Mecca gehen können. Sie fabriziren Gewehre, gießen Kanonen, und, um auch von ihrer geistigen Ausbildung etwas zu sagen, sind auf der Insel als die besten Liederdichter berühmt. Der Kaiser oder Sultan, dessen Gewalt gegenwärtig eben so eingeschränkt ist, als die eines gewöhnlichen Raja, behauptet dessen ungeachtet noch alle seine ehemaligen Rechte und Prärogativen, die ihm auch nie streitig gemacht werden, so lange er es nicht versucht, sie wirklich auszuüben. Die Könige von Achin, Indrapura, Mocomoco, Palembang und Jambi gestehen,

*) Sie stehet im 6ten Bande der Sprengelschen Beiträge übersetzt.

daß sie ihre Gewalt von ihm als ihrem Oberherrn erhalten haben; einige bezahlen ihm auch einen kleinen unbedeutenden Tribut. Alle aber handeln übrigens ganz unabhängig. Seine Person wird als heilig angesehen, seine Macht aber, die sich auf abergläubische Meinungen gründet, verbreitet nur Schrecken über die Schwachen, und wird von den Mächtigen verlacht. Was die Waffen allein ausführen können, sucht er durch hochtönende Edicte ins Werk zu setzen. Diese werden mit allen äußern Zeichen der tiefsten Ehrfurcht aufgenommen und nicht weiter befolgt, als insofern sie mit dem politischen Vortheil desjenigen Fürsten, an den sie gerichtet sind, übereinkommen. In neuern Zeiten haben die Holländer, deren Niederlassung, Padang, in der Nähe von Menangcabo liegt, nicht wenig dazu beigetragen, die Gewalt des Sultans zu schmälern, indem sie seinen ungehorsamen Vasallen Schutz und Hülfe leisteten. Bei der eingeschränkten Gewalt werden seine lächerlichen Titel, deren er sich noch immer bedient, abgeschmackt. Unter andern nennt er sich: Herr des dritten Theils des Holzes Macummat, welches die Eigenschaft besitzt, jede Materie zu beflügeln; Herr des Pallastes der Stadt Rom (Konstatinopel); Herr, der seine Auflagen in lauterm Golde scheffelweise einnimmt; der mit der Schöpfung von gleichem Alter; der Vicekönig des Himmels ist; Herr des unbesiegten Hahns; Herr, von dessen Augen eins ist wie die Sonne, und das andere wie der Mond ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Die Verfassung von Menangcabo, wie überhaupt in allen Malajischen Staaten, hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der ehemaligen teutschen Verfassung. Dieser Umstand könnte, wenn man des Herrn Tombe *) Wörterbuch der malajischen Sprache zur Hand nimmt, manchen

*) S. Voyage aux Indes orientales pendant les années 1802—1806 par Ches Fois Tombe á Paris 1810. Tome II. p. 245. ss.

Leser verleiten, den Ursprung der Teutschen von den Malajen abzuleiten. Denn hier heißt ein Tischtuch (Tischlaken) Taslak, ein Teller, Dalam, ein Glas, Glass, Bier, Bier, eine Auster, Tieram aouster, Erdäpfel, Artapal, zusammen sama - sama, Haus (Raum) Romma, Bohnen, Bounaqui, Kaffee, Copie, Karten, Carton, ein Wagen (Karete) Karetta, groß, bessar, weise, bisa u. dergl. mehr. Diese Verwandtschaft wäre vielleicht mit eben der Gründlichkeit nachzuweisen, als jene, welche neulich Herr Adelung zwischen der russischen und der Samskrit-Sprache durch die Aehnlichkeit einiger Worte bewährt haben will. Die Wahrheit ist aber, daß diese von Herrn Tombe als malajisch angeführten Worte wahrscheinlich holländischen Ursprungs sind, und nur von dem Franzosen nicht gekannt waren. Die malajische Sprache hat übrigens in ihrem Schalle weit mehr Aehnlichkeit mit der Estnischen und Finnischen Sprache, ohne daß wir deswegen einen gemeintschaftlichen Ursprung mit ihr vermuthen.

Die wissenschaftliche Cultur der Malajen ist noch in ihrer Kindheit. Marsden behauptet, sie hätten keine Annalen, und außer dem Koran überhaupt keine Literatur; dieß ist um so merkwürdiger, da fast jeder Malaje auf Sumatra schreiben kann.

5.

Topographische Beschreibung.

Eine eigentliche Topographie von Sumatra können wir schon um deswillen nicht liefern, weil das Innere des Landes von Europäern noch wenig gekannt ist, und es viele Gegenden giebt, wohin vielleicht nie ein Europäer sich verirrte. Die Eintheilung der Inseln in verschiedene Staaten haben wir schon oben erwähnt. Die Städte sehen

überdieß andern indischen Städten und Flecken so ähnlich, daß sich nicht viel davon sagen läßt. Wir können daher wenig mehr, als die Namen derselben anführen.

Die Hauptstadt von Menangcabo heißt Pangarajung, wo Flinten und Dolche und einige auch in England geschätzte Filigranarbeiten fabrizirt werden.

Achin, die Hauptstadt des Königreiches gleiches Namens, auf der Norspitze der Insel, war lange der vorzüglichste Handelsplatz in Sumatra. Die Chulias oder Kaufleute von Koromandel hohlen hier einen großen Vorrath eingesalzner Limonen, die sie zu ihren Seereisen brauchen, und deren hier 1200 Stück für einen Thaler zu haben sind. Andere Maurische und Indische Schiffe bringen Ellenwaaren aller Art hierher. Die Schiffe müssen hier 12 Procent Zoll an den König entrichten. — Das Land ist gut angebaut und enthält eine Menge Dörfer.

Das Königreich erstreckte sich ehedem weiter nach Süden, als gegenwärtig. Die Einkünfte des Königs bestehen hauptsächlich in den Aus- und Einfuhr-Zöllen und belaufen sich ungefähr auf 3000 Pfund Sterling.

Padang, an der Westküste, ist eine der holländischen Niederlassungen, deren es überhaupt sechs auf dieser Insel gab, und die gegenwärtig ohne Zweifel sich sämmtlich in den Händen der Engländer befinden. Wichtiger war die Factorei zu Palembang für die Holländer, welche hier ein Fort mit 80 Mann Besatzung hatten. Sie kauften hier an 2 Millionen Pfund Pfeffer, für etwa 6 Thaler den Centner, und an $1\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Zinn für ungefähr 16 Thaler den Centner. Das Zinn bezogen sie von der Insel Banca.

Die früheren englischen Besitzungen sind ebenfalls an der Westküste, zu Rattal, Tappanooly und Benkoulen, wo Marlborough, der Sitz der Präsidentschaft von Sumatra. Chinesen, Malajen und Negersklaven von Mozambique machen die Bevölkerung.

dieses Etablissements aus. Vierhundert europäische Soldaten und Sepoys gehören zur Besatzung. Nur der Pfefferhandel gehört der Compagnie, welche im Jahr 1773 einen Gewinn von 75,000 Pfund Sterling von diesem Etablissement zog. Der übrige Handel ist frei und wird von den Kaufleuten mit Vortheil betrieben.

Die Königreiche Indrapur und Mocomoco liegen auf der westlichen, Palembang und Jambi auf der östlichen Küste und alle im südlichen Theil der Insel. Von dem König von Palembang erzählt man, daß er einen unermeßlichen Schatz besitze, woran Marsden jedoch zweifelt.

Unter den benachbarten Inseln ist Banca die größte, zwischen ihr und Sumatra liegt die bekannte Straße Banca, welche alle europäischen Chinafahrer passiren und welche ihnen oft gefährlich wird. Aus Banca werden jährlich an 3 Millionen Pfund Zinn ausgeführt, und noch immer scheinen die Mienen unerschöpflich.

Die Insel Billiton im Osten von Banca und Lingam im Norden sind wenig bekannt.

Im Osten von Sumatra liegen mehrere Inseln, unter diesen wurden die Küsten von Enganno (ein portugiesisches Wort, welches die Betrügliche bedeute) lange für unzugänglich, so wie die Bewohner für Menschenfresser gehalten. Karl Miller hat sie besucht und ein gastfreies, gutmüthiges Volk dort gefunden; die Einwohner sind groß von Gestalt und kupferfarbig, und leben von Cocosnüssen, einer Gattung süßer Erdäpfel, Zuckerrohr und getrockneten Fischen.

Eine andere Insel in dieser Gegend wird von den Europäern Nassau und von den Eingebornen Pogy genannt. Sie ist mit Felsen und Bergen durchschnitten, welche hier durch irgend eine Erdrevolution übereins

Inseln.

under gethürmt zu seyn scheinen. Die Berge sind bis an den Gipfel mit Wäldern bedeckt, welche gutes Bauholz liefern. Der Sagobaum wächst im Ueberfluß und liefert den Einwohnern ihr vorzüglichstes Nahrungsmittel. Reiß wird nicht gebaut, aber Cocospalmen und Bambus findet man überall. Die übrigen Pflanzen und Früchte sind wie auf Sumatra. Unter den wilden Thieren bemerkt man rothe Damhirsche, Schweine, Affen und eine geringe Anzahl Tiger, aber weder Büffel noch Ziegen.

Die Einwohner, deren Anzahl auf 1400 geschätzt wird, sind groß, selten unter 5 Fuß 6 Zoll, und kupferfarbig. Sie gleichen den Tahitern sowol in ihren Zügen, als in der liebenswürdigen Einfalt ihrer Sitten. Die Polygamie ist ihnen unbekannt; aber die Verbindung unter unverheiratheten Personen beiderlei Geschlechts sehen sie für unschuldig an. Sie behaupten von der Sonne abzustammen.

B. Java. *)

1.

Lage. Größe. Naturbeschaffenheit. Klima. Geschichte.

Die Insel Java liegt zwischen 5° 15′ und 8° 30′ S. Br. süd-östlich von Sumatra; von welcher Insel

*) S. K. P. Thunberg's Reise durch einen Theil von Europa, Afrika und Asien in den Jahren 1770—1779. aus dem Schwedischen übersetzt von Groskurd. Berl. 1792.— *Tombe*, voyage aux Indes orientales pendant les an-

sie durch die Sundastraße getrennt ist. Ihre Länge erstreckt sich von Westen nach Osten vom 122° 20′ bis zu 132° 30′ östlicher Länge von Ferro und beträgt etwa 150 teutsche Meilen. Ihre Breite ist verschieden; in der Mitte unter 27° O. L. ist sie am schmalsten und beträgt ungefähr 15 teutsche Meilen; gegen Osten und Westen aber, besonders unter 125° und 130° O. L., 25 bis 30 teutsche Meilen. Der Flächen-Inhalt wird auf 3000 □ Meilen geschätzt, daher die Insel noch einmal so groß als Freland seyn muß.

Unter den Baien sind die von Boutan, Batavia, Pamanukan, Cheribon, Joana und Sourabaja (der Insel Madura gegenüber) auf der Nordseite, und die von Wyn Koopers, Schilpads, Crous und Rikens auf der Südseite die bekanntesten und größten. — Durch die ganze Länge der Insel zieht sich eine hohe Gebirgskette, nach mancherlei Richtungen in verschiedene Arme auslaufend; einige derselben streichen von Norden nach Süden, andere von Westen nach Osten. An der nördlichen Küste ist der Strand niedrig, und die Häven sind seicht und voll Schlamm. Alle Seefahrer bezeugen, daß hier das Wasser immer mehr abnimmt, so daß jetzt Morast ist, wo ehedem Schiffe vor Anker lagen. Die Nordseite ist die fruchtbarste; die Südseite hingegen gebirgig und zum Theil unfruchtbar. Ein großer Theil dieser noch nicht hinlänglich bekannten Küste ist mit jähen unersteiglichen Gebirgen besetzt und ohne Ankergrund.

nées 1802 — 1806. à Paris 1810. — *Labillardière*: Voyage à la recherche de M. de Lapérouse pendant les années 1791 — 1794 à Paris an VIII.: ins Teutsche übersetzt. Hamburg, bei Campe 1802. — Voyage par le Cap de Bonne-Espérance et Batavia à Samarcang etc. en 1774 — 1778. par *Stavorinus*, traduit du Hollandais à Paris, an VII. — Voyage en Austrasie et Polynésie, par *Roggewin*, a la Haye 1739. 2 voll. in 8vo.

Die höchsten Berge sollen der Prau, der Panangunau, der Passavan, und der Radiona seyn. Der Tagal, der einen Vulkan hat, liegt in der Mitte der Insel. Die beiden Brüder, welche von ihrer gleichen Gestalt diesen Namen haben, an der Südseite. Der Berg Tjorroton steht ganz isolirt und fast mitten im Lande. Er enthält mehrere Höhlen, welche durch Verwitterung entstanden zu seyn scheinen, und Wasser enthalten. In diesen Höhlen nisten die bekannten indischen Schwalben (hirundo esculenta). Unter den Vulkanen soll der Gété 8000 Fuß über der Meeresfläche erhaben seyn. Die Gebirge von Tingor im Nordosten der Insel, verrathen durch ihr ganzes Ansehen einen vulkanischen Ursprung; sie sind nicht wie andere Gebirgsketten verbunden, sondern stehen isolirt, bisweilen neben jähen Abgründen, die eingestürzte Thäler zu seyn scheinen. Man findet dort keinen Granit, sondern pulverisirtes Gestein, dessen Decke ein fruchtbares Erdreich geworden ist. Der Berg Brama, ein Vulkan, wird von den Bewohnern verehrt. In der Regenzeit stürzen die Gewässer mit großer Gewalt von diesen Höhen und bringen Ueberschwemmungen in den Ebenen hervor. Die Berge sind bis zum Gipfel grün, mit Holz bewachsen, und gewähren einen malerischen Anblick. Auf den Höhen findet man, nach Thunberg, beinahe nordeuropäisches Klima, und auch verschiedene Moose und Flechten, die sonst in den wärmsten Ländern Indiens sehr selten und fast gar nicht anzutreffen sind.

Ein so schmalees Land kann keine großen Flüsse haben; ihr schneller Fall macht es überdieß gefährlich, sie zu befahren, doch sind, besonders auf der Nordseite, einige schiffbar. Der größte auf dieser Küste ist der Joana. Der Fassem, Samangi und Sandapoera stehen mit einander in Verbindung. Auf der Südseite ist der Calitondo der größte. Auch erleichtern eine Menge Canäle,

wenigstens in der Nähe von Batavia, die Communication zwischen dem Lande und der Stadt.

Das Klima ist gemäßigter, als man es unter dieser Breite vermuthen sollte. In Sourabaya, auf der Nordküste steigt der Thermometer auf 27° in der trockenen Jahrszeit, während der Regenzeit selten über 23° Reaumür. Tag und Nacht sind hier zu allen Zeiten des Jahrs beinahe gleich lang. Die Sonne läuft fast gerade über dem Kopfe der Bewohner weg, geht um sechs Uhr auf und um sechs Uhr unter. Die in den gemäßigten Klimaten so angenehme Dämmerung hat man hier nicht. So bald die Sonne unterm Horizont ist, wird es augenblicklich dunkel und die Luft kühl. Die Regenzeit oder der hiesige Winter, West-Jahrszeit (West-Moesson) genannt, fängt im November an und dauert bis zum März; dann wehen die Westwinde. Doch wechseln Land- und Seewinde täglich regelmäßig mit einander ab. In der trockenen Jahrszeit sind die Ost- und Nordwinde herrschend.

In den Gebirgen ist es oft so kalt, daß man sogar Eis findet. Die Bewohner sind daher genöthigt, in ihren Hütten Feuer zu machen, um sich zu erwärmen. Herr Lachenault de la Tour hat im Moniteur No. 231. vom 19. Aug. 1811. einige interessante Nachrichten hierüber mitgetheilt. Er erzählt, daß am 13. Aug. 1803 man in den Gebirgen von Tingär eine Linie dickes Eis über dem Wasser gefunden habe, welches allerdings als eine so seltene, als merkwürdige Erscheinung unter 5° 30′ südlicher Breite angesehen werden muß.

Erdbeben sind auf Java eine gewöhnliche Plage.

Das Klima auf Batavia ist bekanntlich den Europäern in einem furchtbaren Grade nachtheilig; daran aber ist mehr die Lage der Stadt in einer sumpfigen, mit Canälen durchschnittenen Gegend Schuld, als das Klima der Insel selbst. Cook und Thunberg haben die Ursachen der

großen Sterblichkeit in Batavia nicht bloß im Local, sondern auch in der üblen Gewohnheit der chinesischen Einwohner, allen Unrath in die Canäle zu werfen, gefunden. Die Nordküste, das ist, gerade diejenige, welche den Europäern am bekanntesten und von ihnen recht eigentlich in Besitz genommen worden ist, scheint zwar die fruchtbarste, aber auch die ungesundeste zu seyn. In andern Gegenden von Java ist die Sterblichkeit weit weniger groß, und den Eingebornen durchaus nicht nachtheilig. Olivier van Noort *) fand in Joartam einen indischen Priester, der hundert und zwanzig Jahre alt war, und andere Reisende haben mehrere Beispiele von alten Leuten angeführt. Herr Lachenault de la Tour fand in den Gebirgen von Tingar mehrere Greise von 80 Jahren, und überhaupt einen viel gesunderen, stärkeren Menschenschlag, als in den morastigen Ebenen.

Da die Holländer ihre erste ostindische Colonie auf dieser Insel errichteten, wie sie denn auch wahrscheinlich die letzte war, welche die Engländer ihnen nicht entrissen haben: so wird es nicht unschicklich seyn, hier eine Skizze ihrer Geschichte zu geben.

Als die Holländer das spanische Joch abgeworfen hatten, verbot Philipp II., der damals (1594) Portugal mit Spanien verbunden hatte, den Portugiesen alle Gemeinschaft mit seinen Feinden. Dieser Despot, sagt Raynal **), sah nicht voraus, daß ein Verbot, wel-

*) Beschryvinge van de Voyage om de gehele weereltcloot door Olivier van Noort. Rotterdam, ohne Jahrszahl, in Fol. Van Noort reis'te im Jahr 1598 von Holland ab und kam im Jahr 1601 wieder nach Rotterdam zurück.

**) Historie philosophique et politique des établissemens et du commerce des Européens dans les deux Indes. A la Haye 1774. Tome I. pag. 206.

ches die Holländer schwächen sollte, sie in der That mächtiger machen mußte. Sie hätten sich damit begnügt, in den europäischen Gewässern durch Frachtlohn sich einen mäßigen Gewinn zu erwerben. Statt dessen mußten sie jetzt suchen ihre Flagge in entferntere Meere zu führen, um den Verlust zu ersetzen, den sie dadurch erlitten, daß sie sich von Portugal ausgeschlossen sahen. Die Unmöglichkeit, die ostindischen Producte in der Nähe zu erhalten, leitete sie auf den Gedanken, sie an ihrer Quelle aufzusuchen. Ein Versuch, den Weg nach China und Japan durch das Nordmeer zu finden, war ihnen, wie früher schon den Engländern, mißlungen. Während sie aber noch mit Aufsuchen dieses Weges beschäftigt waren, ward ihnen unerwartet ein anderer Vorschlag gemacht. Cornelius Houtman, ein holländischer Kaufmann von unternehmendem Geiste, der in Lissabon wegen Schulden gefangen saß, ließ den Amsterdamern sagen, daß er ihnen sehr nützliche Entdeckungen mittheilen würde, im Fall sie ihn aus seiner Gefangenschaft befreiten. Er hatte nämlich ausführliche Nachrichten über dem Weg nach Indien und über den dortigen Handel gesammelt. Seine Vorschläge wurden angenommen und seine Schulden bezahlt. Houtman kam nach Amsterdam und theilte seinen Befreiern seine Einsichten mit. Diese vereinigten sich in eine Gesellschaft und rüsteten eine Escadre von vier Schiffen aus, die sie ihm anvertrauten. Der vorzüglichste Zweck dieser Reise war, die Küsten, die Völker, die Producte und den Handel in Indien kennen zu lernen und, soviel als möglich, die portugiesischen Besitzungen zu vermeiden. Houtman erforschte die Küsten von Afrika und Brasilen, besuchte Madagascar, landete auf den Malediven und gieng nach den Sunda-Inseln. Hier sah er die Felder mit Pfefferpflanzen bedeckt, kaufte diese und noch köstlichere Gewürze, und brachte durch sein weises Betragen ein Bündniß mit dem mächtigsten Könige in Java zu Stande. Er kehrte

nach Holland zurück, wohin er nur geringe Schätze, aber desto größere Hofnungen brachte. Auf seinen Bericht und den Einsichten gemäß, die man seiner Reise verdankte, beschlossen die Amsterdamer Kaufleute, ein Etablissement auf Java zu errichten, wodurch sie den Pfefferhandel erhalten, sich den Gewürzinseln nähern, und den Handel nach China und Japan vorbereiten, überdem vom Mittelpunkt der europäischen Macht, die sie in Indien damals zu fürchten hatten, entfernt seyn würden. — Admiral van Neck wurde mit acht Schiffen nach Java geschickt. Der Haß, den die Portugiesen überall erregt hatten, gereichte den Holländern zum Vortheil, so daß diese auf Java einen günstigen Handel schlossen. Der Admiral schickte vier reich beladene Schiffe nach Europa und gieng mit dem Rest der Flotte nach den Molukken, weil er erfahren, daß die Eingebornen die Portugiesen aus einigen Inseln verjagt hatten. Darauf errichtete er hier einige Comptoirs, schloß mit den Königen Bündnisse und kam mit großen Reichthümern nach Europa zurück. Die Freude über seine Rückkunft war außerordentlich. In allen Handelstädten von Holland vereinigten sich jetzt Gesellschaften von Kaufleuten, die Schiffe nach Ostindien ausrüsteten. Im Jahre 1602 wurde diese Gesellschaft von den Generalstaaten in Eine, unter dem Namen der Ostindischen Compagnie, vereiniget, welche das erste Beispiel eines, nachher auch in andern europäischen Ländern nachgeahmten, mächtigen Staates im Staate wurden. Die Compagnie schickte den Admiral Warwik, (den die Holländer für den Stifter ihrer Handlung ansehen) mit vierzehn Schiffen und einigen Jachten nach Ostindien, wo er unter andern auf Java ein Fort anlegte. Die Händel, in welche die Holländer mit dem Könige von Bantam geriethen, und ein Krieg mit den Engländern, bewogen sie einige Jahre später, i. J. 1611, ein Fort bei Jacatra, der Hauptstadt eines andern Königs anzulegen, das bald der Hauptsitz des

ganzen holländisch = ostindischen Handels wurde, und den Namen Batavia zur Erinnerung an die alten tapfern Ahnen des holländischen Volkes, an die Bataver, die Cäsar bekriegte, erhielt.

Java war damals unter verschiedene Könige vertheilt, deren mächtigster, der König von Mataran, auch wohl Kaiser genannt wurde. Die Holländer haben einige dieser Königreiche gänzlich erobert und ihren Besitzungen einverleibt, z. B. das Königreich Jacatra, in dessen Gebiet Batavia liegt; in andern haben sie sich begnügt, Könige ein- und abzusetzen, die Minister dieser Könige zu ernennen und den Monarchen eine holländische Garde zu geben, welche sie in dem guten Vorsatz beschützen sollten, die gehorsamen Vasallen der Ostindischen Compagnie zu bleiben. Die Geschichte des Verfahrens der Holländer, wie überhaupt aller seefahrenden Nationen, in Indien, enthält eine wichtige Lehre für sie und für alle Völker. Lange haben Holländer, Spanier, Portugiesen und Engländer in Asien und Amerika recht gefunden, was ihnen jetzt, da die Vorsehung einen Helden ausgerüstet hat, alle Unbilden der Vergangenheit zu rächen, unrecht scheint.

2.

Naturproducte. Einwohner. Sprachen.

Java ist von mehreren Naturforschern besucht worden, unter denen wir nur die neuern, Thunberg und Labillardière anführen. Ihnen verdankt man eine genauere Bekanntschaft, vorzüglich mit der Flora von Java, als es bei den andern Sunda-Inseln der Fall ist. Indessen dürfte noch immer eine reiche Nachlese für folgende Reisende zurückgeblieben seyn, besonders, da nur die Nordküste be-

sucht wurde, die Südküste dagegen und das Innere der Insel wenig bekannt sind.

Wir können hier nur die vorzüglichsten Producte anführen, und müssen, des Raumes wegen, auf die Schriften der obengenannten Reisenden diejenigen Leser verweisen, welche sich über die Naturgeschichte von Java näher unterrichten wollen.

Aus dem Pflanzenreich liefert Java Reiß, Mais, mehrere europäische Gewächse, die hier trefflich gedeihen und zum Theil sich veredelt haben, als Kohl, Rüben, Kartoffeln, Bohnen, Zwiebeln ꝛc.; Kokosnüsse, Pisang, Wassermelonen, Pompelmusen, Ananas, die Frucht des Kujavabaumes (Psidium), Jambo (Jambolifera indica), Mango (Mangifera Indica), Brodfrucht (Boa Nauca), Salacie, Annona, Rotang, (Calamus rotang), Rambutan (Nephelium lappaceum), Mangostanen (Garcinia mangostana), Wassermelonen, Feigen, Kaffee, Zuckerrohr, Betel, Spanischen Pfeffer (Capsicum), Ingwer, sowol den ächten (Amomum Zingiber) als den gemeinen (A. Zerumbet) und Kardamom (Amomum compaetum). Alle diese Gewächse und Früchte dienen zu Speisen oder Gewürzen. Unter den Färbepflanzen dient der indische Maulbeerbaum (Morinda citrifolia) zum Rothfärben. Der Indigo wächst überall wild. Der Kajaputbaum (Melaleuca leucodendra) aus dem das bekannte Kajaputöl bereitet wird, ist hierher verpflanzt worden und gedeiht vortrefflich. Unter den andern medizinischen Pflanzen bemerken wir die Kassie und zwar sowol Cassia javanica als Cassia fistula. Auch führt Thunberg ein sonderbares Kraut an, das den Stein in der Harnblase auflösen soll. Er hat die Blüte nie gesehen; einige wollen, sagt er, es sey eine Art Steinbrech (Saxifraga). — Unter den Bäumen, welche schöne Alleen bilden und den so nöthigen Schatten geben, nennt Labillar-

diére: Mimusops elengi, Nauclea orientalis, Calophyllum inophyllum, Guettarda speciosa, Casuarina equisetifolia etc. Auch müssen unter den Bäumen der Teakbaum, die Bauhinia, Agave viviparia etc. angeführt werden.

Der berühmte Giftbaum Bohan upas hat besonders hier zu mancherlei Fabeln über seine fürchterliche Wirksamkeit Anlaß gegeben.

Aus dem Thierreich bemerken wir Büffel, Pferde, wilde Schweine, fliegende Eidechsen, Krokodille und eine beschwerliche Menge von Insecten, vorzüglich Moskitos, Ameisen, Kakerlaken (Blattae) und eine große Cicade, die einen so gellenden Schall von sich giebt, daß man eine Trompete zu hören glaubt. Unter den Vögeln giebt die Schwalbe (Hirundo esculenta) einen bedeutenden Handelsartikel, wegen der eßbaren Nester. — Eine große Anzahl von Fischen dient den Einwohnern zur Nahrung.

Die Gebirge in Java liefern Metalle, sogar Gold; da aber die Ausbeute die Kosten nicht ersetzt, und durch den Handel mehr zu gewinnen ist, als durch eine mühsame Arbeit in den Minen, so ist dieser Zweig der Industrie gänzlich vernachlässigt.

Ob die ursprünglichen Einwohner von Java Malajen sind, ist noch nicht ausgemacht. Ihre Gestalt und ihr Charakter stimmen ziemlich mit dieser Nation überein; aber ihre Sprache soll verschieden seyn. Die Javaner sind gelb von Farbe, haben schwarze, nicht tief liegende Augen, eine nur wenig zurückgedrückte, doch kurze und stumpfe Nase; langes, schwarzes Haar, einen nicht sehr großen Mund, die Oberlippe mondförmig umgebogen, dick und etwas hervorstehend; sie sind in der Regel von mittlerer Größe, bisweilen sogar lang; ihre Physiognomie ist nicht unangenehm. Das Klima macht sie träge; es

fehlt ihnen jedoch nicht an Lebhaftigkeit des Geistes, aber sie mögen sich im Denken nicht anstrengen. Das Opium ist bei ihnen sehr im Gebrauch und vermehrt die natürliche Leidenschaftlichkeit, die sie, besonders wenn sie von Rachsucht getrieben werden, zu furchtbaren Rasenden macht. — Die Kleidung der Javaner besteht in einem Schnupftuch, das sie um den Kopf wickeln, einer Weste mit vielen kleinen Knöpfen und einem um den Leib befestigten Rock, den sie Kajin nennen. Bei den Vornehmen ist die Weste nicht selten prächtig geschmückt. An den Füßen tragen sie Pantoffeln, die vorn quer abgeschnitten sind und in die Höhe stehen; übrigens gehen sie mit bloßen Beinen ohne Strümpfe. Die Frauen tragen um den Leib zur Bedeckung der untern Theile bis zu den Füßen, ein Tuch, das um den Unterleib zusammen gewickelt wird, und oberwärts ein halbes Hemde. Das Haar winden sie oben auf dem Kopfe zusammen, und befestigen es mit einer Nadel. Die vornehmen Damen gebrauchen auch Pantoffeln, die nicht selten reich verziert sind.

Die Javaner haben keine Geschlechtsnamen; jeder hat seinen besondern Namen, der überdies oft gewechselt wird. Sonderbar ist die Gewohnheit, daß nicht die Kinder nach den Vätern, sondern umgekehrt die Väter nach dem Söhnen genannt werden. Wird der Sohn z. B. Tjoso genannt, so hört der Vater auf, seinen bisherigen Namen zu führen und nennt sich Bappa Tjoso, d. i. Tjoso's Vater. Kommen mehrere Söhne, so nennt er sich allezeit nach dem jüngsten.

Die Javaner sind Freunde vom Putz, und lieben Spiel und Musik. Sie führen die gewöhnlichsten Waffen der Malajen. Ob alle sich zur Muhammedanischen Religion bekennen, oder ob in den Gebirgsgegenden der Südseite sich noch Heiden erhalten haben, scheint uns unausgemacht zu seyn.

Unter den andern eingewanderten Nationen sind die Chinesen die zahlreichsten und arbeitsamsten. Sie sind die Vorsteher fast aller Fabriken in der Stadt, treiben ausgebreitete Handelsgeschäfte, und haben sich auch auf dem Lande niedergelassen, wo sie in Dörfern wohnen und den Ackerbau treiben. Sie haben die Sitten und Religion ihres Vaterlandes größten Theils beibehalten und vermischen sich auch selten mit den andern Völkerschaften auf Java. Da sie jedoch wenig Weiber aus China erhalten, so mußten sie Anfangs Javanische Weiber nehmen. Wir werden bei der Beschreibung von China den Charakter und die Gebräuche dieses Volkes näher kennen lernen, und begnügen uns hier nur mit einer kurzen Notiz. Die Chinesen auf Java, sind thätig, erfinderisch, und in allen practischen Künsten erfahren. Wenn man ihnen einen Plan zur Construction eines Gebäudes oder einer Maschine mittheilt, so führen sie ihn aus, er sey auch noch so schwierig. Dafür sind sie aber auch bis zur Lächerlichkeit eitel, und glauben, daß die Chinesen allein Verstand und Einsicht besitzen. Als Soldaten sind sie nicht zu brauchen, denn sie sind feig und weibisch, gleichwohl sehr zu Meuterei geneigt; doch fangen sie nie eine Empörung an, außer wo sie sehen, daß sie drei- oder viermal so stark sind, als die feindliche Partei. — Das häusliche Leben der Chinesen verräth einen achtungswürdigen Fond von Sittlichkeit. — Die Chinesischen Mädchen leben in ihren Zimmern verschlossen und beschäftigen sich mit Nähen und Sticken. Sie erscheinen nie öffentlich, und daß in einem Hause Mädchen sind, erfährt man nur mittelst einer großen irdenen Vase, die einem gewöhnlichen Blumentopf gleicht, und die man auf das Dach setzt, um anzuzeigen, daß hier disponible Mädchen wohnen. Sobald sie verheurathet sind, wird der Topf zerbrochen. — Die Ehen werden von den Aeltern geschlossen, ohne daß die Verlobten vor dem Hochzeitstage mit einander zusammen kommen. Einmal verhei-

rathet, leben die Frauen in dem Innern ihres Haushalts zurückgezogen, und dürfen nur ihre Verwandten sehen. Nur die Armen lassen sie arbeiten und in den Laden dienen, wo sie jedoch mit Strenge bewacht werden. Ungeachtet dieser Lebensart, dieser Strenge und Sklaverei, in welcher die Chinesischen Weiber leben, giebt es kein Volk, das mehr häusliche Tugenden besäße. Der Chinese ist ein guter Sohn, guter Vater, guter Ehemann und treuer Freund. Er treibt die Dankbarkeit aufs höchste. Sie ist ihm angeboren, und man hat oft gesehen, daß er sein Vermögen oder das Wenige was er besitzt, den Europäern anbietet oder mit ihnen theilt, die ihm einst einen Dienst geleistet haben und nun ihrerseits Hülfe bedürfen. Gleichwohl giebt es auch viel Chinesen, deren Sitten bereits sehr verdorben sind, wie dieß unter allen Völkern der Fall ist. Die Habsucht geht bei Einigen so weit, daß sie ihre Töchter oder ihre Nichten, wenn diese von ihnen abhängig sind, vermiethen. Man hat in Batavia mehrere Beispiele, daß die Chinesen, wenn sie zur Ausbreitung ihres Handels Geld brauchen, ihre Töchter den Europäern zum Unterpfand für die geliehene Summe geben. Die unglücklichen Opfer dieses niederträchtigen Handels sind dann so lange Sklaven, bis es den Aeltern gefällt, die erborgte Summe zurück zu zahlen und sie auszulösen. Es ist zwar wahr, daß sie vorzüglich nur die Wittwen auf solche Art versetzen, aber diese Gewohnheit ist darum um nichts weniger barbarisch.

In Batavia und andern Handelsplätzen der Insel findet man auch Mauren, Araber, Indier, Neger und Japaner. Die Europäer haben hier viel von ihrer Eigenthümlichkeit verloren, und besonders auffallend ist es, daß die emsigen Holländer hier ein wahres Schlaraffenleben führen, und den größten Theil des Tages mit Essen und Schlafen vollbringen. Das Klima giebt ihnen allen ein blasses kränkliches Ansehen, von dem auch die Wei-

ber nicht frei sind und das ihrer übrigen, nicht unangenehmen Gestalt allen Reiz benimmt. Das Sterben ist hier eine so alltägliche Erscheinung, daß man die Nachricht von dem Tode eines Freundes oder Bekannten mit der größten Gleichgültigkeit aufnimmt. Wenn ein Holländer in Batavia hört, daß dieser oder jener gestorben sey, so ist seine Antwort gewöhnlich: Gottlob, er war mir nichts schuldig! oder: da muß ich meine Forderung von den Erben eincassiren.

Die Holländer haben die protestantische Religion in Batavia eingeführt, zu der sie viele Malajen und schwarze Portugiesen bekehrt haben. Alle Religionen werden in Batavia geduldet; nur die katholische nicht. Dieser Intoleranz wird jetzt wahrscheinlich ein Ende gemacht werden.

Unter den Europäern wird gewöhnlich Holländisch gesprochen; die Asiatischen, auf Java wohnenden Völkerstämme verstehen sämmtlich Malajisch, daher man hier, wie überhaupt in einem großen Theil von Indien mit dieser Sprache sich, wie in Europa mit der Französischen, leicht verständlich machen kann. Thunberg versichert, das Malajische sey leicht zu erlernen. Daß diese Sprache ungemein wohlklingend sey, ist von allen Reisenden, die Gelegenheit hatten, sie kennen zu lernen, bemerkt worden. Das Malajische wird hier mit Arabischen Buchstaben geschrieben. Die Javaner haben eine eigene Schrift und schreiben von der Linken zur Rechten. *)

---

*) Thunberg hat seiner Reise ein kleines Malajisches Wörterbuch beigefügt; dem Herr Langles in der französischen Uebersetzung noch ein Wörterbuch der Javanischen Sprache angehängt hat. Herr Tombe ist dem Beispiel Thunbergs gefolgt, aber in seinem Wörterbuche finden sich meh-

3.

Industrie und Handel.

Der Reißbau, die Zucker- Kokos- und Pfefferplantagen sind hier der wichtigste Zweig der Agricultur. Seide wird nicht bereitet, von der Baumwolle aber giebt es zwei verschiedene Arten. Die eine wächst auf einem hohen Baume (Bombax pentandrum), der eine große, ausgebreitete und schöne Krone hat. Die den Saamen in der Hülse umgebende Baumwolle, Kapok genannt, wird nicht gesponnen, sondern nur zu Matratzen, Polstern und Kopfkissen gebraucht. Die andere ist die krautartige Baumwolle, die auf einem Strauch (Gossypium herbaceum) wächst, der innerhalb sechs Monaten mehr als Mannshoch wird, und dann vor Ablauf des Jahres wieder verwelkt. In den Saamenbehältern befindet sich die feine Wolle, die Kapas heißt, gesponnen und zu Kattunen von allen Graden der Feinheit verarbeitet wird. Von dem Saamen wird sie dadurch geschieden, daß sie auf straff ausgebreitete Tücher gelegt, und mit Stöcken so lange geschlagen wird, bis aller Saame sich abgesondert hat. —

Auf Java wird der beste Arrak bereitet.

Die Javaner verstehen, wie andere Malajen in Eisen zu arbeiten, sind Waffenschmiede, und bauen Schiffe.

rere holländische Worte, die er, wie bereits oben bemerkt, für Malajisch gehalten hat. — In Amsterdam erschien 1736: Maleische Spraak-Kunst von Georg Heinrich Werndly. Wörterbücher sind mehrere in Batavia gedruckt, unter andern: Nieuwe Woordenschat in Nederduitsch, Maleidsch en Portugeesch. Batavia, 1780. 8. Gegenwärtig wird in Paris in der kaiserlichen Druckerei ein Malajisches Wörterbuch gedruckt.

Die Nähe von Batavia, wo alle Europäische Handwerke getrieben werden und mehrere Fabriken errichtet sind, hätten die Insulaner mit unsern nützlichen Künsten bekannt machen sollen. Aber abgerechnet ihre natürliche Trägheit, die sie schneller bereit zum Kriege, als zur Arbeit macht, mögen auch die Europäischen Krämer sich wenig darum bekümmert haben, die Eingeborenen zu unterrichten. Im Gegentheil sahen sie gern, wenn die Asiaten in ihrer Unbehülflichkeit verharrten, und Waaren, die sie selbst hätten erzeugen können, von den Europäern nahmen.

Der Handel der Eingebornen schränkt sich größten Theils auf den Pfeffer ein, den sie der Holländisch-Ostindischen Compagnie zu einem geringen Preise überlassen müssen. Jeder König auf Java muß der edlen Compagnie jährlich eine gewisse Menge Pfeffer abliefern.

Ueber den Handel auf Batavia hat Herr Tombe die neuesten Nachrichten mitgetheilt. Nach ihm wird dort eigentlich nur ein Tauschhandel getrieben, indem die Ausführung des baaren Geldes durchaus verboten ist. Kein Kapitain eines Kauffartheischiffes, kein Krämer, der Piaster hinbringt, darf sie wieder fortführen; er muß sie ausgeben und Waaren kaufen. Die Chinesen, welche die Zölle gepachtet haben, sind sehr aufmerksam, die Ladung eines abfahrenden Schiffs auf das genaueste zu untersuchen; wenn sie Gold oder gemünztes Silber fänden, so würden sie es nicht nur confisciren, sondern der Eigenthümer würde noch eine Strafe erlegen, oder nach Umständen auch wohl ins Gefängniß wandern müssen.

Wenn ein Schiff bei Batavia landet, so überreicht der Capitain dem Schabendar, d. i. dem Havendirector, ein Verzeichniß seiner Ladung, und dieser wählt diejenigen Artikel aus, welche die Compagnie braucht, vorzüglich solche, wovon sie sich den Alleinhandel vorbehalten hat, als Opium,

Campher, Benzoe, Zinn, Eisen, Salpeter, Schießpulver, Kanonen ꝛc. Darauf wird bestimmt, welche Artikel der Capitän dagegen erhält, und zu welchem Werthe Alles in der Abrechnung angesetzt werden soll. Dieser Vertrag wird bei dem Generaldirector geschlossen. Alsdann macht der Capitän einen Etat derjenigen Waaren, die ihm noch übrig bleiben, und überreicht durch Vermittelung des Schabendar's, dem Conseil von Batavia eine Petition, um Erlaubniß zu erhalten, diesen Ueberrest den Meistbietenden zu verkaufen. Hat er eine günstige Entscheidung erhalten, so schlägt er seinen Etat in dem privilegirten Gasthaus der Stadt an, und von diesem Augenblick dürfen die Kaufleute mit ihm handeln.

Selten erhält der Capitän den ganzen Vorrath derjenigen Waare, die er von der Compagnie eintauschen will; man nöthigt ihn gewöhnlich, ein Viertel oder Drittel nicht gefordertes Gewürz einzunehmen, durch welche Maasregel die Compagnie bewirkt, daß in ihren Magazinen kein Artikel liegen bleibt, und alle in gleichem Verhältniß abgesetzt werden.

Da die Stadt die Hauptniederlage aller Gewürze von den Molukken und aller Javanischen Producte, als Reiß, Kaffe, Zucker, Arrak und Pfeffer ist, so kommen unausgesetzt Schiffe aus allen Theilen Indiens, aus Amerika, Afrika und selbst aus Europa an, und trotz dem Kriege und der Gefahr des Klima's, ist die Rhede von Batavia stets mit den Flaggen aller Nationen angefüllt, welche durch den sichern Gewinn, den sie hier finden, herbei gelockt werden.

Von Bengalen werden Droguerieen, blaue Leinwand, Zeuge verschiedener Art und Opium eingeführt und dagegen Reiß, Zucker, Kaffee, Thee, Gewürze, Arrak und etwas Chinesische Seide und dergleichen Porzellan eingetauscht.

Die Schiffe der Könige von Achem und Natal (auf Sumatra) bringen Campher, Benzoe, Vogelnester, Zinn und Elephantenzähne und nehmen Reiß, Opium ꝛc.

Schiffe von Borneo bringen Goldstaub, Diamanten und Vogelnester, und hohlen Reiß, Opium, Schießpulver und kleine Kanonen *).

Die Americaner bringen Kasimir, Tuch, Hüte, Gold- und Silberfaden, Tressen, Papier, Wein, Bier, Selterswasser, Eßwaaren und Piaster; wogegen sie Gewürze, Zucker, Arrak, Thee, Kaffee, Reiß, Indianisches Rohr, Chinesische Seidenzeuge und Porzellan einkaufen.

Einen ähnlichen Handel treiben die Arabischen Schiffe, die von Ile de France und vom Cap.

Die Chinesen bringen eine unermeßliche Menge seidener Zeuge aller Art, Porzellan und Thee, und erhalten dagegen Piaster, Opium, Ebenholz, Sandel, Campher, Gewürze, und Vogelnester, auf welche sie sehr begierig sind.

Von Batavia wird auch der Handel mit Japan getrieben. Die Holländer sind nämlich die einzigen Europäer, welche, obgleich unter demüthigen Bedingungen, nach Japan kommen dürfen. Jährlich im Julius wird ein Schiff von 1200 bis 1500 Tonnen mit Kasimir, feinen Tüchern, Uhren und Gewürzen nach Nangasaki geschickt, welches fast ausschließend nur Kupferbarren und Campher **) dafür einhandelt. Das Kupfer wird von der Com-

*) Die Schiffer sagen, sie brauchten diese Kanonen, um sich gegen die Seeräuber zu vertheidigen; die Wahrheit ist aber, daß sie selbst Seeräuberei treiben.

**) Wir haben bereits oben angezeigt, daß der ächte Campher von Sumatra nach China und Japan zu theuren Preisen verkauft und der Chinesische und Japanische Campher wohlfeil eingekauft wird. In Europa haben wir nur den letzteren.

pagnie ausgeprägt, und mit diesem Gelde werden die Europäischen und Indischen Truppen besoldet. — Wir werden bei Japan mehr von dem Handel der Holländer mit diesem Reiche sagen.

Die zu Batavia gebräuchlichen Münzsorten sind entweder Indische oder Europäische. Holländische Ducaten sind ziemich selten. Am häufigsten sind Ducatonen (Kronthaler) Piaster, Schillinge, besonders die sogenannten Schiffsschillinge und die Deute oder Kupfermünzen. Im Handel bedient man sich gewöhnlich der Rupien, sowohl goldener als besonders silberner. Eine goldene Rupie gilt 10 Thaler, eine silberne ungefähr einen halben Thaler. Auch circulieren hier, selbst unter den Europäern, Chinesische Peetchen (Petjes) die aus Messing gegossen sind, in der Mitte ein viereckiges Loch und die Größe eines Viergroschenstücks haben. Man reihet ihrer eine gewisse Anzahl auf Fäden und bezahlt damit, nicht aber durch einzelnes Abzählen derselben. — Die Eingebornen haben gleichfalls ihre eigenen Münzen, welche aber alt und gegenwärtig sehr selten sind; sie sind von Messing, von der Größe eines Speciesthalers, doch viermal dicker.

4.

Verfassung und Eintheilung.

Die Holländer sind die eigentlichen Herren von Java und die inländischen Könige stehen unter der Souverainetät der Ostindischen Compagie *). Bei jeder Re-

*) Bekanntlich ist die Ostindische Compagnie durch die Revolution in Europa aufgehoben; in ihre Rechte ist das Gouvernement getreten, doch mit einigen Modificationen, die

gierungsveränderung, die durch den Tod oder durch Revolution bewirkt wird, ernennt das Generalgouvernement von Batavia, den nachfolgenden Regenten. Während der Anwesenheit des Capitains Tombe war 1804 der König von Bantam *) durch seinen Neffen ermordet worden, und der Generalgouverneur schickte ein Rathsglied und vier Kaufleute nach Bantam, die einen neuen König installiren sollten. Bei seiner Ankunft versammelte der Rathsherr die Prinzen, den Adel und das Volk, hielt eine Rede, worin er die Pflichten gegen den Souverain aus einander setzte, und verkündigte den Namen des Prinzen, den die hohe Regierung auserwählt hatte, um das Volk zu beherrschen. Darauf wurde vor dem Pallast eine große Waage errichtet, und junge Mädchen brachten in Körben Blumen, Gemüse und Früchte aller Art, die das Land hervorbringt. Diese wurden in die eine Waagschaale gelegt. Der ernannte Prinz setzte sich in die andere; da er schwerer war, als alle Landesproducte und die Waage in die Höhe schnellte, so ward er sogleich als König anerkannt und proclamirt. Der edle Rathsherr setzte ihm zugleich die Krone auf und umarmte ihn. Alle andere Fürsten, und selbst sein Vater, warfen sich vor ihm nieder und huldigten. Darauf versprach der König ein treuer Bundesgenosse der Compagnie zu seyn, bestätigte die übernommenen Verpflichtungen seiner Vorgänger, in Absicht auf das Bundescontingent und die Lieferungen von Pfeffer und andern Producten seiner Staaten zu den festgesetzten Preisen. Während dieser Ceremonie wurden die Kanonen vom Schlosse und von dem Holländischen Fort, das in der Nähe der Hauptstadt Bantam liegt, gelöst. — Der König von Bantam besitzt auch einen Theil von Sumatra; vorzüglich die Bewohner der Lam-

nicht bekannt sind, daher wir mit Tombe hier noch die alte Benennung beibehalten.

*) Er besitzt den westlichen Theil der Insel.

ponsbey im Süden von Sumatra. Seine dortigen Unterthanen, die größten Theils Seeräuber sind, versagen ihm aber nicht selten den Gehorsam.

Man sieht aus dem Gesagten den Zustand, in welchem sich der König von Bantam befinden muß. Das Schicksal der anderen Könige und kleinen Fürsten der Insel ist um nichts besser. Die mächtigsten dieser noch beibehaltenen Landesregenten, sind, nach Thunberg, außer dem Könige von Bantam, der Fürst von Madura (einer benachbarten Insel) der Kaiser von Surikarte oder Makaram und der Sultan von Djokjakarta. Eine ältere vor uns liegende Charte nennt noch die Königreiche Tschiribon, und Gressic, das Fürstenthum Madion und mehrere Provinzen, die wahrscheinlich von kleinen, unabhängigen Fürsten beherrscht wurden. Alle sind endlich unter das Joch der Compagnie gebracht worden. Gleichwohl haben sie ihre alten stolzen Titel noch beibehalten; so nennt sich der Sultan von Djokjakarta einen Regenten der Welt und Statthalter Gottes; der Kaiser von Mataran aber begnügt sich der Nagel oder die Stütze der Welt und ein Beschützer des Glaubens zu seyn.

Das Königreich Balambuan, in der südöstlichen Ecke der Insel war lange von den Holländern als unbedeutend vernachlässiget worden. Im Jahre 1766 aber brach der Krieg zwischen diesem kleinen Könige und der Compagnie aus. Ungeachtet seines tapfern Widerstandes, wurde er 1768 besiegt und gefangen genommen. Er starb in der Citadelle von Batavia und seine Familie wurde nach dem Cap auf der Robbeninsel transportirt. Es scheint bei alledem, daß auf der Südseite noch einige kleine Könige oder Fürsten ihre Unabhängigkeit, wahrscheinlich durch ihre Armuth geschützt, erhalten haben.

An der Spitze des Holländischen Gouvernements steht ein Generalgouverneur, der im Besitz königlicher Macht und

Autorität ist. Unter ihm stehen alle Gouverneurs in den Molukken und andern Holländischen-Ostindischen Colonien. Er hat das Recht, mit den inländischen Fürsten Bündnisse, Krieg und Frieden zu schließen; er kann auch, wenn das Interesse der Compagnie es erfordert, Könige und Fürsten ein- und absetzen. Er hat seine eigene Leibwache, ohne welche er sich nie öffentlich sehen läßt. Wann er ausfährt, reitet sie mit gezogenem Schwerde und zwei Trompetern neben dem Wagen; ein europäischer Läufer und vier Mohren dienen zum Staat, und bisweilen reitet noch ein Commando von 50 Mann hinter dem Wagen. Jedermann, die Rathsherrn ausgenommen, muß ihm, wenn er vorbeifährt, seine Ehrerbietung beweisen: wer geht, muß stille stehen; wer fährt, aussteigen. Dem Generalgouverneur ist ein Conseil, der große indische Rath, zur Seite gesetzt, das aus dem Generaldirector der Handlung, fünf wirklichen, stimmfähigen und einigen consultirenden Rathsherren besteht. In diesem Conseil werden die wichtigsten Gegenstände, das Interesse der Compagnie betreffend, verhandelt. Der Gouverneur kann gegen die Meinung des Raths, die seinige durchsetzen; hat alsdann aber allein die Verantwortlichkeit des Erfolgs. Gewöhnlich stimmen die Rathsherren der Meinung des Generalgouverneurs bei, weil ein Widerspruch, bei seiner großen Macht, ihnen gefährlich werden kann.

Der Justiz-Rath, dessen Mitglieder in Holland ernannt werden, ist von dem großen Indischen Rathe völlig unabhängig. Die Richter sind aber schlecht besoldet. In Batavia ist noch ein Magistrat und ein Schöppengericht.

Das Militär besteht theils aus Europäern, theils aus Indiern, die ordentlich exercirt sind. Dazu kommen noch die Bürgerschaft und die Chinesen, welche ebenfalls im Kriege Dienste thun müssen. Die Anzahl der Soldaten ist verschieden, je nachdem verheerende Krankheiten ihre

Reihen vermindern. Tombe giebt die Anzahl aller auf der Insel vertheilten Truppen, mit Einschluß der Besatzung von Batavia, auf 4540 Mann an. Die Behandlung des Militärs soll, nach Thunberg's Versicherung, oft unbillig, ungerecht und hart seyn. Diejenigen, welche von Seelenverkäufern angeworben sind, genießen lange Zeit hindurch keinen Sold, und wenn sie dazu gelangen, so reicht er kaum hin ihre Kleidung zu bezahlen. Diese Unglücklichen leiden daher am meisten von Krankheiten; wenn sie genesen, sehen sie aus wie übertünchte Pfeiler und ihre Leiber werden fast durchsichtig.

Solche transparente Helden würden, bei einem Angriff der Engländer, die Colonie wahrscheinlich nicht sehr hartnäckig vertheidiget haben. Auch sind die Sümpfe und das ungesunde Klima in Batavia die besten Alliirten der Holländer; diese würden eine gelandete Armee aufreiben, ehe das stark befestigte Fort zur Uebergabe genöthiget wäre.

5.

Topographische Beschreibung.

Die Holländer theilen die Insel gegenwärtig in vier Districte, in Bantam, Jacatra, Charibon und die Ostküste, welche von der Gränze von Charibon, bis an das Cap Sandana, an der Straße Baly, sich erstreckt.

Bantam, ein sogenanntes Königreich, nimmt den westlichen Theil der Insel ein, und wird von etwa 90,000 Menschen bewohnt. Das Königreich Bantam war ehedem das größte und mächtigste auf der Insel, es ist aber von seiner Höhe herabgesunken, seitdem die Holländer sich des Königreichs Jacatra bemächtiget, und dem König von Bantam dadurch die Verbindung mit den an-

dern Theilen der Insel abgeschnitten haben. Dennoch besitzt er ziemlich volkreiche Länder, welche täglich durch die Maduriſchen Deserteurs, durch die Sklaven, Chineſiſche Bankeruttirer, und selbst durch Mörder, die sich hierher flüchten, neue Einwohner erhalten. Denn da die Eingebornen keine Unterthanen der Compagie sind, obgleich der König ihr Vasall ist, so kann die Holländiſche Gerichtsbarkeit die Verbrecher hier nicht verfolgen.

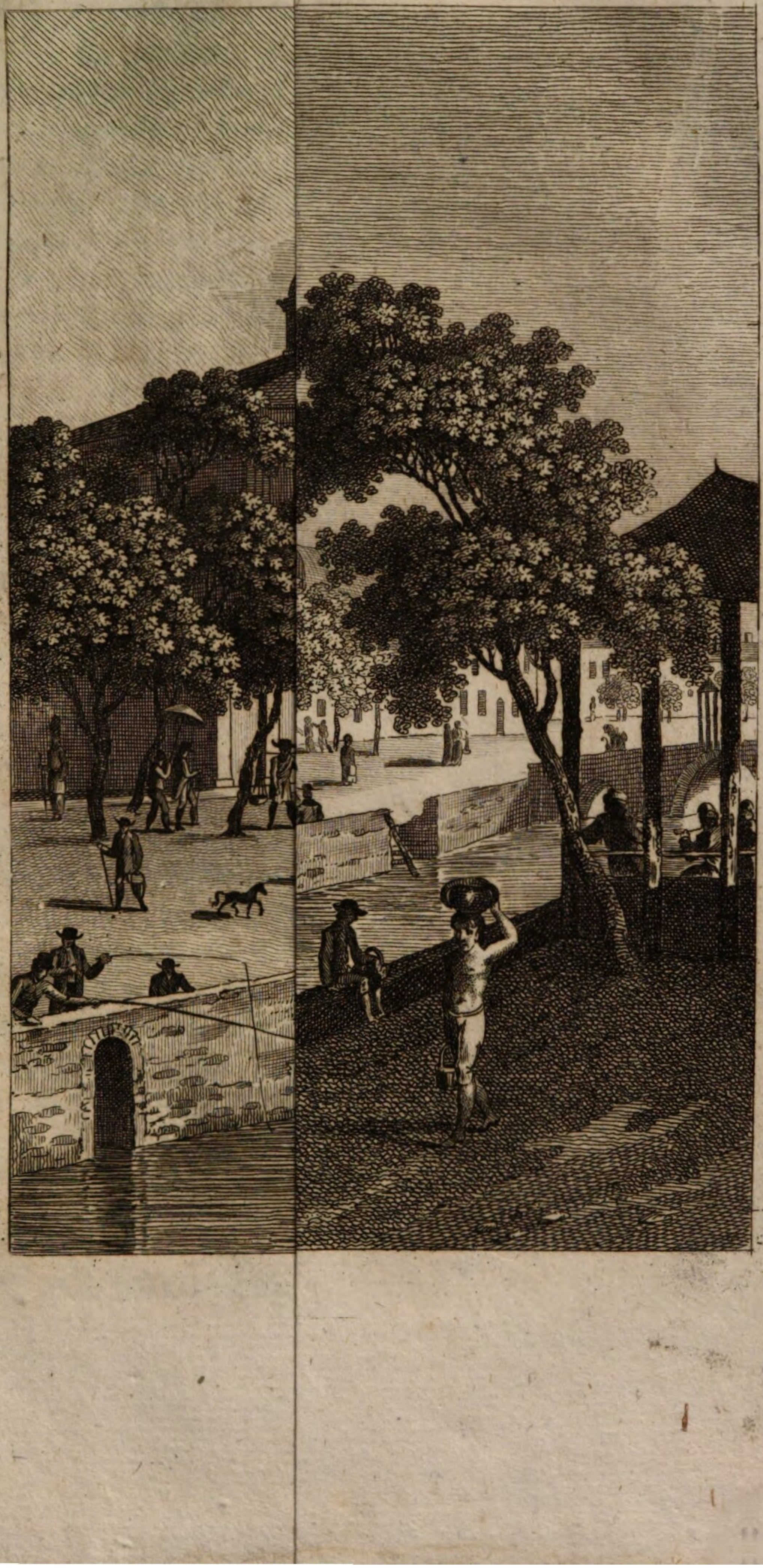
Die Hauptstadt Bantam ist ganz von Bambus erbaut, und liegt am Ufer des Meeres, nahe bei der Mündung eines Flusses, der sich in die Bai ergießt. Der König wohnt in einem Pallast, der auf Europäiſche Art erbaut ist, und in dem Umkreis eines alten verfallenen Forts liegt. Die 80 gegoſſenen Kanonen, die man hier findet, haben keine Laffeten und sind gänzlich unbrauchbar. Auch wird diese königliche Festung, so wie die Stadt, von einem Holländiſchen Fort beherrscht, worin sich ein Commandant, einige Officiere und 50 Soldaten befinden.

Der König kleidet sich an feierlichen Tagen auf Europäiſche Art. Er trägt dann ein scharlachrothes, mit Gold gesticktes Kleid, Stiefel, Sporn, einen Hut, einen Säbel und einen Dolch. An andern Tagen sieht man ihn im Malajiſchen Costume, jedoch sehr reich; dann ist er mit zwei Dolchen bewaffnet. Sein Serail besteht aus 3 bis 400 Frauen.

Das Land erzeugt eine große Menge Reiß und Pfeffer, und etwas Zinn. Zu Lande beträgt die Entfernung von Batavia nach Bantam 30 Lieues.

Die Einwohner haben eine Art Theater, das vollkommen unſeren Ombres chinoises gleicht. Sie sind gastfreundlich.

In dem ehemaligen Königreich Jacatra liegt die Holländiſche Hauptstadt Batavia unter 6° 10′ S. Br.



und 122° 47′ östlicher Länge *), ungefähr sechs Meilen von der Sundastraße. Die Küste bildet hier eine große Bai, in welche sich mehrere kleine Flüsse ergießen, welche von den sogenannten blauen Bergen (Pangerango) herabkommen. Dieses Gebirge liegt 40 Meilen von Batavia im Süden. Der Haven wird mit Recht für einen der besten in Indien gehalten, denn er ist weit genug die größte Flotte aufzunehmen, und die vielen kleinen Inseln an seinem Eingange brechen die Gewalt der Meereswogen, so daß die Schiffe hier in völliger Sicherheit liegen.

Man zählt in Batavia gegen 160,000 Einwohner, und unter diesen 10,000 Europäer.

Die Stadt ist vielfach mit Canälen durchschnitten, und die Quais sind mit Bäumen besetzt. Der Stadtwall ist unbedeutend, das Fort aber gut befestigt. Diese Citadelle liegt an dem Nordostende der Stadt und beherrscht den ganzen Haven und dessen schmalen Eingang, so daß Batavia von der Seeseite nicht belagert werden kann, und von der Landseite würde eine Armee in dem Boden und Klima unübersteigliche Hindernisse antreffen **). Das Schloß oder die Wohnung des Gouverneurs befindet sich in der Citadelle, wo alle Mitglieder des Raths im Fall einer Belagerung sich hinbegeben müssen. Hier sind auch die Hauptmagazine der Compagnie, sowohl für die Indischen, als für die Europäischen Waaren; ingleichen die Rentkammer, das Zeughaus und verschiedene andere öffentliche Gebäude.

Die öffentlichen Gebäude der Stadt sind zum Theil alt und geschmacklos, wovon jedoch die neue schöne Kirche eine Ausnahme macht ***). Zu Batavia sind zwei der Compagnie gehörige öffentliche Hospitäler. Das eine steht

*) Nach Tombe.

**) Im Jahr 7 und 8 der Französischen Republik, haben die Engländer Batavia ohne Erfolg blockirt.

***) Man sehe das beiliegende Kupfer.

in der Stadt und heißt das Binnen = Hospital. In diesem werden alle Kranke aus der Stadt und von den Schiffen aufgenommen. Das Außen-Hospital (Buyten Hospital) liegt außerhalb der Stadt, auf der kleinen Insel Purmerent. Hierher werden die Kranken aus dem Binnen-Hospital gebracht, (sobald sie anfangen zu genesen,) um hier eine frischere Luft zu genießen und mehr Bewegung zu haben. Außerdem findet man noch zwei Krankenhäuser, wovon das eine den Mohren, das andere den Chinesen gehört. Die Stadt hat sechs Kirchen, zwei reformirte, eine portugiesische,*) eine lutherische, eine Hospitalkirche und eine in der Citadelle. Außerhalb der Stadt steht noch eine portugiesische. Jede hat ihren Prediger, die man aus Holland kommen läßt, und welche neben einer großen Achtung auch eine ansehnliche Besoldung genießen.

In ganz Batavia ist nur ein Wirthshaus; Weinkeller und Kaffeehäuser findet man nicht.

Vor der Stadt steht ein astronomisches Observatorium, das aber, wie Thunberg versichert, nicht gebraucht wird.

Die Compagnie hat eine Bibliothek, ein Archiv und eine Druckerei.

Die vorzüglichsten Fabriken sind die Arrakbrennereien, deren es eine große Anzahl in den umliegenden Gegenden der Stadt giebt.

Auf der Landseite hat Batavia eine große und schöne Vorstadt, die nicht nur von Europäern, sondern auch von Chinesen und Indiern bewohnt wird. Etwas weiter hinaus trifft man eine Menge Lusthäuser mit den reizendsten Gärten an. Hier bringen die Reichen und Vornehmen ihre geschäftsfreien Stunden zu, weil die Luft

*) Für die schwarzen Portugiesen, welche auf Batavia Protestanten sind.

gesunder als in der Stadt ist. — Die gesellschaftliche Unterhaltung, so sehr die Holländer sie loben, scheint eben nicht sehr belebt zu seyn. Jeden Abend von sechs bis neun Uhr ist die allgemeine Visitenzeit. Man raucht in dieser angenehmen Gesellschaft Tabak, und trinkt Wein oder Bier. Gewöhnlich kommt man mit Rock, Perücke, Hut, Degen und Stock. Sobald die Complimente abgemacht sind, giebt man Hut und Stock dem mitgebrachten Sklaven, nimmt die Perücke ab, und setzt auf den kahlgeschornen Kopf eine weiße baumwollene Mütze. Darauf legt man Rock und Degen ab, und läßt Alles durch den Sklaven nach Hause tragen. Die Gesellschaft geht vor die Thür und bringt den Abend auf einer Erhöhung vor dem Hause zu. Alle Anwesenden können sicher seyn, daß ihre Gesundheit getrunken wird. Um neun Uhr kommt der Sklave mit Perücke, Rock ꝛc. zurück und Jedermann begiebt sich bei Fackelschein nach Hause.

Die Holländer sind sehr gastfrei. Bei einiger Bekanntschaft findet man in allen Häusern der Reichen offene Tafel.

Die kleine Insel Edam, am Eingange des Havens, dient zum Aufenthalt der Verbrecher. Zu einer ewigen Verweisung und Gefangenschaft verurtheilen die Holländer nicht leicht einen Missethäter, sondern höchstens zu einem 99jährigen Aufenthalt auf dieser Insel, wo die Verwiesenen als Sklaven Taue machen und andere beschwerliche Arbeiten verrichten müssen. — Auf einer andern kleinen Insel Kniper hält die Compagnie Reißmagazine; und auf Durusk hat sie den neutralen Schiffen ihren Markt an sehr bequemen Quais angewiesen.

Charibon (Scharibon) an der Nordküste, östlich von Batavia, ist der Sitz eines kleinen Sultans, welcher sich frühzeitig und freiwillig unter den Schutz der Compagnie begab, und ihr jährlich 330,000 Pfund Reiß, den Zent-

ner zu einem Gulden; eine Million Pfund Zucker, den Centner zu 4 Thaler; 1,200,000 Pfund Kaffee, das Pfund zu einem Groschen; 100 Centner Pfeffer, das Pfund zu 18 Pfennigen liefert. Obgleich dieser niedrige Preis sehr drückend für die Schützlinge der Compagnie seyn muß, so haben die Einwohner von Charibon sich doch nie empört; sie sollen die sanftesten und gebildetsten unter den Javanern seyn.

Mataran, ein Kaiserthum an der Südseite, ist den Holländern seit 1704 zinsbar. Se. Majestät liefern den edlen Herren von Batavia 13 Millionen Pfund Reiß, den Centner zu 10 Groschen und in ähnlichem Verhältniß eine Menge Holz, Pfeffer und allen Indigo, den das Land erzeugt. Die Holländer haben in den Häven dieses Kaiserreiches vortreffliche Werfte.

In allen diesen Staaten unterhält die Compagnie Forts, mit zum Theil nur kleinen Besatzungen, die aber hinreichen, um den Nagel der Welt oder den Statthalter Gottes zittern zu machen.

Zu Sourabaya und Balambuan sind ebenfalls Forts und Comtoirs.

Unter den benachbarten Inseln bemerken wir zuerst die Prinzen-Insel in der Sunastraße. Sie ist ungefähr fünf Meilen lang, ziemlich flach, mit Holz bewachsen, und erzeugt daher wenig Producte, obgleich der Boden fruchtbar ist. Auf dieser Insel regiert ein Raja, der unter der Oberherrschaft des Königs von Bantam steht. Die Einwohner sind Javaner. Die Hauptstadt Sambarang enthält ungefähr 400 Häuser von Banbus.

Die Insel Madura, nordöstlich von Java, ist ungefähr 20 Meilen lang und 7 Meilen breit. Der Fürst oder Raja steht unter dem Schutz oder vielmehr unter dem

Druck der Ostindischen Compagnie, deren Agenten hier Grausamkeiten aller Art ausgeübt haben.

Die Insel Baly wird von einigen Geographen zu den südlichen Molukken gerechnet, daher wir weiter unten darauf zurück kommen werden.

C. Borneo.

Neuholland ausgenommen, das die neueren Geographen mit Recht als ein Continent ansehen, ist Borneo die größte Insel der Erde. Sie erstreckt sich von 7° N. Br. bis 4° S. Br., folglich durch 11 Breitengrade, und von 126° bis 137° O. L. von Ferro. Sie ist ungefähr 165 teutsche Meilen lang und unter dem Aequator etwa 135 Meilen breit. Die Kenntnisse der Geographen von dieser Insel, die wenigstens so groß ist, als das heutige Frankreich, sind höchst unvollkommen und schwankend. Von ihrem Innern wissen wir nichts und selbst die Küsten sind nicht durchgängig erforscht worden. Es scheint, daß die Insel von einer doppelten Gebirgskette durchschnitten sey, deren eine von Norden nach Südost, die andere von Norden nach Südwest streicht. Zwischen diesen Bergen finden sich weite, zum Theil wüste Ebenen, und im Norden von Borneo soll ein großer See, Kienie-Ballah, liegen, aus welchem alle Flüsse dieser Gegend, deren Anzahl auf 100 angegeben wird, entspringen und dadurch den Verkehr erleichtern. Vulkane und Erdbeben hat Borneo mit den andern Inseln dieser Gewässer gemein. Die Küsten sind, so viel man sie kennt, bis auf eine Strecke von 8 bis 10 teutschen Meilen sumpfig, daher man sie nur auf Booten in den Flüssen bereisen kann. Der Banjer-Massing

(Bendscher Massihn) wird auf den Charten als der größte Fluß angezeigt; er entspringt im nördlichen Theil von Borneo und hat seine Mündung an der Südseite der Insel. Das Klima ist gemäßigt, wie auf Sumatra.

Das Land ist reich an kostbaren Producten, denn es erzeugt Gold, Diamanten, Eisen, Zinn, Pfeffer und andere Gewürze, ächten Campher, Reiß, Ebenholz und treffliche Farbhölzer. Die dichten und undurchdringlichen Wälder enthalten Bäume von staunenswürdiger Höhe. Unter den Thieren sind besonders die Affen merkwürdig. Borneo scheint das eigentliche Vaterland des Drang-Utangs zu seyn. Büffel von ungewöhnlicher Größe, wilde Schweine, Tiger, Leoparden, Panther, Elephanten, der Wasserhirsch, eine Varietät des Cervus axis, und eine unzählbare Menge Vögel bevölkern die Wälder. Von den Bienen wird viel Wachs gewonnen, welches einen ansehnlichen Handelsartikel ausmacht.

Die Einwohner der Küsten bestehen aus verschiedenen Malajischen Völkerschaften, die sich hier des Handels und der Seeräuberei wegen niedergelassen haben. Man findet Malajen von der Halbinsel Malakka, Javaner und Biadjos von Celebes. Alle zeichnen sich durch einen hohen Grad von Grausamkeit aus, welche den Europäern, die sich hier niederlassen wollten, häufig höchst verderblich wurde. Diese Malajen haben hier ebenfalls ihre Lehnsverfassung eingeführt, und die nothwenige Folge dieser allerverderblichsten Verfassung war auch hier eine Zersplitterung des Reichs in unzählbare kleine, ohnmächtige, wenn gleich sich mit der Unabhängigkeit brüstende, Fürstenthümer. Einige dieser kleinen Staaten haben die Muhammedanische Religion angenommen.

Die Chinesen haben sich gleichfalls auf Borneo ausgebreitet, ja man sagt, das große Reich, das sich vor Ankunft der Europäer über ganz Borneo und über

viele benachbarte Inseln erstreckte, sey von Chinesen gestiftet worden. Die alten Einwohner sind eine Negerrasse, wie ihre schwarze Haut und ihr wolliges Haar beweiset; sie sind von den Malajen größten Theils in das Innere der Insel zurück gedrängt worden. Die Spanier von den Philippinen haben diesen Stämmen den Namen Negrillos gegeben. Die später angekommenen Bewohner sind weißer als die Malajen, daher man sie auch für Chinesische Colonisten gehalten hat. Sie haben verschiedene Namen. In der Gegend von Banjer-Massing heißen sie Biadschuhs oder Bonschus; im nördlichen gebirgigen Theil von Borneo aber Marut oder Eidahan, im Lande von Passir, an der Ostküste, sind sie unter dem Namen Darat bekannt, und auf Magindanao, einer Philippinischen Insel, heißen sie Subanos, so wie auf einigen Molukken Alfuhris oder Harafohris *). Vielleicht gehören die Einwohner der Ladronen, der Carolinen der Freundschafts- und Societäts-, der Markquesas- und Sandwichs-Inseln, der Osterinsel und Neuseelands insgesammt zu diesem Stamme. Denn alle diese Völker haben eine große Uebereinstimmung in der Sprache, Farbe, Bildung und in den Sitten; ihr Haar ist auch durchgängig lang und schlicht, wenigstens wellenförmig **).

Die Insel ist gegenwärtig in verschiedene Königreiche getheilt, von denen wir die bekanntesten hier anführen wollen.

Das Königreich Tatqs, an dem Banjer-Massing erstreckt sich über den südlichen Theil der Insel. Die Hauptstadt heißt Martapana. In Banjer-Massing haben die Holländer ein Fort.

*) Nach andern Berichten sind die Harafohris Neger.

**) S. Nachrichten von Balambangan, den Suluh-Inseln, wie auch dem nördlichen Theil von Borneo, von J. R. Forster, im 2ten Theil der Forster-Sprengel'schen Beiträge.

Die Königreiche Landak und Sunadana liegen an der Westküste. Der König von Bantam, auf Java, besaß ehedem die Oberlehnshoheit über diese Königreiche; er hat sie aber 1778 an die Holländisch-Ostindische Compagnie abgetreten. Mächtiger ist auf dieser Küste der Sultan von Sambas.

Borneo, an der Nordwestküste ist die Residenz eines Sultans, dem ehedem die ganze Insel unterwürfig war, von dessen Herrschaft sich aber nach und nach, die anderen Rajas und Könige losrissen und unabhängige Reiche stifteten. Die Nordostküste gehört dem Sultan von Sulu, der indem Philippinischen Meer ein eigenes Reich gestiftet hat.

Passir, an der Südostküste ist der vorzüglichste Handelsplatz für die Bewohner von Celebes.

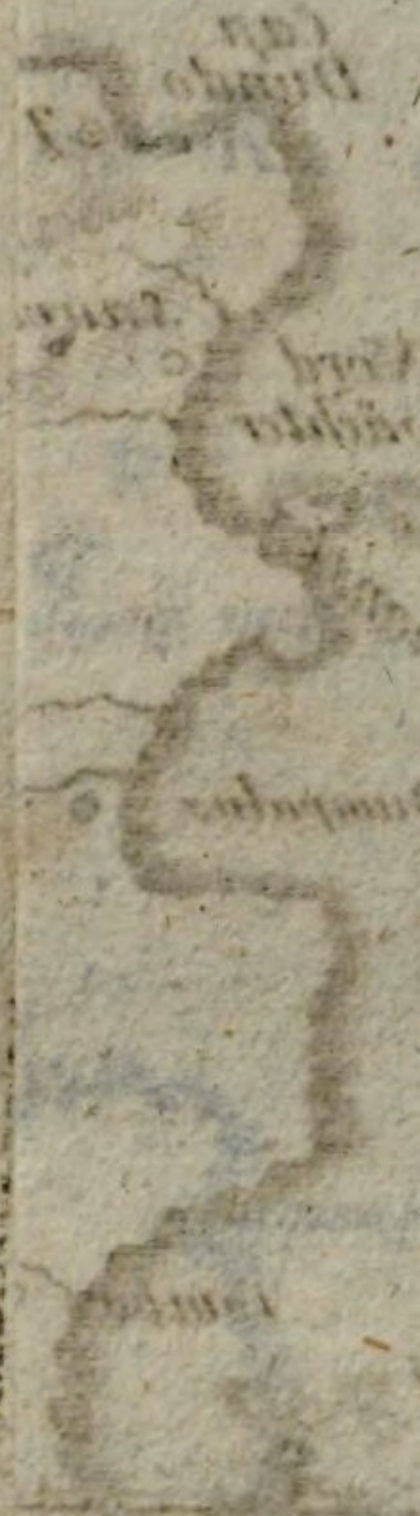
Portugiesen, Holländer, Engländer und Franzosen haben hier Colonieen anzulegen versucht, die aber alle entweder durch die Schädlichkeit des Klimas oder den Blutdurst der Einwohner zu Grunde giengen. Der Beharrlichkeit der Holländer scheint es jedoch am besten gelungen zu seyn, sich hier zu erhalten. Die Spanier stehen, von den Philippinen aus, in Handelsverkehr mit Borneo. Der wichtigste Theil des Handels ist in den Händen der Chinesen, welche hier auch Schiffe bauen, wozu die Waldungen das trefflichste Holz liefern.

Borneo ist mit einer unzählbaren Menge kleiner Eilande umgeben, zwischen denen diese große Insel wie eine Königin hervorragt. Nach der nördlichen Spitze von Borneo liegt die Insel Balambangan, welche die Engländer 1760 von dem Könige von Sulu, (im Osten von Borneo) zum Geschenk erhielten. Die Colonie wurde in einem Aufstande von den Eingebornen zusammen gehauen.

Die Inselgruppen von Anambe und Natuna,

chen, aus Besorgniß, andern Nationen exclusiv die ...

*) Woodard kannte nur die Westküsten von Celebes.



Die Inselgruppen von Anambe und Natuna,

zwischen Borneo und der Halbinsel Malakka, sind wenig bekannt, wegen der Gefahr, welche den Schiffen in diesen, mit Felsenriffen besäeten, Gewässern droht.

Die wichtigsten Nachrichten von Borneo sind in der oben, S. 75 in der Note, angezeigten Schrift gesammelt auf welche wir hier, des Raumes wegen, verweisen müssen.

D. Celebes.

Die große Insel Celebes liegt östlich von Borneo, zwischen 2° N. Br. und 5° 15′ S. Br., und zwischen 137° und 143° O. L. von Ferro.

Alle alten Charten von dieser Insel sind unrichtig, und daher auch die, darauf gegründete, Vergleichung der Insel mit einem Hufeisen. Selbst die skizzirte Charte des Capitän Woodard *), die wir dem Leser aus Mangel einer besseren mittheilen, giebt keine richtige Idee von der Insel, die eine sehr unregelmäßige Gestalt hat. Die Baien von Bony (untiefe Bai der Charte), von Tolo und von Tominie (die auf Woodard's Charte fehlt) schneiden tief ins Land hinein und theilen sie in vier große Halbinseln, die in der Mitte der Insel zusammenhängen. Auch Celebes ist im Inneren wenig bekannt, obgleich die Holländer mehrere Forts an den Küsten besitzen und auf der ganzen Insel die Herren spielen. Aber wenn auch wahrscheinlich in den Archiven der Ostindischen Compagnie manche schätzbare Nachricht von Celebes aufbewahrt liegen mag, so waren diese Kaufleute nicht gewohnt, solche bekannt zu machen, aus Besorgniß, andern Nationen dadurch die vor-

*) Woodard kannte nur die Westküsten von Celebes.

theilhaften Geheimnisse ihres Handels mitzutheilen. Sie waren hier um so vorsichtiger, da Celebes mit Recht als der Schlüssel der Molukken angesehen wurde. Die Leichtigkeit des Verkehrs mit den Gewürzinseln würde hier, um den Ausdruck der Holländer beizubehalten, den Schleichhandel begünstigt und ihrem usurpirten Monopol geschadet haben. Ueberdies gehen die Schiffe, welche nach den Molukken segeln, gewöhnlich zwischen Celebes und der Salajerinsel, die der Südspitze von Celebes gegenüber liegt.

Das Klima ist hier, wie auf den andern Sunda-Inseln gemäßigt, und scheint ziemlich gesund, wenigstens auf der Westküste. Das Gebirge Bonthain, im Südwesten der Insel verursacht (wie das Gebirge zwischen Malabar und Coromandel,) hier zwei verschiedene Jahreszeiten im Osten und Westen des Gebirges. Die Insel ist hoch und voll Berge, unter denen mehrere Vulkane. Auf den Höhen entspringen unzählige Flüsse, von denen sich einige in malerischen Gruppen herabstürzen. Celebes ist reich an Naturschönheiten. — In den Bergen finden sich Goldminen, die bei einer besseren Bearbeitung und wenn die Arbeiter leichter zu finden wären, wahrscheinlich eine bei weitem reichere Ausbeute geben würden, indem sie schon jetzt nicht unbedeutend sind *). — Unter den Pflanzen von Celebes giebt es viele kostbare Holzarten, als Ebenholz, Calenbac, Sandalholz ꝛc. Uebrigens findet man alle herrlichen Früchte Indiens, wie auf den andern Sunda-Inseln. Reiß und Baumwolle werden in erstaunlicher Menge gewonnen. Zugleich erzeugt aber Celebes auch den furchtbaren Giftbaum, Boanupas, in dessen Saft die Einwohner ihre Pfeile und Dolche tau-

*) S. Neue Beiträge zur Völker- und Länderkunde, von Sprengel und Forster. Leipzig 1790. I. Theil. Seite 160.

chen. — Tiger und Elephanten ernährt die Insel nicht, wohl aber viele Hirsche, wilde Schweine, und selbst Elennthiere. Eine unglaubliche Menge Affen hauf't hier, wie auf Borneo; sie werden als vorzüglich stark und boshaft geschildert. Die kleinen Rinder haben einen Buckel auf dem Rücken. Außerdem giebt es hier Pferde, Büffel, Ziegen und Schafe.

Unter den Einwohnern der Küste sind vorzüglich die Biadjos und Makassen bekannt, beide sind Malajen und Muhammedaner; doch sind die ersteren noch ein wilder Stamm, dagegen die andern schon Cultur angenommen haben und einige nützliche Künste treiben, wie selbst ihre Arbeiten in den Goldminen, ihre Schiffe und Waffen beweisen. — Die Makassen sind lebhaft, stark und arbeitsam. Sie erziehen ihre Kinder selten selbst, um sie nicht weichlich zu machen; sondern geben sie, wie einige Völkerschaften auf dem Kaukasus, einem Verwandten, der sie in den Waffen, und den, einem Makassen nöthigen Künsten unterweis't, und sie den Aeltern nicht eher zurück giebt, als bis die Söhne gebildet sind.

Es ist ungefähr erst 200 Jahre her, daß die Bewohner von Celebes den Islam angenommen haben. Vorher beteten sie die Sonne und den Mond an, von denen sie erzählten, daß beide sich Anfangs in die Herrschaft der Welt theilten, daß der Ehrgeiz aber eine Uneinigkeit hervorbrachte, daher der Mond genöthigt wurde, von der Sonne zu fliehen. Auf dieser Flucht verwundete er sich und erzeugte darauf die Erde. — Christen und Muhammedaner, die nach Celebes gekommen waren, bestritten diese Lehre und suchten die ihrige dafür einzuführen. Beide hatten dem mächtigsten Könige der Insel die Schrecken der Hölle mit allen Farben, welche Priester nur zu mischen verstehen, geschildert, und ihm damit gedroht, diese, wenn er nicht dem Propheten, jene, wenn er nicht dem Sohn der

Jungfrau sich zu eigen ergäbe. Der arme König, dem die Seele heiß wurde vor Angst, wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Er berief die Großen zu einer allgemeinen Versammlung und da diese so wenig als der König wußten, welche Religion die ächte sey, so wendete er sich im Gebet zu dem höchsten Wesen, und bat um Aufklärung, welcher Gottesdienst dem Herrn der Natur am angenehmsten wäre. Er benachrichtigte darauf dem lieben Gott, daß er den ersten Priester der einen oder andern Religion, der im Haven ankommen würde, als einen Boten ansehen wolle, der ihm den Willen Gottes kund thue. „Die Winde und Gewässer, sagte er, dienen deiner Macht; sie werden einen solchen Priester herführen, der deine Lieblingsreligion bekennt. Sollte ich mich in diesem Vertrauen täuschen und würde ein falscher Priester ankommen, der mich verführte, den Irrthum anzunehmen, so würde mein Gewissen doch ruhig dabei seyn, denn du allein trägst die Schuld davon."

Und siehe! ein Priester Muhammeds, langte, der erste, im Haven an. Der König und sein Volk ergaben sich darauf dem Islam und der übrige Theil der Insel folgte bald diesem Beispiel.

Celebes ist in unzählige kleine Königreiche getheilt, die jedoch sämmtlich unter der Hoheit der drei Könige von Bony, Makassar oder Mangkasar und Ternate (eine der molukkischen Inseln) stehen. Die Holländisch-Ostindische Compagnie übt eine gewisse Oberherrschaft über alle inländischen Fürsten aus und hat sie in eine Art von Conföderation vereiniget, über welche sie sich das Schutzrecht vorbehalten hat. Die Fürsten sollen entwaffnet seyn, damit sie sich unter einander, oder vielmehr der Compagnie, nicht schaden können.

Der fruchtbarste Theil der Insel ist Makassar oder Südcelebes. Ein ewiger Frühling und ewiger Herbst pranzen in den lieblichsten Thälern mit den schönsten Blüten

und köstlichsten Früchten. Die Bewohner dieses Reichs werden für die tapfersten Malajen gehalten. Sie lassen sich nie ohne ihren Dolch oder Crid sehen. Sie sind auch geschickte und fleißige Arbeiter. Ihre baumwollenen Zeuge sind sehr schön. Die Hauptstadt heißt Makassar. Die Holländer haben ein Fort in der Nähe, Rotterdam genannt. Die Gegend um Makassar ist so schön als fruchtbar. Dem Könige sind mehrere andere Fürsten und kleine Könige unterworfen oder stehen mit ihm im gezwungenen Bunde.

Das Königreich Boni liegt an der Westseite des Meerbusens von Boni. In seinem Gebiete findet sich ein großer See, der den schönen Namen Tempe führt. Aus demselben entspringt der Fluß Tjeerann, an dessen Ufer eine Stadt gleiches Namens erbaut ist, in welcher der König bisweilen seinen Sitz hat.

Wadjo oder Toadja gegen Norden von Boni, wird von vierzig Fürsten regiert, aus welchen ein Oberhaupt für den Krieg und ein anderes für die bürgerliche Ordnung und Sicherheit erwählt wird.

An der Westseite in der Nähe des Aequators, an einer großen Bucht liegt das Gebiet von fünf und zwanzig kleinen Königen, unter denen der König von Tabalt der vornehmste ist.

Unfern der Besitzungen dieser 25 Könige, fängt das Gebiet des Königs von Ternate an, und erstreckt sich über einen großen Theil der Ostküste des Landes: Toboko, Vagiu, Gabe, Batai und Ambolanta sind die wichtigsten und bekanntesten Ortschaften an dieser Küste.

Die Besitzungen der Holländisch-Ostindischen Compagnie liegen zerstreut auf der Insel. In dem bereits erwähnten Fort Rotterdam, an der Abendseite, ist der Hauptsitz der Holländischen Regierung und des Gouver-

neurs. Im Süden von Celebes besitzen die Holländer die Landschaften Pulembanking, Galisson, Bontheim, Bera und Bulekombo, wo das Fort Carolina. Im Nordosten gehört ihnen zum Theil die Halbinsel Sodian am Meerbusen Gorongrello. Amsterdam und Falkenburg heißen ihre Forts in dieser Gegend. Diese Halbinsel ist die Kornkammer von Celebes.

Der südwestliche Theil der Insel wird von den Biadjos, den wildesten Malajenstämmen bewohnt.

Die Holländer haben sich den Alleinhandel mit Gewürznelken und Muscatennüssen vorbehalten. Sie verkaufen hier Opium, gebrannte Wasser, Gummilak, feine und grobe Leinwand, und beziehen aus der Insel etwas Gold, viel Reiß, Wachs und Sklaven *). Die Zölle bringen der Compagnie jährlich über 14,000 Thaler ein. Einen größern Vortheil zieht sie aus dem Handel und aus dem Ertrag ihrer Ländereien, die sie mit voller Souverainetät besitzt. Gleichwohl übersteigen die Kosten der Colonie die Einkünfte, und man würde sie daher aufgegeben haben, wenn Celebes nicht als der Schlüssel der Gewürzinseln angesehen wäre.

Die Chinesen sind die einzigen Fremden, welche von den Holländern geduldet werden; sie bringen Tabak, Goldfaden, Porzellan und rohe Seide.

In neueren Zeiten haben die Engländer hier Comtoire angelegt.

Die Insel Salayer im Süden von Celebes wird davon durch einen schmalen Canal getrennt. Ihre Länge beträgt 11, ihre Breite aber nur 1 bis 2 Meilen. Sie ist voll Berge und Wälder mit trefflichen Holzarten, und

*) Es herrscht unter mehreren Stämmen auf Celebes die Gewohnheit, Verbrecher als Sklaven zu verkaufen.

soll sehr bevölkert seyn. Die Holländer haben hier alle Gewürzbäume ausgerottet, und zahlen dem Sultan der Insel dafür jährlich 100 Thaler. Ein schlechtes Fort, Defensic, ist der Sitz eines Holländischen Residenten oder Unterkaufmannes.

IV.

Die Molukken.

A. Nördliche Molukken.

In ältern Zeiten wurden nur die Inseln Ternate, Tidor, Motir, Makian und Bakian oder Batschian die Molukken genannt; später dehnte man diese Namen auf alle Gewürzinseln aus, und unterschied die nördlichen und südlichen Molukken, so wie die großen und kleinen Molukken. Diese Eintheilungen sind allerdings willkürlich, daher neuere Geographen andere in Vorschlag gebracht haben, die indessen auch nicht immer der Natur gemäß waren. Wir folgen hier der alten Eintheilung und verstehen unter den nördlichen Molukken: Martai, Gilolo, Ternate, Ceram, Tidor, Banda, Amboina und Buro, und unter den südlichen Molukken: Bali, Cumbouwa, Sandebösch, Timor ꝛc.

Das Inselmeer, das die hier genannten und unzählige andere Inselgruppen umfaßt, kann unter einem Viereck dargestellt werden, das zwischen 4° N. Br. und 10° 30′ S. Br. und zwischen 137° und 149° O. L. von Ferro liegt.

In diesem Viereck befindet sich jedoch die Insel Celebes, die auch von Einigen zu den Molukken gezählt wird, so wie die südlichen Molukken Bali und Lomboc außerhalb der hier gezogenen westlichen Linie liegen. Diese Begränzung soll keine neue Eintheilung begründen, sondern unsern Lesern nur die Erdgegend auf der Charte kennbar machen, mit deren Merkwürdigkeiten wir sie hier bekannt machen wollen.

Die Natur hat diese Gegend vor Allen ausgezeichnet, sowohl durch die seltsamsten Formen der Inseln, als durch die seltensten Producte; auch hat sie, wie es scheint, den Zugang zu diesem wundervollen Sitz ihrer Launen erschweren wollen, indem Stürme, Klippen, Sandbänke, Untiefen, kurze Wellen, Meeresströme und Erdbeben diese Gewässer gefährlich machen, besonders für größere Fahrzeuge.

Hat der kühne Schiffer diese Gefahr überstanden, und war er glücklich genug, in der ruhigeren Jahrszeit durch die schmalen Fahrwasser zu segeln, so erblickt er, wohin das Auge sieht, überall Wunder der Natur, welche hier alle Bestandtheile des Innern und der Oberfläche der Erde regellos über einander gestürzt und durch einander gerüttelt hat. Hier scheint der Grund des Meeres in die Höhe gehoben und im Kampfe mit Feuer und Wasser ein neues Eiland entstanden; dort scheinen abgerissene Trümmer eines fernen Landes von dem empörten Ocean hierhergetragen und auf einer Untiefe gestrandet zu seyn. Ueberall Spuren eines furchtbaren Aufruhrs der Elemente, himmelanstrebende Berge, grausenvolle Klüfte, schauderhafte Höhlen, über einander gethürmte Felsen, riesenhafte Splitter, eigensinnig vom Zufall in einander geschoben, in ungeheure Massen durcheinander gewürfelt, und Klippen, zwischen denen und den, Feuer und Steine ausspeienden, Vulcanen das Meer dumpf und dunkel seine Wellen drängt, oder Bergströme, die brausend von Bergen durch Berge auf Berge und Klippen stürzen.

Diesen wundervollen Boden hat die Natur zum Vaterlande der köstlichen Gewürzbäume und Früchte gemacht. Gewürznelkenbäume, Muscatennußbäume sind der vorzüglichste Reichthum der Inseln, in deren Besitz und Alleinhandel sich zu setzen, die sanftmüthigen, pflegmatischen Holländer die abscheulichsten Grausamkeiten begiengen, und aus Geiz auf vielen dieser Inseln nicht nur die größten Schätze der Einwohner, sondern letztere selbst zu vertilgen keine Niederträchtigkeit und keine Art des Mordes und der Tyrannei unversucht ließen. Aber die Natur hat den Bemühungen dieser elenden Krämer getrotzt, und ihre jährlichen Züge durch die Inseln, wo sie die Erndte der Gewürze nicht dulden wollten, haben nicht verhindern können, daß nicht eine Gattung Vögel, welche die Nüsse verschlucken und sie unverdaut wieder von sich geben, die Fortpflanzung des Baumes in Gegenden befördert, wohin die ausrottenden Werkzeuge der Holländer nicht dringen können.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß diese Inseln mit Ueberfluß gesegnet sind und an dem Nothwendigsten Mangel leiden. In der That wächst auf den wenigsten Molukken hinlänglich Reiß zur Nahrung der Einwohner; indessen hat hieran oft Mangel an fleißigen Arbeitern mehr Schuld, als die Unfruchtbarkeit des Bodens; denn die Leichtigkeit, sich durch den Sago- und Brodfruchtbaum zu ernähren, macht die Menschen träge und die Tyrannei der Holländer, die jeden Arbeiter so gern zum Sklaven machen, konnte keine Aufmunterung zum Ackerbau seyn.

Außer den Gewürzen wachsen hier Mandelbäume, deren Früchte größer als die Europäischen sind, mit ungemein harten Schaalen, welche man, ihrer Fettigkeit, Stärke und Härte wegen, zum Schmiedefeuer gebrauchen kann; Zitronen-, Pomeranzen-, Kokos- und die höchst nützlichen Sagobäume, aus deren Mark die Molukker Brod backen, und dessen Saft ein gutes Getränke giebt; ferner Nipa-

bäume, eine Palme, die eine Art Wein giebt, und deren Blätter zu mancherlei Flechtwerk gebraucht werden; Bambus, Aloe, Tabak, Sandelholz, viele Arten Brennholz und eine große Anzahl medizinischer Kräuter *).

Die Anzahl der einheimischen Thiere ist nicht groß. Büffel, wilde Schweine, Enten, Krammetsvögel, schwarze Gänse, Papagoien, Paradießvögel sind vorzüglich von den Reisenden bemerkt worden. Einiges zahmes Schlachtvieh ist von den Europäern hierher verpflanzt worden. Fische, See- und Landkrebse, ausgezeichnet schöne Muscheln sind häufig. Man findet hier Schlangen, die wohl 30 Fuß lang, aber nicht giftig sind, und Krokodille.

Metalle fehlen fast allen Molukken, selbst Eisen.

Die Einwohner sind größten Theils Malajen, auf einigen Molukken findet man Papuas oder Neger. Wenn die Molukker gegenwärtig als feig, träge, wild, blutdürstig, treulos, grausam und rachsüchtig geschildert werden, so haben die Holländer diese Gemüthsart zu verantworten; denn wie konnten Menschen, die sich von ihrem rechtmäßigen Eigenthum verdrängt und genöthiget sahen, in unzugänglichen Wäldern ein herumschweifendes einsames Leben zu führen, anders als zu grausamen und wilden Barbaren ausarten? Aeltere Reisende loben die Molukker als sanft und gesellig.

Die Männer gehen fast ganz nackt. Ein Schurz um die Lenden, ein Hut von buntgemalten Palmblätter, oder ein farbiger Turban sind ihre ganze Kleidung. Die Amboiner und die Reicheren in den Holländischen Colonien tragen auch Westen und lange Matrosenhosen. Die Weiber sind mehr bedeckt; sie tragen einen sackähnlichen engen Rock und Hüte, die wohl acht Fuß im Umfange haben, oben flach

*) S. Linnaei Herbarium Amboinense. Upsal. 1754.

und mit Muschelwerk und Perlmutter geziert sind; unten ist ein drei Zoll breiter Ring befestiget, worin der Kopf steckt. Die Molukkischen Frauen leben einsam und in ihrem Haushalt zurückgezogen, welches um so auffallender ist, da die Weiber auf Makassar, die doch zu derselben Nation gehören, den Kleinhandel treiben und sich fast häufiger als die Männer in das öffentliche Leben auf den Straßen mischen.

Die Holländer haben es so weit gebracht, daß ein großer Theil der Einwohner sich zum Christenthum bekennt, das heißt, sie wissen den Glauben auswendig und können das Vaterunser beten. Auch gehen sie wohl in die Kirche und zwar häufiger als ihr altchristlichen Herren. Sie aber für die christliche Moral zu gewinnen, ist die geringste Sorge der Europäischen Gebieter gewesen, die selbst nicht viel davon zu wissen schienen und auf jeden Fall sich besser auf Erpressungen, als auf Menschenliebe verstanden. Besonders sollen die Gouverneure häufig wahre Blutsauger gewesen seyn, und doch führten sie den Titel: Edle Herren. — Die übriggebliebenen Könige und ihre unmittelbaren Unterthanen sind Muhammedaner.

Die Holländer haben die nördlichen Molukken in vier Gouvernements eingetheilt, von denen die einzelnen Comtoirs auf den Inseln abhängen. An der Spitze jedes Gouvernements steht der Gouverneur, dem, wie in Batavia, ein Rath an die Seite gesetzt ist, welcher ihm aber nicht widersprechen darf, weil die Gouverneure gewöhnlich mit dem Generalgouverneur in Batavia in gutem Vernehmen stehen, der seinen Vortheil dabei findet, sie zu unterstützen. — Diese vier Gouvernements sind Banda, Amboina, Ternate und Makassar. Die Eingebornen Fürsten sind zwar der Oberherrschaft der Holländer unterworfen, doch besitzen sie eigene Staaten, und regieren sie auch nach der alten Malajischen Verfassung; diese sind: die Königreiche Ter-

nate, Tidor und Batschian, und die Fürstenthümer Popo und Salawattei.

Die Statthalterschaft der Banda-Inseln hat ihren Namen von der größten derselben. Diese Eilande liegen zwischen 4° und 5° S. Br. und unter den nördlichen Molukken am weitesten gegen Süden; sie bestehen aus sechs bewohnten und vier unbewohnten Inseln; die ersten heißen Neira, Lanthoir-Banda, Gunung-Apy oder Ganape, Ay, Rhun und Rosingyn; die unbewohnten Mamuk oder Pisang, Kappal, die Fraueninsel und Pulo-Seetang oder Teufelsinsel. — Ehedem belief sich die Anzahl der Einwohner auf 15,000 Menschen, gegenwärtig zählt man deren nur 3,000, worunter 2,500 Sklaven. Die Bandainseln gewährten der Compagnie einen jährlichen Ertrag von 704,000 Pfund Muscatennüssen und 176,000 Pfund sogenannten Muscatenblumen *). Auf der Insel Neira ist der Sitz des Gouverneurs und des Rathes. Obgleich diese Insel nur zwei Stunden lang und eine Stunde breit ist, so werden doch jährlich 8,000 Pfund Muscatennüsse und 2000 Pfund Muscatenblumen darauf gewonnen. Wegen der Theuerung des Products, kann nirgend in der Welt ein Acker-Land einen so lohnenden Ertrag geben. Die Hauptstadt Neira besteht aus 100 Häusern. — Auf der Insel Banda haben die Holländer drei Comtoire. Die kleine Insel Ay oder Porteway, die nur zwei Meilen im Umfange hat, kann allein ganz Europa mit dem kostbaren Gewürz versorgen. Auf der Nordseite der Insel liegt das Kastel Revenge.

Die Statthalterschaft Amboina besteht aus den drei großen Inseln Ceram, Buro und Amboina und aus den acht kleinen Inseln Oma, Honimoa, Nussa-Laut, Ceram-Laut, Bonao, Kelang, Manipo und Am-

*) Die Muscatenblume oder Blüte ist eigentlich die zweite Schale des Kerns oder der Nuß.

blau. Die Inselgruppe liegt im Nordwesten von der vorigen. Der Gouvernenr residirt auf Amboina, in der Hauptstadt Ambon. Die Zahl der Einwohner beträgt 64,000 Menschen. Amboina wird nach Batavia für die wichtigste Colonie der Holländer in Ostindien gehalten, obgleich sie nur 20 Quadr. Meilen groß ist. Aber ihr großer Reichthum an Gewürznelken macht sie zu einer wichtigen Besitzung. Außer diesem herrlichen Gewürz erzeugt Amboina, Pomeranzen, Limonien, Bananas, Zuckerrohr, Reiß, Sago, Gartenfrüchte, Kokosnüsse, und vortreffliches Tischler- und Bauholz. Auf der Insel Ceram-Laut haben die Holländer die Muscat- und Nelkenbäume ausgerottet, und endlich auch die Einwohner verjagt. — Groß-Ceram ist 50 Meilen lang, und wird im Innern von einem wilden Stamme, den Alfuris, bewohnt. Die Holländer haben sich vergebens bemüht, sie und die dasigen Gewürzbäume auszurotten. An den Küsten haben die Europäer mehrere Forts.

Das Gouvernement Ternate ist unbedeutend, und kostet mehr als es einträgt; doch wird es unterhalten, um den Holländischen Alleinhandel zu beschützen. Diesem Gouvernement sind außer den Forts Malajo, Dranien und Torbecke auf Ternate noch einige andere Forts auf den Inseln Tidor, Motir, Machian, Bachian, Ubi, Sangir, Siao, Tagulanda und Banka*), so wie auch die drei Residenzschaften von Falkenburg auf der Nordspitze von Celebes unterworfen; endlich auch die Inseln Teifory, Mejo, Salibabo, Kabruang und Tanna-Labu.

Der König von Ternate war vor Ankunft der Europäer ein mächtiger Monarch in diesen inselreichen Ge-

*) Diese Insel Banka ist nicht mit jener gleiches Namens unweit Sumatra zu verwechseln.

wässern; denn ihm gehörten außer den benachbarten Inseln, auch Celebes, Amboina, Ceram, Buro und andere Molukken. Er hatte 80 zinsbare Fürsten unter sich und konnte eine Armee von 90,000 Mann aufstellen. Gegenwärtig muß der König in Malajo unter dem Schutz der Kanonen von Oranien wohnen, und erhält dafür, daß die Gewürzbäume in seinen Besitzungen ausgerottet sind, eine jährliche Entschädigung von 6,000 Thalern. Ihm gehören noch, so viel man weiß, die Inseln Ternate, (mit Ausschluß der Holländischen Forts) Motir, Machian, Dscheiaritscha, Krakita, Palla, Marotey, der nördliche Theil von Gilolo (Schilolo) und die Ostküste von Celebes. Wir können hier, des Raumes wegen, nur Einiges von Gilolo anführen. Diese Insel ist, ihrer Gestalt nach, ein kleines Celebes, indem sie, wie die große Insel, durch drei von Osten tief ins Land eindringende Baien in mehrere Halbinseln getheilt wird. Die Insel ist beinahe 40 Meilen lang. Die vorzüglichsten Producte sind Rindvieh, Büffel, Ziegen, einige Schafe, wilde Schweine, Wildpret, Haifische, Schildkröten, und Indische Vogelnester. Der Sagobaum ist hier eigentlich zu Hause und liefert den Einwohnern Brod. Auch Brodfrüchte und Reiß sind nicht selten. — Die Einwohner gleichen den molukkischen Insulanern. Der südöstliche Theil von Gilolo, auch Halemahera genannt, gehört dem Sultan von Tidor.

Der König von Tidor steht, wie der vorige, unter der strengen Zucht der Holländer; ihm gehören, außer dem ebengenannten Theil von Gilolo, die Inseln: Tidor, Meisol, die Kanary-Inseln, Pisang, Patenta, Gammen, Wätschiau, Ravak, Manuäran, die 16 Aeau- oder Faul-Inseln, und viele andere kleine Inseln, von denen wenig mehr als ihre Namen bekannt sind. Ueberall suchen die Holländer die Gewürzpflanzen auszurotten. Die Bewohner dieser Inseln sind Malajen

und Negerstämme, die aus dem nahen Papua oder Neuguinea hierher gekommen zu seyn scheinen.

Dem Könige von Batschian gehören: Batschian, Mandiolei, Tappa, Lalacatta, Dammer, Gorongo, Ubi, Goram und Sulla, um welche letztere Insel er jedoch mit den Königen von Ternate und Buton streitet. Bei Ubi werden Perlen gefischt.

Der Raja von Popo ist dem Schutz der Holländer glücklich entgangen, vielleicht nur, weil seine Besitzungen keine ihren Geiz reizende Früchte erzeugen. Dieser kleine Staat liegt in der Mitte des eigentlichen Molukkischen Inselmeeres zwischen Gilolo und Meisol, ist ziemlich gut bevölkert und besteht aus den Inselgruppen Popo und Bo.

Der Raja von Salawatteii ist reicher und mächtiger als der vorige. Seine Insel ist von Neuguinea nur durch einen schmalen, vier Meilen breiten Canal, die Galowastraße, getrennt. Die Bewohner sind Papuaner, doch sollen hier auch laughaarige, kupferfarbige Menschen gefunden werden. Die Insel ist wenig bekannt.

Wahrscheinlich sind in neuern Zeiten auf den Molukken politische Veränderungen vorgegangen; die Engländer eroberten sie im Jahre 1796., sollten sie aber nach dem Frieden von Amiens den Holländern wieder zurückgeben. Das neueste Schicksal dieser Colonieen ist unbekannt, und wir müssen uns schon um deswillen, aus Mangel an neuern Nachrichten hier kürzer fassen, auch wenn der Raum dieser Zeitschrift eine größere Ausführlichkeit zugelassen hätte. Leser, die sich über den älteren Zustand dieser Inseln näher unterrichten wollen, können wir auf Plant's Polynesien verweisen, ein Werk, das, bei einigen Fehlern, große Vorzüge

besitzt und in keiner Bibliothek eines Freundes der Länderkunde fehlen sollte.

B. Südliche Molukken.

Sehr mit Unrecht sind die Inseln Bali, Lambok, Sumbava, Flores, Sandelhos, Luballa, und Timor, nebst mehreren kleinern nahe liegenden Inseln zu den Molukken von einigen Geographen gezählt worden. Wir sehen uns jedoch genöthiget, diese Eintheilung beizubehalten, da sie der im ersten Theile dieses Werkes, Seite 47 angeführten Uebersicht der südasiatischen Inseln gemäß ist. Plant*) nennt sie schicklicher die kleinen Sundainseln, welcher Name weit passender ist, als der der südlichen Molukken, indem die vielen Sunde oder Meerengen in diesem Archipel sowohl, als die Producte, die mit jenen der größeren Sundainseln weit mehr übereinstimmen, diesen Namen rechtfertigen. Diese Inseln sind den Geographen noch ziemlich unbekannt, und wahrscheinlich haben die Holländer, die sie am besten kannten, absichtlich falsche Nachrichten verbreitet. Daher mag es kommen, daß die älteren Geographen, z. B. die Insel Timor für größten Theils unfruchtbar erklären, während Peron **) behauptet, daß hier alle Gattungen von Früchten, welche dem Klima von Indien angehören, vereiniget sind.

*) S. dessen Handbuch einer vollständigen Erdbeschreibung und Geschichte Polynesiens. 1 B. S. 188.

**) S. Entdeckungsreise nach den Südländern, in den Jahren 1800—1804, übersetzt von Hausleutner. Tübingen, 1808 S. 384

Die Holländer haben auf einigen dieser Inseln Comtoire, auf andern herrschen unabhängige Raja's; auch findet man wohl kleine Negerrepubliken, in denen jedes Dorf sein eigenes Oberhaupt hat. Die Bewohner sind theils Malajen, theils Neger. Der Sklavenhandel ist die vorzüglichste Ursache, warum die Europäer diese Inseln besuchen.

Bali oder Klein-Java, von Groß-Java durch einen schmalen Canal getrennt, hat etwa 40 Meilen im Umfange, und eine dreieckige Gestalt. Es ist an der Nordküste gebirgig, im Süden aber eben und gut angebaut. Der Boden ist zum Reißbbau vorzüglich geschickt, da er von 12 Küstenflüssen und einigen Landbächen bewässert wird. Hier nehmen die nach den Molukken segelnden Schiffe Erfrischungen, die sehr wohlfeil sind und von trefflicher Beschaffenheit angetroffen werden. Hier herrschte, wenigstens noch vor einigen Jahren, die Gewohnheit, daß sich die Wittwen mit ihren Männern verbrennen ließen. — Die Anzahl der Bewohner dieser Insel soll sich sonst auf 600,000 Menschen belaufen haben; der Sklavenhandel aber hat sie bis auf 150,000 vermindert. Die Balier nähren sich vom Ackerbau und von der Viehzucht, spinnen Baumwolle, und verfertigen gewürfelte Zeuge mit denen sie, wie mit den Landesproducten einigen Handel treiben. Der Raja von Bali, dessen Regierung als milde gerühmt wird, hält sich einen Vezier, hier Quillor genannt, dem er die Mühe des Regierens überläßt.

Die Insel Lombok bildet von Norden nach Süden ein längliches Viereck, und hält etwa 30 Meilen im Umfange. Sie ist fruchtbar und hat Reiß, Geflügel, Schlachtvieh und Kokosnüsse im Ueberfluß. Die Bewohner sind eine Colonie von Facatra (in Java) die im Jahre 1693 hieher verpflanzt wurde. Seitdem das Königreich

Jacatra aufgelöst wurde, hat Lombok einen eigenen Sultan. Die Holländer haben hier kein Fort. Die Insel ist selten besucht worden.

Sumbava ist an der gekrümmten Westküste 40 Meilen lang und 5 bis 16 Meilen breit. Der nördliche Theil ist fruchtbar und wasserreich, mit vielen kleinen Bächen und Buchten durchschnitten; im Süden aber trocken und unfruchtbar, und wegen der Untiefen im Meere für größere Schiffe nicht zugänglich. Die Einwohner sind Malajen, die den muhammedanischen Glauben angenommen haben.

Auf Sumbava haben sich einige Chinesen niedergelassen. Sechs kleine Sultane theilen sich im Besitz der Insel, und sind Bundesgenossen der Holländisch-Ostindischen Compagnie.

Zwei kleinere Inseln Sapi und Nomba liegen südöstlich von Sumbava und haben einerlei Producte und Bewohner mit dieser Insel.

Flores oder Ende ist gegen 40 Meilen lang, und in der Breite sehr ungleich. Der östliche Theil heißt eigentlich Flores, so wie der westliche Ende, daher einige Flores und Ende für zwei Inseln gehalten haben. Die Einwohner sind theils schwarze Portugiesen, die hier einen eigenen kleinen Staat bilden, und sich zum Christenthum bekennen, theils muhammedanische Malajen, welche in vielen kleinen, von einander unabhängigen Gemeinheiten leben. Die vornehmsten Producte sind Schildkröten, wilder Zimmet, Sandelholz, Bauholz, Vogelnester, Reiß und Baumwolle. Der Sklavenhandel steht hier in der Blüte, und wird vorzüglich von den schwarzen Portugiesen getrieben. Die Holländer kaufen die hiesigen Sklaven gern, weil sie starke, arbeitsame Menschen sind. — Gegen Celebes zu liegen die kleinen Fischerinseln: Schiedam, Hoogland, Bato Carimon, das Postpferd, Rusalage und Rusalagate.

Timor ist in neuern Zeiten bekannter geworden. Die Malajischen Einwohner sind durch die Leichtigkeit, in diesem fruchtbaren Eilande ihren Unterhalt zu finden, zur Trägheit verführt worden. Einen Theil der Nacht und des Tages, mit dem Hintern auf den Fersen hockend, in dem Schatten eines Tamarindenbaums, eines Palmbaumes, eines Pisangs, eines Mangobaumes zubringen; unaufhörlich Betel kauen, Kalu trinken, drei bis vier leichte Mahlzeiten halten, eine Art Zither, die aus einem Lavenienblatte und einem Cylinder von Bambus gemacht ist, spielen; bei Tag und bei Nacht verschiedene Male schlafen; einige Matten flechten, oder sich mit andern eben so geringen, eben so leichten Arbeiten beschäftigen; endlich sich baden, sich kämmen, sich mit Kokosöl reiben, — dieß ist der unveränderliche Kreis der Beschäftigungen eines freien Malajen auf Timor. Was die Sklaven betrifft, so sind sie in jedem Hause so zahlreich, man fordert so wenig Arbeit von ihnen, sie vollbringen sie so langsam, daß ihr Daseyn nicht viel weniger müssig ist, als das Daseyn ihrer Herren *).

Timor wird in vier Gebiete getheilt. Das Holländische Gebiet nimmt den besten Theil der Insel ein; in demselben liegt die von den Portugiesen erbaute Hauptstadt Kupan und das Fort Concordia mit einer vortrefflichen Rhede. In dem Gebiet der schwarzen Portugiesen leben ausgeartete Nachkommen ihrer Europäischen Vorfahren, von denen sie den Namen und die Ceremonieen der katholischen Religion beibehalten haben. Sie sind unabhängig von Portugal, haben ihre eigenen Fürsten und stehen unter dem Schutz der Holländer. Der vornehmste Ort, wo ihr Oberhaupt wohnt, heißt Eukussi. — Das Gebiet der Europäischen Portugiesen, auf dem nordöstlichen Theil der Insel, wird von einer, noch mit dem Mutterlande in Verbindung stehenden, Colonie bewohnt. — Das

*) S. Peron a. a. O.

Land Belo endlich, oder der südliche Theil von Timor, wird von vielen kleinen Königen beherrscht und ist der Stapelplatz des Sklavenhandels. Die Einwohner sind Heiden und werden für wild ausgegeben. Man weiß aber, welche Begriffe die kaufmännischen Beobachter mit dem Ausdruck wild verbinden. Diese Wilden verkaufen den Europäern Wachs, Sandelholz und Sklaven. Den letzten Artikel zu verkaufen, ist doch nur eben so barbarisch, als ihn zu kaufen. Eigentlich aber übertrifft der cultivirte Sklavenhändler, wenn nicht an Wildheit, wenigstens an Niederträchtigkeit, den Wilden.

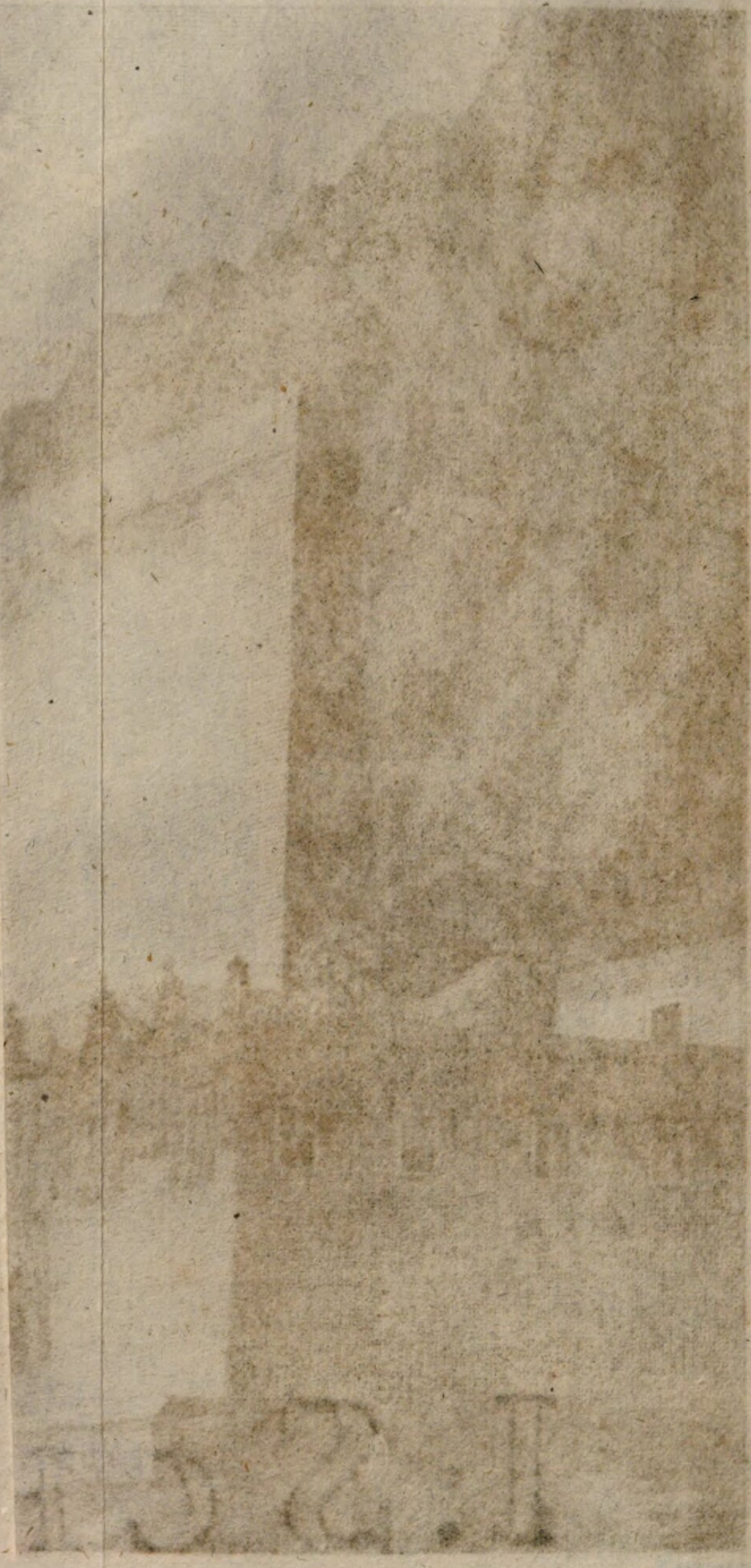
Endlich haben wir noch die Inseln Rottei, Simao, oder Anambao, Savu und Sandelbos anzuführen. Unter ihnen ist Savu die merkwürdigste und erst durch Cooks Reisen bekannt geworden. Sie wird als ein paradiesisches Eiland geschildert, das mit den schönsten Früchten der warmen Zone prangt, und von einem sanften, liebenswürdigen, tugendhaften Volke bewohnt wird.

Canda

Mädchen aus Timor vom
Malayischen Stamme.

r von Java

der Molukken.



Asien.

Vierzehnte Abtheilung.

Beschreibung

der

einzelnen Länder.

D. Indischer Archipel. (Fortsetzung.)

E. Ost-Asien.

V.

Die Philippinen.

Der von dem ersten Weltumsegler, Ferdinand Magellan, im Jahre 1521 entdeckte Archipel Sanct Lazarus, oder der später sogenannten Philippinen, wäre vielleicht unter allen Indischen Inseln am meisten geeignet gewesen, der Sitz einer blühenden Europäischen Colonie, und unter günstigen Umständen, eines mächtigen, selbstständigen Staates zu werden. Ein fruchtbarer Boden, in großen volkreichen Inseln, ein gemäßigtes, wenigstens weniger ungesundes Klima, als auf den Sundainseln angetroffen wird, Völker, die durch eine handvoll elender Soldaten der Europäischen Herrschaft unterworfen werden konnten, und sich ohne großes Blutvergießen zum Christenthume bekehren ließen, treffliche Häven, und eine Lage, die zum Handel mit Amerika, wie mit China, Japan, den Molukken und Indien einladet, gleichwie sie eine Verbindung mit Australien und Polynesien, zum Vortheil der cultivirten Welt begünstigen würde; alle diese Vorzüge hätten ein mit Weisheit regiertes Volk zum herrschenden in den Indischen und Chinesischen Meeren erheben können. Aber der Aberglaube bemächtigte sich der Philippinen, ein Heer unwissender, verächtlicher Priester wachte aufmerksam für seine Verewigung, und so sind diese Inseln eine Last für den Mutterstaat, und eine der finstersten Gegenden der Welt geworden. Alles was Leben, irdisches Glück

und einen selbstständigen Geist hätte erwecken können, wurde verbannt; selbst der Handel, in dessen Gefolge Wohlstand und mit ihm Aufklärung einhergehen, mußte gefesselt werden, damit pfäffischer Unverstand und Menschenfeindligkeit hier eine ungefährdete Herrschaft ausüben könnten. Die Philippinen sind eine Spanische Colonie und die Spanier tragen an dem unseligen Zustand derselben eine, vielleicht weniger blutige, aber an der Menschheit gleich verrätherische Schuld, als in Peru und Mexiko. Welche Länder, welche paradiesischen Gefilde haben sie in Barbarei und Unwissenheit erhalten! Wie viel Blut und Kräfte verschwendet, damit wilde, aber unschuldige Völker von ihnen den Rosenkranz beten, und zugleich neue Laster und neuen Aberglauben lernen möchten; denn das Christenthum, das die Spanier in Indien und America verbreiteten, bestehet in leeren Formeln und Ceremonien und in der sklavischen Unterwürfigkeit unter einfältigen, nicht selten boshaften Priestern. Es ist unmöglich, sich mit der Verfassung der Spanischen Colonieen bekannt zu machen, ohne die Regierung, welche dieselbe zuließ, begünstigte und aufrecht erhielt, für etwas anders als für eine Bande blödsinniger Frömmler zu halten, die sich mit einigen, in der gemeinsten Schlauheit geübten, kaltblütigen Henkern verbanden und verschworen, die Menschen zu einem, ihrer Bestimmung gerade entgegensetzten Ziele zu führen. Daß diese Regierung in neueren Zeiten gestürzt, und der Uebermacht der Geistlichkeit ein Ende gemacht wurde, ist für das Interesse der Welt eine der größten und wichtigsten Begebenheiten. Diejenigen, welche, von einer kleinlichen Ansicht geleitet, nur Jammer und Noth in der Gegenwart sehen wollen, mögen ihren Gesichtskreis über die Gränzen Europa's hinaus erweitern, wo seit Jahrhunderten furchtbare Blutschulden gehäuft wurden, die endlich getilgt werden müssen. Seit Jahrhunderten haben schuldlose Völker in fernen Weltgegenden den Druck der

Noth und des Aberglaubens dulden müssen, damit wie in Europa wohlfeilen Kaufs solche Waaren erhalten konnten, die Griechenland und Rom nicht kannten, und gleichwohl eine höhere Stufe der Cultur erreichten, als viele neuere Völker mit allen Colonialproducten nur zu ahnen wagten. Seit Jahrhunderten haben sich die Europäer als Räuber und Mörder mit den Schätzen Indiens bereichert, es ist billig, daß sie gegenwärtig einige Entbehrungen leiden, damit jenen Völkern ein Theil der Wohlthaten zukomme, die einzelne Denker, durch die Kraft ihres Geistes, über Europa gebracht haben, und mit deren Erkenntniß weder der Mißbrauch der Gewalt, noch die Herrschaft des Aberglaubens, noch auch die bisherige Verfassung des Welthandels bestehen können. Wir waren unglücklich genug, daß unser Leben gerade in eine Periode fiel, wo die rächende Nemesis, müde der Verbrechen der Regierungen, sich furchtbar und unwiderstehlich wieder auf Erden zeigte, und wo jeder Widerstand nur die Noth verlängern kann, die von einem Uebergang zum Bessern unzertrennlich ist. Damit es in Zukunft heller werde, mußte die Gegenwart in Trauer gehüllt werden.

Diese Betrachtungen haben uns keine unschickliche Einleitung zu der Beschreibung der Philippinen geschienen. Warum sucht man sich mit fernen Ländern bekannt zu machen, wenn es nicht geschieht, um den Gesichtskreis zu erweitern, und von einem höhern Standpunkt alle Völker der Erde als Glieder der großen Familie der Menschheit anzusehen, die in allen Zonen den gemeinschaftlichen Beruf hat, ihre moralischen und geistigen Anlagen zu erkennen und auszubilden. Das Verbrechen, das diesem Berufe entgegen wirkt, als die größte Sünde anzuerkennen, ist die geringste Forderung, die man, in einem erleuchteten Zeitalter, an die Beurtheiler der Geschichte unserer Tage zu machen berechtigt ist.

Mit dieser hier angedeuteten Ansicht werden unsere Leser in den Philippinen Länder finden, welche die Natur mit ihren schönsten Früchten gesegnet hat und zu einem Aufenthalt glücklicher Menschen bestimmte, über welche aber die Menschen den Fluch des Aberglaubens mit seinem Gefolge, Trägheit, Despotismus und Armuth, verbreitet haben.

Ein solches Land sucht sich dem Blick des Beobachters zu entziehen; denn die finstere Politik, welche das Volk in gedankenloser Unwissenheit zu erhalten sucht, ist hellsehend genug, zu besorgen, daß der Verkehr mit Fremden nicht nur ihren Unverstand der Welt bekannt machen, sondern in das Land selbst die furchtbare Contrebande der geistigen Aufklärung einschwärzen möchte. Daher hat auch die Spanische Regierung bis zum Jahre 1790 jedem Kauffahrteischiffe den Eingang in die Häven der Philippinen untersagt.

Die Schwierigkeit, die Colonie zu besuchen, brachte die natürliche Folge hervor, daß diese Inseln in Europa wenig bekannt waren. Gleichwohl haben einige Spanier Nachrichten über den Zustand der Colonie herausgegeben, und es hat unter dieser geistreichen, aber durch den Aberglauben in Verkehrtheit ausgearteten Nation, nicht an Männern gefehlt, welche die Wichtigkeit der Philippinen und die Nothwendigkeit einer Reform ihrer Verfassung eingesehen haben. Die Spanischen Berichte sind indessen in Teutschland weniger bekannt, als die Nachrichten, welche einige Franzosen dem Publicum mitgetheilt haben. Unter diesen verdankt man den Herren Legentil *) und La Perouse interessante Aufschlüsse.

*) Legentil reiste auf Befehl des Königs von Frankreich nach Indien, um den Durchgang der Venus durch die Sonne im Jahre 1761 und 1769 zu beobachten. Seine

Auch Sonnerat, in seiner reichhaltigen Reisebeschreibung, giebt eine kurze Uebersicht des Zustandes dieser Erdgegend. Sprengel im 2ten Theil der Beiträge zur Völker- und Länderkunde (Leipzig 1782) hat eine Geschichte und Beschreibung der Philippinischen Inseln geliefert, worinn dieser gelehrte und fleißige Geograph die zu jener Zeit bekannt gewordene Berichte in ein Ganzes zweckmäßig zusammen gestellt hat. Die neuesten Nachrichten verdanken wir dem Herrn Renouard de Sainte Croix der in seiner Reisebeschreibung *) einen ganzen Band den Philippinen gewidmet hat. Was eigentlich neu in dieser Beschreibung ist, ließ sich zwar auf wenige Bogen bringen; indessen hat sein Werk das Verdienst einer leichten, gefälligen Schreibart, und das größere, daß der Verfasser, ein Französischer Cavalerieofficier, von dem Spanischen Gouvernement mit der Organisation der Truppen beauftragt, sich über den Zustand der Colonie in den verschiedenen Inseln ungehindert unterrichten konnte, und also als Augenzeuge um so mehr Glauben verdient. Wir werden in unserer skizzirten Beschreibung der Philippinen uns diesem Reisenden vorzüglich als Führer anvertrauen.

Der Archipel der Philippinen erstreckt sich von 5° bis 19° N. Br. zwischen 135° und 145° O. L. von

Reise in den Indischen Gewässern ist in Paris 1779 und 1781 in 2 Bänden erschienen und auch ins Teutsche übersetzt worden in 8 Bänden. Hamburg 1781 — 1783. — Legentil, der 1766 in Manilla war, beschreibt vorzüglich nur diese Stadt; so wie auch La Perouse, außer der Bai von Manilla, wenig von den Philippinen gesehen hat.

*) Voyage commercial et politique aux Indes orientales, aux Iles Philippines, à la Chine avec des notions sur la Cochinchine et le Tonquin pendant les années 1803 — 1807; par M. *Felix Renouard de Sainte-Croix* à Paris 1810. III. Tomes.

Ferro und besteht nach der Berechnung der Spanier aus neun größeren und einer noch unbekannten Anzahl kleiner Inseln, die Einige auf 1200, Andere auf 1500 angeben. Die größte dieser Inseln ist Luzong oder Luzon, auf welcher die Hauptstadt der Spanischen Colonie, Manilla, liegt. Die andern größeren Inseln, die den Spaniern unterworfen sind, heißen Mindora, Penay, Paragua (Palawan), de los Negros Masbate, Zebu, Bohol, Leyte und Samar. Die Spanier rechnen auch die große Insel Mindanao oder Magindanao zu ihren Besitzungen, ingleichen die Inseln Yolo oder Suluh; es gehört ihnen aber nur eine kleine Strecke an der Westküste von Mindanao, welche Insel von einem Sultan beherrscht wird, der mit dem Sultan von Yolo in einer den Spaniern nachtheiligen Conföderation steht. Der Name, Philippinen, der nur der Spanischen Colonie zukommt, kann also eigentlich nicht auf die beiden letzten Inseln ausgedehnt werden; indessen gehören sie, in geographischer und naturhistorischer Hinsicht, zu einem Archipel mit den Philippinen; daher wir sie auch in unserer Beschreibung zusammen fassen. — Die kleinen Eilande führen gegenwärtig den Namen Bissayer-Inseln; ehedem hießen sie Pintados oder die Inseln der gemalten Menschen, weil bei der Ankunft der Spanier das Tatowiren bei den Einwohnern allgemein im Gebrauch war.

Die größeren Inseln sind im Innern noch völlig unbekannt, und vielleicht nie von einem Europäer besucht worden. Gleichwohl findet man auf den Charten den Strich der Gebirge und den Lauf der Flüsse angegeben. Daran ist die üble Gewohnheit der Geographen und Chartenmacher Schuld, die stets mehr wissen wollen, als sie wissen können; wodurch die Unsicherheit unserer geographischen Kenntnisse mehr befördert, und die Erweiterung der-

selben schwieriger geworden ist, als diese Herren in ihrem unzeitigen Eifer geglaubt zu haben scheinen. Wir müssen daher, um nicht zur Verwirrung des Gewissen mit dem Ungewissen neuen Anlaß zu geben, hier ein für allemal bemerken, daß Alles, was wir vom Klima und der Naturbeschaffenheit der Philippinen anführen, nur von den Küsten gilt.

Da die Sonne zweimal durch den Zenith dieser Gegend geht, so zieht sie eine große Menge Dünste an sich, welche in heftigen Regen wieder herabfallen. Seen und Flüsse bilden, den Boden bewässern, ihm eine außerordentliche Fruchtbarkeit geben und die Hitze mäßigen. Die Regenzeit dauert vom Mai bis zum September und bisweilen bis in den December; dann aber genießt man bis zu ihrer Rückkehr einer angenehmen Kühle und Frischheit, wie sie nur der Frühling in Europa gewähren mag. Die Winde wehen regelmäßig und wechselsweise aus allen Himmelsgegenden: vom November bis December Nordwind; März bis Mai, Südost; dann bis November West. Bei dem Wechsel der Mussons entstehen häufig wüthende Orcane, hier Baguyo genannt, die zwar den Feldern beträchtlichen Schaden verursachen, doch zur Reinigung der Luft und Milderung des Klimas im hohen Grade heilsam sind.

Die große Feuchtigkeit auf den Inseln mäßiget die Hitze und erzeugt eine fast beispiellose Fruchtbarkeit; aber sie wird auch Ursache häufiger Krankheiten. Doch hat die Natur gegen diese Uebel unzählbare, warme Heilquellen eröffnet, die fast auf allen Philippinen angetroffen werden. Nur wie jede ihrer Wohlthaten, ist auch diese durch neue Uebel bedingt worden, denn die mineralischen Quellen verdanken ihr Daseyn nur den Vulkanen, die durch Lavaströme und Erderschütterungen eine fürchterliche Plage der Bewohner werden.

Unter diesen Umständen wirkt das Klima erschlaffend wenigstens auf die Constitution der Europäer, und selten wird ein Spanier in den Philippinen angetroffen, der nicht den Keim einer Krankheit mit sich umher trüge. Bei alledem werden diese kränklichen Europäer hier sehr alt; Renouard de St. Croix fand in Manilla einen Greis von 117 Jahren, zehn Greise von 90 und mehrere von 80 und 70 Jahren.

Ohne diese Nachtheile des Klima's, die doch vielleicht *) an den Küsten zerstörender, als im Innern des Landes wirken, würden die Philippinen der reizendste Aufenthalt der Welt seyn. Immer grünende Bäume, die zugleich Blüten und Früchte tragen, und eine Fruchtbarkeit ohne Gleichen, geben den Inseln eine unbeschreibliche Anmuth. Reiß, der hundertfältige Früchte trägt, Waizen, Roggen, mehrere Europäische Gemüsearten, Kakao, Kokos, der beste Zucker, Pfeffer, Ingwer, wilde Muscatennüsse, Manga (eine süßsäuerliche Frucht, den Pflaumen ähnlich) Sapotilla, Santorfrüchte (den Pfirsichen ähnlich) treffliche Orangen, und unter diesen eine eigene Art, Teton genannt, Bylimbiäpfel, Jaccas, (eine melonenartige Frucht, die bis 100 Pfund schwer wird,) Camicos, (den Bylimbis ähnlich) Lumboyfrüchte (eine olivenförmige Kirsche) Dottogan (eine ähnliche Frucht) Panungianen, Carmonen, Durianen, Maranen, Paxos, Pinos, Jamboas, Datteln, Paradiesfeigen, Ananas, und eine große Menge anderer wohlschmeckender Früchte, mit denen die Bäume prangen, geben den Einwohnern eine hinlängliche und angenehme Nahrung, ohne daß sie sich, sie zu erhalten, große Mühe zu geben genöthiget

*) Wir sagen vielleicht, weil auch das Gegentheil möglich ist; so werden die Europäer im Innern von Ceylon von einem gefährlichen Fieber befallen, und genesen, sobald sie sich wieder den Küsten nähern.

wären. Die Pflanzenwelt prangt hier überhaupt mit ihren, dem Menschen nützlichsten Gewächsen, wild wachsen: Hanfbäume, die trefflichste Baumwolle, Indigo, Farbhölzer aller Art, Sandelholz, Campeschenholzbäume, Cassienbäume, Tamarinden, Aloeholz, der Campherbaum, Areka, Betel, vortrefflicher Tabak, Ebenholz, Eisenholz, Zedernholz, das unverweßliche Malavenholz, ein Rohr, Bejuco, welches wie Epheu die höchsten Bäume umwindet und bei einem kleinen Einschnitt eine solche Menge Wasser giebt, daß ein Mensch den stärksten Durst damit stillen kann, und eine Menge heilsamer Kräuter, die den Europäischen Aerzten kaum den Namen nach bekannt sind *). Welche Schätze der Natur, die der ungebaute Boden verschwenderisch dem Menschen anbietet! Und doch haben wir nur den kleinsten Theil dieser Schätze namentlich angeführt.

Nicht weniger reich sind die Philippinen an Thieren. Die Zahl der eßbaren Vögel ist groß; wir bemerken nur: Haushühner, Camboyische Hühner, Wasser-, Berg- und Repphühner, Auerhähne, Enten, unzählbare Turteltauben, von allen Farben **), Wachteln, Davons (ein wohlschmeckender Seevogel) Kolin, Poloma, Herrero, Colocolo, Selanganen (von denen die indianischen Vogelnester) u. m. a. Die Papagayen, Kakadu's, Pfauen und dergl. verschönern durch die Pracht ihrer Federn die Haine und Gebüsche. Von vierfüßigen Thieren findet man: große Rinderheerden, Büffel, wilde und zahme Schweine, Hirsche in großer Anzahl, Kamarons (eine Art Rehe) Lämmer, Ziegen, Pferde und unzählbare Arten Affen. — In den Wäldern erzeu-

*) Zwar findet man viel giftige Pflanzen, aber auch eben so viel Gegengifte, und überhaupt wird der Erfahrung zur Arznei, was die Unmäßigkeit zum Gifte macht.

**) Eine Art Turteltaube hat einen blutrothen Fleck auf der Brust, daher man sie den Dolchstoß nennt.

gen Millionen Schwärme wilder Bienen so viel Honig und Wachs, daß letzteres hier gemeiner als Talg ist. — Nicht weniger verschwenderisch ist das Meer gegen diese Insulaner gewesen. Es liefert eine große Menge trefflicher Fische, von denen einige den Philippinen eigenthümlich sind, wie der Tanguingui und der Sabulo. Die Balatams, deren wohlschmeckendes Fleisch zur Liebe reizt, werden von den Eingebornen, wie von den Europäern sehr geschätzt. Die Chinesen tragen ihren hierher segelnden Schiffern auf, ihnen recht viel Balatams mitzubringen. Unter den Schalthieren findet man Austern von verschiedener Art, die größten, Taclobo genannt, haben so große Schaalen, daß sie zu Wassergefäßen für das Vieh, oder auch zu Weihkesseln in den Kirchen gebraucht werden. Schildkröten sind häufig. Auch erzeugt das Meer Ambra und Perlen. — In den Flüssen und Landseen giebt es viele kleine wohlschmeckende Fische.

Ohne Zweifel sind die Gebirge reich an Metallen. Man findet Gold in den Flüssen, das gewaschen wird, und Eisen zu Tage liegen. Aber die Trägheit der Spanier vernachlässiget den Bergbau, und überdies leben in dem Innern der Gebirgsgegenden noch unabhängige wilde Völker, die in den nützlichen Künsten unerfahren sind. Seit einigen Jahren hat man treffliche Marmorbrüche entdeckt.

Sollte man es glauben, daß bei so viel natürlichen Reichthümern die Einwohner nur einen unbedeutenden Handel treiben, ja daß sie oft in Gefahr sind, Hungers zu sterben? Und gleichwohl sind diese Thatsachen unläugbar erwiesen. Um sie begreiflich zu finden, müssen wir uns mit den hier wohnenden Völkern und mit der Verfassung, welche die Spanier eingeführt haben, bekannt machen.

Auf den Philippinen, und vorzüglich auf der großen Insel Luzon giebt es zwei sehr verschiedene Menschenrassen. Die eine besteht aus Malajischen, die an-

dere aus Negerartigen Stämmen. Die Neger, von den Eingebornen Aetas, von den Spaniern Negritos del Monte genannt, bewohnen die innern unzugänglichen, oder besser unbekannten Gegenden. Sie gleichen vollkommen den Bewohnern der Küste von Guinea in Afrika, nur daß sie kleiner an Gestalt sind. Offenbar sind sie Ein Volk mit den Papuas auf Neuguinea und mehreren Inseln des Indischen und großen Oceans. Die gesellschaftliche Ordnung scheint den Aetas so fremd als verhaßt zu seyn, denn sie leben, so viel man weiß, ohne Oberhaupt einzeln in den Schluchten der Gebirge, wie die Affen auf Bäumen ihr Lager suchend, vermeiden den Umgang mit den Malajen, wie unter sich selbst, und suchen nur Weiber auf, wenn der unwiderstehliche Trieb sie dazu auffordert. Indessen mag es auch Stufen unter ihnen geben, die sie über diese thierische Wildheit erheben. Indem Müßiggange besteht das Glück dieser Neger, deren ausschließende Beschäftigung die Jagd ist, zu welchem Behuf sie nichts als Bogen und Pfeile brauchen, in deren Verfertigung ihre einzige Kunst besteht. — Vom Tabak sind sie große Liebhaber, und verkaufen bisweilen ihre Kinder für einen Haufen von diesem Kraut, das sie nicht zu cultiviren verstehen, und das, beiläufig gesagt, von America aus auf diese Inseln verpflanzt worden ist. — Da dieses Volk sich vor der Gemeinschaft mit den Europäern fürchtet, und die Einzelnen, die man eingefangen hat, bei der ersten Gelegenheit wieder in die Wälder flohen, so weiß man nicht, ob sich irgend eine Spur von Religion bei ihnen findet. Mehrere unter ihnen verstehen die Malajische Mundart, welche auf den Inseln herrschend ist. Es ist wahrscheinlich, daß sie eine eigene Sprache haben.

Die Neger scheinen die Ureinwohner der Philippinen zu seyn; wenigstens haben sich unter den Malajen noch Sagen erhalten, daß sie die Besetzung der

Küsten streitig machten und sich erst nach vielen vergeblichen Kämpfen in die Gebirge zurückzogen.

Die Malajischen Stämme fanden die Spanier bereits an den Küsten verbreitet, als sie die Inseln entdeckten. Sie hatten eine gewisse Stufe der Cultur erreicht, lebten in einer bürgerlichen Verfassung, die, wie bei allen Malajischen Völkern, eine Aehnlichkeit mit dem Lehnswesen der nordischen Barbaren hatte, waren Seefahrer und kannten die Erfindung der Schrift. Ihre Physiognomie ist die Malajische mit einigen Nüancen. Die Hautfarbe ist olivenfarbig oder vielmehr eine helle, ins Schwarze spielende Schmutzfarbe. Ihre Glieder sind proportionirt und stark, die Haare glatt, die Augen groß, bei weit geöffneten Augenliedern, die Nase ist etwas plattgedrückt.

Diese Menschen haben einen sehr lebhaften Charakter und zeigen in ihren Manieren ungemein viel Beweglichkeit. Sie lieben Spiel und Weiber, aber was ihnen den Morgen gefällt, macht ihnen am Abend Langeweile. Lug und Trug sind ihnen zur Gewohnheit geworden. Dabei sind sie träge, weil die Fruchtbarkeit des Bodens die Arbeit fast überflüßig macht. — Das Liebste auf der Welt ist ihnen ein Hahn, und Hahnengefechte das unterhaltenste Schauspiel, das sie sich einbilden können.

Schon die ersten Reisenden, welche diese Völker kennen lernten, fanden, daß alle verschiedenen Stämme einerlei Gewohnheiten und Sitten unter sich eingeführt hatten, welches, im Verein mit der Uebereinstimmung ihrer Sprachen ihren gemeinschaftlichen Ursprung außer Zweifel setzt.

Ueber die Ableitung dieser Völker herrschen dieselben Meinungen oder vielmehr dieselben Dunkelheiten, die wir in der Einleitung zu der Beschreibung des Indischen Archipels angezeigt haben.

Die Häupter des Volkes waren Despoten, die sich

aus dem Adel, der noch gegenwärtig den Namen Bagnan führt, durch Tapferkeit und Klugheit emporgeschwungen hatten. Die Plebejer unter ihnen heißen Calianer. Die Macht der Häupter, die erblich war, wurde mehr oder minder groß, nach der Anzahl der Sklaven, und der Dörfer, welche ihrem Befehl gehorchten; da sie nun in unaufhörlichen Kriegen mit ihren nächsten Nachbaren lebten, so suchten sie durch die Gefangenen die Anzahl ihrer Sklaven zu vermehren. Hieraus entstanden drei Classen von Menschen, nämlich die Herren der Dörfer (Gutsbesitzer, Edelleute), die Sklaven und die Freien oder diejenigen, denen die Dorfprinzen die Freiheit geschenkt hatten, und welche noch gegenwärtig unter dem Namen Timarat, welches in der Landessprache frei bedeutet, angetroffen werden.

Die Malajen der Philippinen hatten, bei der Ankunft der Spanier, keine geschriebenen Gesetze, obgleich sie die Schrift kannten. Das Herkommen, und eine Art Gerichtshof, der aus den Häuptern der Stämme und Aeltesten bestand, entschied über bürgerliche Streitigkeiten. Beim Mord entschieden die Verwandten des Gemordeten als höchstes und letztes Tribunal; sie verurtheilen zum Tode, ließen sich aber oft die Strafe abkaufen. Diebstahl, Raub und Ehebruch wurden bestraft; Betrug aber beim Tauschhandel und in andern Verträgen wurde als erlaubt angesehen.

Ueber die Religion dieser Völker dürfen wir keine unparteiischen Berichte erwarten; Fanatische Mönche, die ihnen so schnell als möglich das Christenthum einzuimpfen suchten, ungefähr wie man jetzt die Kuhpocken zu verbreiten sucht, sind unfähig, den Geist eines fremden Glaubens zu erforschen. Wir wissen nur, daß diese Insulaner keine Tempel und keine Götzenbilder hatten, daß sie an einsamen Orten, in Hainen, an Seen den Geistern Opfer brach-

ten, von denen sie irgend ein Uebel fürchteten. Die Seelen ihrer Vorfahren bewohnten einsame Bäume, die von den Nachkommen besucht wurden. Opfer und Tanz feierten ihr Andenken. Die Priester übten das Geschäft der Propheten.

In diesem Zustand fanden die Spanier bei ihrer Eroberung die Malajischen Stämme, und noch gegenwärtig verharren in demselben diejenigen unter ihnen, die sich dem Spanischen Joch nicht unterworfen haben.

Die Spanier waren vor allen Dingen bemüht, das Christenthum, oder vielmehr die Herrschaft der Geistlichkeit hier einzuführen. Aber das fromme Heer der Mönche, die auszogen dem Reiche Jesu Christi neue Eroberungen zu erwerben, waren unter sich nicht einig, und Augustiner, Franciskaner und Dominikaner sprachen wechselseitig das Verdammungsurtheil gegen einander, weil jeder Orden den wahren Glauben ganz deutlich und bestimmt, (wie man ein Stück Münze in Händen hält,) im Besitz zu haben vorgab, und daher auch allein den Meister in dem neuen Lande spielen wollte. Bei diesen heiligen Zwistigkeiten kamen sie jedoch in dem Einen Punkte überein, daß ihr Interesse erforderte, das Ansehen der Weltgeistlichen auf den Inseln nicht aufkommen zu lassen. Alle Mönche wollten nur ihren Provinzialen unterworfen seyn, und die Autorität des Erzbischofs durchaus nicht anerkennen. Die Erzbischöfe excommunicirten daher die Mönche, welche ihrerseits Repressalien ausübten, und die Ritter der Erzbischöfe, die Gouverneure, gleichfalls excommunicirten. Skandale füllen die Geschichte der Einführung des Christenthums auf den Philippinen. Erst im Jahre 1790 wurde diesen Unruhen durch eine Bulle des Pabstes Pius VI. ein Ende gemacht. Die Bischöfe erhielten die Herrschaft über diejenigen Mönche, welche zugleich das Amt der Pfarrer ausübten, in Angelegenheiten der Pfarreien;

in persönlicher Rücksicht aber und in Betreff ihres religiösen Betragens wurden die Mönche ihrem Provinzial allein verantwortlich erklärt.

Jeder Orden der Mönche hat sich in den Philippinen eine Provinz zugeeignet, und kein anderer darf seine Anhänger in dieselbe senden, um das Evangelium predigen zu lassen. Diese Mönche sind mächtig genug, um sich den Befehlen der Alcaden, welche die Gouverneure der Provinzen sind, zu widersetzen; ja sie dictiren Strafen und geben denen Zufluchtsorte, welche von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit verfolgt werden.

Wie eine solche, unter sich uneinige, Macht als die Spanische auf den Philippinen, wo Mönche, Weltgeistliche und Gouverneure sich wechselseitig einzuschränken bemüht waren, dennoch so leichte Eroberungen machen konnte, wäre unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, daß ein Land, wo eine Menge kleiner Raja's, die unter sich in stetem Kriege lebten, und als unabhängige Souveraine kein Nationalinteresse anerkannten, den Spaniern, die wenigstens darin einig waren, sie zu unterdrücken, nicht widerstehen konnte. Und so haben sich die letztern ohne großes Blutvergießen zu Herren der Philippinen gemacht. — Wo ein mächtiger Sultan herrschte, wie auf Mindanao und Suluh, da ist ihnen aus eben dem Grunde auch die Eroberung nicht gelungen; ja sie leben sogar in steter Furcht vor den Seeräubereien und Landungen der Malajen von Mindanao, Borneo ꝛc., denen sie außerhalb den Forts keine hinlängliche Macht entgegenstellen können.

Die Spanier waren stark genug, sich der Philippinen zu bemächtigen, aber nicht weise genug, diese schönen fruchtbaren Länder auf eine Art zu benützen, die dem Mutterstaate Vortheil bringen, und die Bewohner zu Glück und Wohlstand erheben konnte. Um dies wahr zu

finden, dürfen wir nur einen Blick auf die Verfassung und Regierung der Colonie werfen.

An der Spitze der Regierung steht ein vom Spanischen Hofe ernannter Gouverneur oder General-Capitain. Er residirt in Manilla, wo auch der Sitz aller höheren Behörden ist. Der Gouverneur ist Präsident des obersten Gerichtshofs oder der Audienza, Verwalter der königlichen Fonds und Chef der Militärgewalt. Es ist ihm ein Conseil beigegeben worden, das aus einem Regenten und vier Oydors oder Räthen besteht. Der Gouverneur kann der Meinung des Conseils entgegenhandeln und übernimmt dann die Verantwortlichkeit. Die zweite Person nach ihm ist der Lieutenant des Königs, dem die Inspection der Truppen obliegt, so wie das militärische Detaile. In Abwesenheit des Gouverneurs vertritt er dessen Stelle. Dann folgen im Range der Regent, die Oydors ꝛc. — Da der Gouverneur als Militär angesehen wird, so sind ihm ein Assessor und ein königlicher Fiscal für die Rechtssachen zugetheilt worden. In Justizangelegenheiten ist das Conseil die höchste Instanz. Der Rechtsgang ist im höchsten Grade langsam, die Chicane an der Tagesordnung, und die Advocaten haben bei den vielen sich widersprechenden Edicten die beste Gelegenheit, alle Prozesse in die Länge zu ziehen, und die Parteien arm zu machen. Gleichwohl sollen nirgends in der Welt die Menschen, die Europäer, wie die Eingebornen, so prozeßsüchtig seyn, als hier. — Zur Verwaltung der Cassen und Berechnung der königlichen Einkünfte ist eine Contadorie ernannt, welche aus dem Contador major und drei königlichen Beamten besteht.

In gewissen Fällen kann der Gouverneur eine königliche Junta berufen, welche alsdann aus den öffentlichen Autoritäten, den Militärchefs, der Contadorie und dem Erzbischof zusammengesetzt wird.

Der Gouverneur soll, nach dem Gesetze, nur sechs Jahre regieren; aber das Gesetz wird nicht beobachtet. Bei Niederlegung seiner Stelle soll er sich noch sechs Monate auf der Insel aufhalten, und Jedermann soll das Recht haben, ihn, der etwa begangenen Ungerechtigkeiten wegen, bei dem nachfolgenden Gouverneur zu belangen. Obgleich es nun an Ungerechtigkeiten nicht gefehlt hat, so ist doch kein Beispiel einer Benutzung der Wohlthat des Gesetzes vorhanden; so furchtbar wissen sich die Gouverneure zu machen. Nur die Geistlichkeit weiß es zu benutzen, und man hat gesehen, daß der Erzbischof einen Gouverneur excommunicirt, abgesetzt und sich an die Spitze der Regierung gestellt hat. Daher die klugen Gouverneure stets folgsame Champions der furchtbaren Priester waren. Der Einfluß, den sich die Priesterschaft auf die Regierung durch Waffen des Himmels und der Hölle zu verschaffen wußte, war der eigentliche Krebsschaden der Colonie; denn des Königs Interesse, das den Wohlstand des Volks erheischt hätte, mußte zurückgesetzt werden, um den Willen der Priester zu erfüllen, welche ein in Unwissenheit erhaltenes Volk leichter handhaben und zum Aufstand reizen können, selbst in Fällen, wo die Regierung Neuerungen zu seinem Vortheil durchsetzen will. — Für das arme unglückliche Volk war also keine Rettung und die Provinzialverwaltung schien recht eigentlich zu seinem Verderben ersonnen zu seyn.

In den Provinzen sind die Alcaden bestellt, um die Befehle der Regierung zu vollziehen. Sie werden vom Gouverneur ernannt und vom Könige bestättiget. Ihre Besoldung ist so schlecht, daß sie andere Mittel zur Vermehrung ihrer Einkünfte ergreifen mußten, und hierzu gab die Unterdrückung des Volks die beste Gelegenheit. Die Alcaden waren die Vorsitzer der Provinzialgerichte und fanden bald, daß sie mit ihrem Urtheilspruch einen vortheilhaften Handel treiben konnten. Ueberdies standen

die Einnehmer der Abgaben unter ihnen, uud mit deren Hülfe ließ sich noch mehr gewinnen. Wir haben oben angeführt, daß die Spanier unter den Malajen einen Adel, die Bagnan's, fanden. Die Bagnan's waren die Freien, die Herren, und das Volk, die Caljane's, bestand aus Sklaven, — gerade wie dies ehedem in Polen, und noch gegenwärtig in mehreren russischen Provinzen der Fall ist. Die Spanier, um ihr Joch sanft zu machen, forderten von den Bagnan's keine Abgaben, sondern ließen die ganze Last derselben auf die Caljane's fallen. Aus den Bagnan's wählten sie die Vorsteher der Gemeinden, capitanes del poeblo, so wie die cabessas de varangaye oder Einnehmer der königlichen Einkünfte in dem Canton. Der Capitan del poeblo hat die untere Gerichtsbarkeit, ungefähr wie in einigen teutschen Ländern der Amtmann, und zugleich die Aufsicht über die Einnehmer. Alle diese Malajischen Beamten plündern ungescheut das Volk, denn ein Sklave, der sich gegen sie auflehnen wollte, würde in diesem Lande, wo die Prozesse so kostspielig und so langwierig sind, nie etwas ausrichten und sich vielmehr der Gefahr einer harten Bestrafung aussetzen. Die Regierung bekümmert sich wenig um die Art, wie die Abgaben eingetrieben werden, sobald die bestimmte Summe, für welche die Einnehmer, die Capitanes del poeblo und die Alcaden gut stehen müssen, nur regelmäßig eingeliefert werden. Da nun außer den königlichen Abgaben, noch für eine Casse, aus welcher die Pfarrer besoldet und die Unkosten bei den Reisen königlicher Beamten bestritten werden müssen, gesammelt wird: so haben die Malajischen Herren von Adel den gültigsten Vorwand, zum Besten dieser Casse, die Caljane's zu berauben. Um das Unglück voll zu machen, stehen diese Blutsauger oft unter den Befehlen der Mönche, welche in dem Dorfe oder District die Herrschaft ausüben, und ihren Vortheil dabei haben, wenn sie geschickte Vermehrer der Einkünfte finden.

Alle diese drückenden Einrichtungen würden in einem so fruchtbaren Lande die allgemeine Armuth nicht haben erzwingen können, sobald der Verkehr mit fremden Kaufleuten unbeschränkt geblieben wäre. Der Handel hätte allen Fehlern der Regierung kräftig entgegengewirkt, und durch seine Vortheile endlich auch den Blödsinnigen die Augen über das wahre Interesse des Staates geöffnet. Daher mußte der Handel beschränkt werden, und — sollte man es glauben? — ein einziges Schiff ward den Colonisten zugestanden, um ihre Bedürfnisse aus dem Auslande zu beziehen, und ihre Producte auszuführen. Ja dieses Schiff, der Acapulco-Galion, war eigentlich bestimmt, um das Königreich Mexico mit Ostindischen und Chinesischen Waaren zu versehen; nur weil von den Philippinen aus am bequemsten nach Acapulco im Spanischen Amerika diese Waaren verschickt werden konnten, kam den Inseln beiläufig der Vortheil zu gute, auch ihre Producte versenden zu können. Der Galion soll von Manilla jährlich nur für 500,000 Piaster Waaren ausführen, welche in tausend Ballen, Bolitas, verpackt werden. Jeder Kaufmann von Manilla, der in Spanien geboren ist und fünf Jahre in der Colonie gelebt hat, hat das Recht, einen solchen Ballen, dessen Länge auf fünf Fuß, die Breite auf 2 ½ und die Dicke auf 1 ½ Fuß bestimmt ist, zu verschicken. Außerdem sind den königlichen Beamten, und selbst ihren Wittwen, nach Maßgabe ihres Gehalts, auch eine gewisse Anzahl Ballen zugestanden. Das Recht der Beamten, wenn sie sich nicht mit dem Handel abgeben wollten, wurde von den Kaufleuten erkauft, und für einen Ballen 450 Piaster bezahlt. Das Geld zu diesem Handel wurde häufig von den frommen Stiftungen geborgt, und wohl mit 50 Procent verzinset.

So wie dieses Schiff mit Ostindischen und Chinesischen Waaren nach Acapulco gieng, so kam ein anderer

Galion von daher, der Americanische Waaren, vorzüglich aber Piaster nach den Philippinen brachte. Diese Silbermünze aber verlor sich bald wieder, indem die meisten Chinesischen Waaren mit Piaster bezahlt wurden, und die Geistlichen konnten ihre Gelder stets zu hohen Zinsen ausleihen.

Auf diese Schiffe war nun der Handel von Manilla beschränkt. Der Nachtheil eines solchen unterdrückten Handels wurde endlich der Regierung selbst fühlbar, da ihr die Colonie in den Philippinen jährlich größere Kosten verursachte, als die Einnahme betrug; daher in neuern Zeiten außer dem Verkehr mit Acapulco, auch ein unmittelbarer Handel mit dem Mutterlande, und überhaupt mehr Freiheit des Handels zugestanden wurde. Der Krieg verstattet jedoch nicht, von dieser Begünstigung große Vortheile zu ziehen. Ueberhaupt aber könnte der Handel der Colonie erst dann bedeutend werden, wenn Ackerbau und Fabriken durch fleißige Arbeiter belebt würden; denn der bisherige Handel, der sich auf fremde, aus Indien und China bezogene Waaren beschränkt, bringt um so mehr ungewissen Gewinn, da Engländer und Americaner diese Waaren selbst verführen und den Kaufleuten von Manilla den Markt verschließen können, wie dies wirklich der Fall bereits gewesen ist.

Aus Allem, was wir bisher gesagt haben, wird es nun begreiflich, daß das Leben in Manilla theurer ist *), daß die Colonie sich im Zustand der Armuth befindet, und daß ein schweres Joch auf den unglücklichen Insulanern ruht. So viel Gewalt haben Unverstand und fromme Thorheit: sie können die Wohlthaten der Natur selbst zu Schanden machen, während sogenannte Menschen-

*) Renouard de St. Croix berechnet, daß ein unverheiratheter Europäer in Manilla monatlich 149 Piaster braucht, um anständig leben zu können.

kenner behaupten, daß die Weisheit zu ohnmächtig sey, um die Menschen zu einem der Vernunft und der Natur gemäßen Zustand empor zu heben.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, eine topographische Uebersicht der Philippinen zu geben.

Die Insel Luzon, die größte unter den Philippinen, liegt zwischen 12° 30′ und 19° 18′ N. Br. Ihre größte Länge, von der südlichsten Spitze im Lande der Camarines an der Meerenge St. Bernardino, bis zum Cap Bojador, der nördlichsten Spitze in der Provinz der Ylocos beträgt 187 Französische Lieues; ihre größte Breite von Osten nach Westen wird auf 55 bis 60 Lieues geschätzt. Diese Insel wird von zahllosen Völkerstämmen bewohnt, die entweder zu den Malajen oder zu den Negern gehören. Die ersten sind die zahlreichsten und unter ihnen die Tagalen die bedeutendsten; sie bewohnen den südlichsten Theil der Insel, der aus sieben Provinzen besteht, nämlich Tondo oder Manilla, Cavite, Boulacan, Batangas, die Laguna oder Lac de Bay, Tayabas und Batangas. In allen diesen Provinzen wird die Tagalische Sprache gesprochen, eine Malajische Mundart, und zwar, die cultivirteste unter allen, die auf den Philippinen geredet werden *). Unter vielen übeln Eigenschaften, welche die Spanier an den Tagalen bemerken, können sie ihnen eine große Hospitalität nicht absprechen. An ihrer Tafel kann jeder ihrer Nation ungebeten Platz nehmen, ohne daß man ihn fragt, wer er sey, noch woher er komme.

Die Hauptstadt Manilla (14° 45′ N. Br. und 138° 55′ O. L. von Ferro) liegt am Flusse Passig, an einer großen Bai, in der Provinz Tongo, und begreift das Gebiet von drei ehemaligen Königen; sie hat

*) In Madrid sind mehrere Tagalische Wörterbücher gedruckt worden.

unregelmäßige, wenig bedeutende Festungswerke, ein Arsenal, schnurgerade Straßen, einige schöne und viele unansehnliche Gebäude *), und in der innern Stadt, vier Kirchen, fünf Männer- und drei Frauenklöster, zwei geistliche Collegien und zwei Hospitäler. In der Stadt wohnen etwa 2000 Spanier, theils Europäer, theils ihre weißen Nachkommen, und 3000 Mestizer. Einen großen Theil der Stadt nehmen die Klöster ein, die einen Umfang haben, daß mehrere Tausend Mann darin einquartiert werden könnten, und doch werden sie bisweilen nur von vier oder fünf Mönchen bewohnt.

Die Vorstädte, welche durch eine hölzerne Brücke mit der Stadt in Verbindung stehen, sind vorzüglich für die Eingebornen bestimmt, die in der Stadt nicht wohnen dürfen; man rechnet hier 60,000 Tagalen, 8000 Chinesen **), 3000 Mestizen und 300 Spanier, und überhaupt eine Bevölkerung von beiläufig 88,000 Seelen.

Die Lebensart der Spanier ist im höchsten Grade einförmig und langweilig; ihr größtes Vergnügen besteht in Spazierenfahren. Sie besuchen einander fast nie, weil sie alle in Processen und Feindschaft leben. — Die Erziehung kann unter der Aufsicht der Mönche nicht gut seyn. Seitdem die Jesuiten aufgehoben sind, ist hier fast keine Spur von Liebe zu den Wissenschaften übrig geblieben. In neuern Zeiten haben jedoch einige Kaufleute ihre Söhne

*) Die Häuser sind größten Theils von Holz, weil, der häufigen Erdbeben wegen, eine massive Bauart gefährlich seyn würde.

**) Die Chinesen, die sich hier aufhalten wollen, müssen sich taufen lassen; dies hat einen großen Theil dieser industriösen Nation von den Philippinen entfernt. Durch ein weises Betragen der Regierung hätten sie hier gefesselt werden können, und wir en den so sehr vernachlässigten Ackerbau emporgebracht haben.

nach Bengalen geschickt, damit sie dort einen bessern Unterricht erhalten möchten.

Die Natur hat in der Nähe der Stadt die schönsten Gegenden gebildet, aber an den Gärten und Landhäusern der Spanier bemerkt man nicht, daß sie dieselbe durch Kunst zu verschönern bedacht gewesen. Drei Stunden von der Stadt findet man die Grotte von Saint-Matheo; sie ist von einer zahllosen Menge Fledermäusen bewohnt und zieht sich 1700 Schritte weit an einem unterirdischen Fluß ins Gebirge hinein. An diesem Berge hört schon das Spanische Gebiet von dieser Seite auf. Die unabhängigen Wilden, die weiter hinauf wohnen, Ygorotes genannt, gehen ganz nackt, sind gute Jäger, und verkaufen den Tagalen ihr Wildpret gegen Reiß. Sie sprechen Tagalisch.

In Cavite, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, ist ein Schiffsarsenal. Die Stadt war ehedem bedeutender, hat aber durch Erdbeben gelitten. Die Garnison bestand 1806 aus 3000 Mann; es wurde ungefähr eine gleiche Anzahl Bewohner gezählt, unter denen 1000 Chinesen.

Die Provinz Balangas ist vorzüglich deswegen merkwürdig, daß an dem Flusse eines Berges die Bewohner so frühzeitig sind, daß die Mädchen schon im zehnten Jahre Mütter werden, dafür aber bereits im achtzehnten das Ansehen alter Weiber haben. Die Männer halten sich einige Jahre länger. Diese Erscheinung soll in der schnellen Abwechselung der Temperatur und in der eigenen Beschaffenheit des Wassers ihren Grund haben. In dem Gebirge selbst leben die Negerstämme, Aetas.

Oestlich von Manilla liegt rund um den See von Bay die Provinz Lagune. Der See hat 45 französische Lieues im Umkreise, bei einem Durchmesser von 15 Lieues, und wird durch 50 bis 60 Flüsse und Bäche ge-

bildet, die sich in ihm ergießen; er hat süsses Wasser, steht mit dem Meere durch den Fluß Passig, der sich in den Busen von Manilla ergießt, in Verbindung und kann das ganze Jahr durch von großen Kähnen beschifft werden, doch müssen die Schiffer, die westlich segeln wollen, die Nacht erwarten, weil der unaufhörlich wehende Ostwind am Tage ihnen entgegen bläs't. — Mitten in dem See findet man die Insel Talin, die sieben bis acht Lieues im Umfange hält und unbewohnt ist, obgleich der Boden fruchtbar ist. — Es scheint, daß der See mit den Vulkanen der umliegenden Berge in Verbindung steht, denn man sah im Jahre 1800 während der heißen Jahrszeit eine Menge todter Fische auf seiner Oberfläche schwimmen, das Wasser hörte auf trinkbar zu seyn, und war mit Schwefel imprägnirt. Auffallend war die Erscheinung, daß viele von den Fischen noch Leben zeigten, obgleich ihr Kopf bereits in Fäulniß übergegangen war. Die Provinz Lagune zählt viele Tagalische Dörfer und ist ziemlich bevölkert; doch findet man, besonders in einiger Entfernung von dem See, große unbebaute Ebenen, wo das Gras bis zu zwanzig Fuß hoch wird, obgleich die Einwohner es wenigstens zweimal im Jahre verbrennen. Dieser so fruchtbare Boden ist der Aufenthalt der wilden Büffel, der Hirsche, einer kleinen Gattung wilder Schweine und einiger großen Wasservögel, weil die Menschen ihn nicht zu benutzen verstehen. Einige Spanier haben die Begünstigung der Natur anerkannt, und sich hier anbauen wollen: aber die Mönche, welche ihre Herrschaft über die Tagalen zu verlieren, und die Alcaden, welche eine Concurrenz bei dem Einkauf der Lebensmittel befürchteten, wußten es dahin zu bringen, daß die Audienza die Erlaubniß verweigerte, sich in der Lagune niederzulassen. Fabriken, die hier angelegt wurden, ließen die Mönche in der Nacht niederbrennen, und die Alcaden verwickelten die Eigenthümer in Prozesse, wodurch sie bald von allen nützlichen Unternehmun-

gen abgeschreckt wurden. — Bei aller Vernachlässigung erzeugt die Provinz sehr viel Reiß, vortrefflichen Indigo, Pfeffer, Arekanüsse, Campeschenholz und Bauholz, das leicht auf dem Passig nach Manilla geschafft werden kann. Die Provinz hat mineralische Gesundbrunnen; vorzüglich bei Los Bannos.

Die Provinz Bulacan, nördlich von Manilla, hat einen geringen Umfang, so daß man sie in einem Tage durchreisen kann; sie zählt aber 50,000 Einwohner und ist außerordentlich fruchtbar. Man findet hier die schönsten Weiber der Insel.

Südlich der Lagune liegt die gebirgige Provinz Batangas. Von dem Gipfel des Mahaye, eines der höchsten Berge der Insel, sieht man das Chinesische- und das Süd-Meer. Die Ostseite des Berges ist rauh und unfruchtbar, wegen der Monsuns, die Westseite aber prangt mit allen Früchten der Insel. Das Dorf Saint Paul del Monte erzeugt allein so viel Produkte, daß es jährlich 80,000 Piaster dafür löst. Man findet in der Nähe des Dorfs eingestürzte Crater und in ihrer Tiefe unergründliche Seen. Auch in Batangas giebt es viele unbebaute fruchtbare Ebenen.

Die Provinz Tagabas liegt an der Gränze der Halbinsel Camarin, ist an den Küsten sehr bevölkert, im Innern aber mit undurchdringlichen Wäldern bewachsen. Hier wird viel Tauwerk erzeugt. An den Küsten von Tagabas erhalten die Galionen Signale, wenn Manilla oder die Bisayerinseln von feindlichen Kreuzern bedroht werden.

Alle bisher genannten Provinzen gehören zum Tagalischen Lande; im Norden desselben findet man das Land der Pampangue, das von einem Volke bewohnt wird, welches in Sitten und Gebräuchen mit den Tagalen übereinstimmt, aber eine eigene Sprache redet. Die Gebirge und Flüsse dieser Provinz liefern Gold; ihr größter

Reichthum besteht aber in Zucker und Tabak. Die Bevölkerung beträgt 125,000 Seelen.

Die Zambalen, Bewohner einer andern Provinz, der sie den Namen gegeben, sprechen eine mit der Tagalischen verwandte Sprache. Der Haven von Subec in ihrem Lande ist einer der sichersten auf der Insel.

Die Provinz Pangasinan, im Norden der vorigen, gränzt an die Besitzungen unabhängiger, wenig bekannter Völkerstämme. Die Pangasinaner gehören zu den stärksten und tapfersten Bewohnern von Luzon; ihre Sprache hat viel Eigenthümliches, so wie der Ausdruck ihrer Gesichter. Sie sind klein, eigensinnig und lebhaft und unterscheiden sich dadurch von ihren Nachbaren, den Ylocos, die eine nördlich liegende Provinz bewohnen, groß, stark und sehr sanft sind. Das Land der Ylocos soll das schönste, fruchtbarste und volkreichste auf Luzon seyn; man findet hier auch einige Seiden- und Baumwollen-Manufacturen, die von den Eingebornen betrieben werden. Die Bevölkerung wird auf 320,000 Seelen berechnet.

Die nördlichste Provinz, Gagayan, eine Insel, erzeugt die schönsten, und zugleich arbeitsamsten Männer unter allen Spanischen Unterthanen auf den Philippinen. Die Gebirge im Innern des Landes sind mit dichten Wäldern bewachsen und werden von wilden, blutdürstigen, übrigens wenig bekannten Stämmen bewohnt. Die Provinz liefert Goldstaub. Die Babuyaninseln, welche mit dieser Provinz vereinigt sind, leiden Mangel an Holz und Lebensmitteln. Die Landung auf denselben ist wegen der häufigen Stürme beschwerlich. Ein Spanischer Sergent commandirt hier und einige Mönche lehren den Rosenkranz beten.

Alle unabhängigen Einwohner im Innern und an den

Gränzen dieser Provinzen sind noch wenig bekannt. Indessen unterscheidet Renouard de Saint-Croix verschiedene Völkerschaften, nämlich Indianer, Malajen, Chinesen und Japaner, die durch zum Theil unbekannte Schicksale aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, sich hier fortpflanzten und mehr oder weniger bürgerliche Gesellschaften und kleine Staaten bildeten. Die Spanischen Schriftsteller sagen diesen nicht christlichen Völkerschaften viel Böses nach und behaupten, daß sie in unzugänglichen, unfruchtbaren Gebirgsschluchten wohnen; einzelne Reisende aber, die sich hinein gewagt haben, fanden gut angebaute Gegenden, und zum Theil arbeitsame, geschickte Menschen.

Auf der Halbinsel Camarin, mit den beiden Provinzen Camarin und Albey, verursachen die vielen Vulcane häufige Erdbeben. Man findet, besonders in Albey, Goldminen, die aber nicht benutzt werden. Die Einwohner sind ein, mit den benachbarten Bissayern nahe verwandtes, Volk.

Die Ostküste von Luzon ist unfruchtbar, weil sie den, von der Südsee her wehenden, Monsuns ausgesetzt ist, und wenig bekannt.

Wir verlassen nunmehr die große Insel Luzon und wollen von den andern Inseln hier noch in der Kürze das Wichtigste anführen.

Die Bissayerinseln bilden einen Archipel im Süden von Luzon, zwischen Borneo und Mindanao, der aus mehr als zehn tausend Eilanden besteht, unter denen einige jedoch kaum eine Viertelstunde im Umfange haben. Sie werden größten Theils von Malajischen Stämmen bewohnt, von denen einige sich den Spaniern unterworfen, andere aber unabhängig erhalten haben, und zum Nachtheil der Europäischen Unterthanen Seeräube-

rei treiben; zum Theil erkennen sie die Hoheit des Sultans von Mindanao an. Auf einigen Inseln und vorzüglich auf der Insel de los Negros sind die Einwohner Neger mit wolligem Haar und werden Aetas genannt. Die meisten Bissayerinseln sind sehr fruchtbar, außer den Früchten auch an Pferden und Wildpret; aber das Spanische Gouvernement zieht nur geringen Vortheil von ihnen, den größten Gewinn davon haben die Alcaden, die dem Volke nehmen, was ihnen die Seeräuber lassen. Die größeren Inseln sind:

Samar, durch die Straße San Bernardo, von der Halbinsel Camarin geschieden, hält 135 Lieues im Umfange; die Hauptstadt Caba-Lunga ist der Sitz des Alcaden. Man zählt 30,000 Spanische Unterthanen.

Leyte hat in der größten Länge 40 Lieues, und 15 in der Breite. 22,500 Bewohner gehorchen den Spaniern.

Zebu, die erste Insel, die von den Spaniern in Besitz genommen, und in deren Nähe, auf dem kleinen Eilande Mactan, Magellan erschlagen wurde. Zebu ist 28 Lieues lang und 6 breit. Die Flüsse enthalten Goldstaub. Man zählt 58,000 Spanische Unterthanen.

Die Insel de los Negros ist 45 Lieues lang und 10 Lieues breit, liefert Perlen, die an der Küste gefischt werden, vorzüglich bei den beiden kleinen Inseln Cagayans Chicos. Die Alcaden von Zebu und de los Negros haben allein das Recht hier fischen zu lassen; ihre Fischer werden aber häufig von den Malajischen Seeräubern und auch von Spanischen Unterthanen, die sich dafür ausgeben, geplündert. Der Alcade hat seinen Sitz im Norden der Insel und 22,500 Seelen unter seiner Aufsicht.

Panay ist volkreich und kann sich daher gegen die Seeräuber mit größerem Erfolg vertheidigen, als die an-

dern Bewohner der Bissayerinseln, die zur Schande ihrer Schutzherrn täglichen Plünderungen ausgesetzt sind. Panay ist in drei Alcadien eingetheilt.

Paragua. Die Spanier besitzen nur einen kleinen Theil der Insel im Norden derselben. Eben- und Campeschenholz, Wachs, Kakao, eine große Anzahl Pferde und viel Wildpret machen den Reichthum der Bewohner aus.

Mindoro, eine schöne, fruchtbare Insel, mit trefflichen Häven, ist gleichfalls den Spaniern nicht ganz unterworfen, so sehr sie auch geeignet wäre, der Hauptsitz eines glänzenden Etablissements zu werden. Der Französische Hof wünschte daher, unter dem Ministerium des Herzogs von Choiseul, hier eine Französische Niederlassung anzulegen, und ersuchte den Spanischen Hof um seine Einwilligung; welche dieser verweigerte. Obgleich Mindoro für ihn von keinem Nutzen ist, so würde es doch in Französischen Händen sich bald zu einer blühenden Colonie erhoben und dem Handel von Manilla den Todesstoß gegeben haben. — Der Alcade wohnt zu Calapan und hat 35,000 Eingeborne unter seiner Aufsicht. Das Innere der Insel gehört unabhängigen Stämmen.

Auf der großen Insel Mindanao haben die Spanier nur drei Alcadien, nämlich Sanbuanga an der südlichen, Misamis an der nördlichen, und Caraga an der östlichen Küste. Die ersten beiden sind nur militärische Posten. — Die ganze Insel, welche unter verschiedenen Herrschern getheilt ist, liegt zwischen 5° und 10° N. Br. und 139° und 144° O. L. von Ferro; ihre größte Länge von Osten nach Westen, beträgt 135 Lieues und ihre mittlere Breite von Norden nach Süden ungefähr 75 Lieues. Mehrere Baien, die sich tief ins Land hinein erstrecken, und unter denen die Iljanobai die größte ist, geben ihr eine unregelmäßige Gestalt; die Größe wird

auf 2,260 Quadratmeilen geschätzt. Man zählt gegen 20 größere schiffbare Flüsse und über 100 kleinere. Der Pelandschyfluß, so groß wie die Themse bei London, kommt tief aus dem Innern, und theilt sich bei seinem Einfluß in den Iljanobusen im Südwesten der Insel in zwei Arme, davon der südliche den Namen Tamantaka führt; vor der Mündung des nördlichen Arms liegt die kleine Insel Banwut, auf welcher die Engländer eine Niederlassung errichtet haben, und zwischen beiden Armen die Hauptstadt Magindanao, die Residenz des mächtigsten Sultans auf der Insel. — Im Innern des Landes findet man auch viele Seen, unter denen der Lanosee oder Malano, im westlichen Theile der Insel, der größte ist. Das Klima ist, wegen der häufigen Nebel, und besonders in den niedrigen morastigen Gegenden, für die Europäer gefährlich, die Eingebornen aber vertragen es gut und sind starke nervigte Menschen, die ein hohes Alter erreichen. Gutes Ackerland ist hier in vielen Gegenden eine Seltenheit. Moräste, lockere Sandsteppen, Vulcane, die große Strecken mit Asche bedecken, nebst Wäldern und Gebirgen wechseln mit einander ab. Die Vulcane, so schrecklich ihre Wirkung auch ist, geben doch bisweilen auch Reichthum; so erhält der Sultan von Selangan durch die Schwefelgruben eine reiche Ausbeute, und der Vulcan häuft bei jedem Ausbruche die unerschöpflichen Schwefellagen. — Im Jahre 1640 ereignete sich hier ein merkwürdiges Phänomen, indem ein Vulcan, im Gebiete des Raja von Boyan, sich selbst zerstörte. Mit furchtbarem Getöse und Krachen sprengte er seine Decke und schleuderte die Trümmer seines Gipfels nach allen Richtungen Meilen weit umher. Dampf und Asche stiegen aus dem Schlunde zu einer unglaublichen Höhe, und wurden von den Winden bis nach Borneo, Ternate und Manilla getragen. Die Luft verdunkelte sich, so daß man in einer Entfernung von 30 Meilen, am Mittage völlige Nacht

hatte; über 100 Meilen umher ward Alles in Furcht und Schrecken gesetzt. Man glaubte die Zerstörung der Welt nahe. Ein Theil des Bodens in der Nähe des Vulcans versank, und Wasser drang aus den Schlünden der Erde hervor. Jetzt sieht man an dem Fuße des zerstörten Berges einen See.

Die Insel hat auch sehr fruchtbare Gegenden, die selbst Ueberfluß erzeugen, und eine ansehnliche Ausfuhr der Producte möglich machen. Reiß, Indisches Korn, Gemüse, Betel, Zimmt, Indigo, Zuckerrohr, Sago und Kassiabäume, und fast alle den Philippinen eigenen Früchte werden hier in Menge und von vorzüglicher Güte gefunden. Ein Gleiches gilt von den Thieren. Von Mineralien, die sicher nicht fehlen, kennt man nur Salz und Goldstaub.

Die Bewohner der Insel scheinen von verschiedenen Völkerschaften abzustammen, die sich der Seeräuberei wegen auf Mindanao niederließen, wo diese Art der Bereicherung allgemein beliebt und durch die Lage, in der Nähe der Bissayerinseln, ungemein begünstigt ist. Die Haraforas scheinen die ältesten Einwohner der Insel zu seyn; sie sind schwarzbraun, wild, tapfer, gehören zu der Malajischen Rasse, gehen nackt und führen zum Theil ein nomadisches Leben. Diejenigen, welche von den Magindanaern besiegt worden sind, bauen jedoch Reiß und besitzen auch einige Geschicklichkeit in der Weberei. Sie gehören zu einem Volke mit den Alfuris auf Ceram.

Die Maginda naer sind die zahlreichste Nation, gleichfalls Malajen, aber weit cultivirter als die Haraforas; sie stehen unter einem Sultan, treiben mancherlei Künste, vorzüglich aber die Seeräuberei, zu deren Behuf sie sehr zweckmäßige Schiffe bauen. Sie sind von aufgewecktem Geiste, freundlich gegen Fremde, rachsüchtig und grausam gegen ihre Feinde. Man findet hier das gewöhnliche Malajische Lehenssystem eingeführt; die Vorneh-

men heißen Dottos, sie sind die Gutsbesitzer, deren Reichthum und Ansehn nach der Zahl der Sklaven abgemessen wird. Um diese zu erhalten, machen sie Streifzüge zur See, überfallen die unbewachten Küsten und nehmen Menschen und Früchte mit sich fort. Sie werden dadurch den Spaniern sehr gefährlich; diese haben aber noch keine Anstalten gegen ihre Besuche gemacht.

Die Iljanos sind eine andere Nation, die den mittlern Theil der Insel bewohnt, und wenig von der vorigen verschieden zu seyn scheint. Sie leben in einer aristokratischen Verfassung, und werden von 16 Sultanen und 17 Raja's beherrscht.

Die Caraganer und Dapitars sind wenig bekannt; die Bantschilen gleichen den Haraforas.

Diese Völker haben fast alle eigene Sprachen, die von den Reisenden für Malajische Mundarten ausgegeben werden; noch hat aber keiner, so viel uns bekannt ist, sich als Sprachforscher beurkundet, um ein gründliches Urtheil fällen zu können. Gewiß ist, daß die meisten Völker das Malajische verstehen, wodurch der Handel erleichtert wird und was vielleicht auch nur in ihm seinen Grund hat.

Die Religion dieser Völker ist ein wunderliches Gemisch, woran der Islam und das Heidenthum ungefähr gleichen Antheil haben.

Die merkwürdigsten Orte sind:

Maginda nao, die alte Hauptstadt, die sich durch nichts von andern Malajischen Städten unterscheidet. Die neue Hauptstadt heißt Selangan, von welcher Residenz der Beherrscher auch Sultan von Selangan genannt wird. Der Pallast des Sultans ist mit Mauern umgeben, etwa 120 Fuß lang, 50 breit und ruht auf 32, mit Scharlach umwundenen Säulen. Der Sultan hat eine Garde und besitzt auch Kanonen. Ein ziemlich regelmäßi-

ges Fort, das von Spanischen Ueberläufern erbaut ist, beschützt die Stadt.

Boyan, der Sitz eines dem Sultan unterworfenen Raja's, der ungefähr 40,000 Unterthanen hat.

Kamaladon, ein großer Hafen auf der Südküste, die Residenz eines ebenfalls abhängigen Raja's.

Sebugey, ein trefflicher Haven in einer holzreichen und fruchtbaren Gegend, dem Raja von Mudu gehörig.

In dem Gebiete der Iljanos liegen mehrere Städte oder vielmehr Dörfer, von denen wenig mehr als der Name bekannt ist.

Wir beschließen die Beschreibung der Philippinen mit einer kurzen Nachricht von den Suluhinseln. Die Europäer sprechen den Namen dieser Inseln verschieden aus, je nachdem sie zu dieser oder jener Nation gehören: die Spanier nennen sie, Cholo und schreiben Yolo, die Portugiesen Scholo (*Xolo*), die Engländer Suluh (Sooloo). Der Suluharchipel besteht aus 50 bis 60 Eilanden, die sich in der Richtung von Südwest nach Nordost, von Borneo nach Mindanao, gleich einer Kette erstrecken und die Gipfel eines Gebirges sind, das beide größere Inseln mit einander verbindet. Der geringe Umfang der Inseln wird als die Ursache ihres milden Klima's angesehen, indem weder hohe Gebirge, noch Wälder die Wolken aufhalten. Die Regenzeit dauert daher nicht lange und fällt gewöhnlich zur Zeit unsers Frühlings und Herbstes; ein immer grünender Sommer schmückt diese fruchtbaren, gesegneten Eilande. Unter ihren Producten bemerken wir nur Pfeffer, Zimmet, den Teakbaum, treffliches Wild und Perlen, als den größten Reichthum, indem sie übrigens in dieser Rücksicht mit den Philippinen übereinkommen. Man hat Goldadern entdeckt. Ambra

ist in groſser Menge vorhanden. Die Einwohner, deren Anzahl man auf 60,000 schätzt, sind schwarz, sprechen Malajisch, zeichnen sich durch Tapferkeit, List und Treulosigkeit aus, kleiden sich geschmackvoll, sind in den mechanischen Künsten geübt, bauen gute Schiffe, die bis 10 Tonnen Last tragen können und treiben mit den Chinesen und Europäern einen ziemlich einträglichen Handel; erstere kaufen Seeschnecken, Wachs, Vogelnester, Schildpatt, Nelkenrinde und Perlen, wofür sie viele Messingwaaren, Thee, Nanking, Tapeten ꝛc. absetzen. Die Europäer, und unter ihnen ehedem vorzüglich die Holländer, kaufen Perlen. Die Suluher sind Muhammedaner und führen die Thore von Mekka in ihrer Flagge. — Es haben sich unter ihnen Chinesen angesiedelt, denen sie mancherlei Geschicklichkeiten, und vielleicht selbst ihren Fleiß im Ackerbau zu danken haben. Sie werden von einem Sultan beherrscht, dem auch die Südspitze von Borneo unterworfen ist.

Die reizende Insel Suluh ist nur 8 Meilen lang und 2 Meilen breit. Die Hauptstadt Bauan hat viele Moscheen und ist der Sitz des Sultans.

Unter den andern Suluhinseln sind Tawih-Tawih, Bassilahe, Siassih, Labak und Tappul die gröſsten.

F. Ost-Asien.

Einleitung.

Wir verlassen jetzt die Inselwelt und kehren nach dem festen Lande von Asien zurück, wo große, cultivirte Reiche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Wie Indien das Land der Wunder genannt wird, so könnte man China, Tibet und Japan, oder den östlichen Theil von Asien, den wir jetzt zu beschreiben haben, die Länder der Räthsel und Widersprüche nennen, welche Benennung wenigstens den Zustand unserer Kenntnisse derselben bezeichnet. Wir finden hier Länder, deren Klimate andern Gesetzen folgen, als in den Abendländern, wo die Breitengrade und die Höhe über der Meeresfläche die Wärme und deren Einfluß auf die organische Natur bestimmen, während hier die Längengrade, je weiter sie nach Osten vorrücken, eine grössere Kälte bewirken; wir finden in Tibet ewige Schneegebirge, obgleich es dem heißen Erdgürtel näher liegt, als das südliche Italien; wir finden Völker, die den Künsten und Wissenscheften einen hohen Grad der Ausbildung gegeben haben, und gleichwohl das erste Gesetz aller wissenschaftlichen Cultur, — das ewige Fortschreiten zu einem unendlichen Ziele — nicht kennen, sondern — man weiß nicht, soll man sagen: eigensinnig oder blödsinnig, seit Jahrtausenden auf derselben Stufe der Cultur stehen blieben; wir finden endlich Regierungen, die den Europäern gastfreundlich die Häven und die Schranken der Gränzen öffneten, und ihren Wissenschaften und selbst ihrer Religion eine schützende Aufnahme gewährten; es aber nachher ihrem Interesse angemessener fanden, nicht

nur die Christen zu verjagen, sondern selbst den Europäischen Kaufleuten ihre Häven und Handelsstädte zu verschließen, — so daß es gegenwärtig kaum einem Europäer glücken kann, in das Innere dieser unermeßlichen Reiche vorzudringen, indem selbst Gesandtschaften der ersten Europäischen Mächte auf der Reise gleich Gefangenen bewacht, oder schnöde an den Gränzen abgewiesen werden. So durfte sich Lord Macartney von dem ihm angewiesenen Wege nicht entfernen, und die Russische Ambassade, die der Kaiser Alexander nach China schickte, mußte, nachdem sie die Chinesische Gränze erreicht hatte, wieder umkehren. Wir finden aber auch ein großes merkwürdiges Land, Tibet, das die Fremden noch gegenwärtig freundlich aufnimmt, und das uns, obgleich es häufig von Missionaren besucht wurde, und obgleich die Regenten, die sich Götter zu seyn dünken, vor mehreren Jahren einer Englischen Gesandtschaft ihre Bereitwilligkeit zeigten, eine Verbindung mit dem Europäischen Indien zu schließen, — wir finden ein Land, sage ich, das dessen ungeachtet den Europäern noch so gut wie völlig unbekannt ist; denn würden wir wohl glauben, das heutige Frankreich zu kennen, wenn wir nichts mehr als den Bericht eines Reisenden besäßen, der den Weg von Amsterdam nach Paris gemacht hätte, und sich etwa drei Monate auf dieser Reise aufhielt? Dieß Gleichniß aber bezeichnet ungefähr den Umfang unserer Kenntnisse von Tibet. — Japan ist den Europäern völlig verschlossen, und die ganze Verbindung mit unserm Welttheil beschränkt sich gegenwärtig darauf, daß einige Holländische Schiffer in einer abgelegenen Vorstadt von Nangasaki unter demüthigen Bedingungen einigen Handel treiben dürfen. Wahrlich ist irgend eine Weltgegend dazu geeignet, den Geographen die Beschränktheit ihrer Kenntniß der Erde zu beweisen, so ist es Ost-Asien, das gleichwohl mit Einschluß der sogenann-

ten Chinesischen Tatarei einen Flächenraum von beiläufig 200,000 Quadratmeilen einnimmt.

Die Länder, mit deren Beschreibung wir unsere Kunde von Asien beschließen und die wir unter dem gemeinschaftlichen Namen von Ost-Asien*) zusammen fassen, liegen zwischen dem Wendekreis des Krebses und 55° N. Br. und erstrecken sich von 90° bis 165° O. L. von Ferro. Große Gebirgsketten mit ihren Abdachungen sondern diese unermeßliche Länderstrecke von dem übrigen Asien ab und geben ihr einen eigenen Charakter, der sich hier um so vollkommener entwickeln kann, da auch die Politik, die sich selten in natürliche Gränzen eingeschlossen findet, hier ein einziges Reich gestiftet hat. Der Kaiser von China nämlich ist der Herr, der als höchstes Oberhaupt in den einzelnen Staaten, in welche Ost-Asien zerfällt, anerkannt wird. Nur die Japanischen Inseln sind frei von seiner Lehnsherrlichkeit; sie gehören aber nur uneigentlich zu Asien, und würden füglicher, wenn die Geographen sich an natürliche Gränzen gewöhnen könnten, zu der Inselwelt des großen Oceans gezählt werden müssen. Der Theil von Asien, in welchem der Kaiser von China als Lehns- und Schutzherr anerkannt wird, und den man daher das Chinesische Reich nennen kann, gränzt gegen Norden an Rußland, gegen Westen an die Länder der Tataren, gegen Süden an beide Indische Halbinseln und wird im Osten von den Chinesischen und Japanischen Meeren um-

*) Wir folgen hier der Eintheilung, die der verstorbene Professor Ehrmann, im ersten Bande dieses Werks, S. 47. angegeben hat, die wir nachzulesen und damit zu vergleichen bitten, was in eben diesem Bande Seite 13 und 18 über die Gebirgsketten gesagt ist. Wir würden vielleicht von dieser Eintheilung abgewichen seyn, wenn wir es uns nicht zum Gesetz gemacht hätten, dem Werke die Einheit zu erhalten und in der Anlage so wenig als möglich zu ändern.

flossen. Die Gebirge, welche diese unermeßliche Strecke nach allen Richtungen durchstreichen, sind den Europäern nur sehr unvollständig bekannt uud was sich davon auf den Charten verzeichnet findet, ist mehr oder weniger willkührlich, nach ungefährer Schätzung der Reisenden, und oft sehr unkritisch und widersprechend angedeutet worden. Im Allgemeinen kann man indessen, so viel sich bis jetzt aus den vorhandenen Materialien der Länderkunde schließen läßt, annehmen, daß drei hohe Gebirgsketten, von Westen nach Osten fortlaufen, die unter sich mannichfaltig durch Seitenzweige der Hauptstämme verbunden sind. Diese drei größeren Ketten entspringen selbst aus dem Hauptstamm der Tatarischen Gebirge, welche der Knoten der labyrinthischen Verflechtung sind und den höchsten Erdrücken bilden. Die südlichste dieser Ketten finden wir in Tibet, von wo aus Zweige von Norden nach Süden sich in beide indische Halbinseln hinein erstrecken, und wovon vielleicht die Maldiven, Zeylan, so wie die Sundainseln, Molukken und Philippinen nur Fortsetzungen sind; östlich hängen Chinesische Gebirge mit dieser Kette zusommen. Die zweite Kette nennen wir das Mongolische Gebirge oder Kangai; es hängt im Westen durch den Mossart, mit dem Tibetanischen Gebirge zusammen, so wie durch den Alak, mit dem Uralgebirge, und läuft östlich, indem sie die Mongolei durchstreicht, bis an das Japanische Meer. Die nördlichste große Kette endlich ist das Altaigebirge und der Sagansk, die durch die Daurischen Gebirge im Osten des Baykalsees mit dem Sibirischen Gebirge zusammenhängen *).

Zwischen diesen Gebirgen liegt eine große, unermeßliche Sandwüste, die Wüste Cobi genannt, welche viel-

*) Die mannichfaltigen Verflechtungen des Asiatischen Hochgebirges lassen keine deutliche, der Natur gemäße Beschreibung zu; die hier gegebene ist ein bloßer Versuch, die Leser einis-

leicht die höchste Ebene aber auch das unfruchtbarste Land der Welt und eigentlich nichts mehr als ein todtes Sandmeer ist.

Die Flüsse, deren Quellen in diesen Gebirgen entspringen, werden wir bei den einzelnen Ländern anzeigen. Hier liegt es uns nur noch ob, zum Schluß der Einleitung, die Eintheilung von Ost-Asien anzuführen, welche unserer Beschreibung zum Grunde liegt.

Das Chinesische Reich besteht aus unmittelbaren Provinzen und aus Lehnstaaten. Zu den ersten gehören das eigentliche China, und die nördlichen Provinzen oder die kleine Bucharei, die Kalmukkei, die Mongolei und das Land der Mantschou; zu den Lehnstaaten rechnen wir Tibet, die Halbinsel Corea und die Inseln Lieu-Kieu.

Endlich wird das Japanische Reich noch zu Ost-Asien gerechnet, dessen Beschreibung den Beschluß der Kunde von Asien machen wird.

germaßen in dem Labyrinthe zu orientiren. Sie weicht in einigen Stücken von den bisher in den Geographien gegebenen ab; den Grund anzugeben, der uns zu dieser Abweichung bestimmte, fehlt es hier an Raum. L.

I.

Chinesisches Reich.

A. Unmittelbare Provinzen.

a. Eigentliches China.

1.

Name. Lage. Gränzen. Größe. Entdeckungsgeschichte.

Die Einwohner von China nennen dieses Land Tschon-Kue, welches Mittelpunkt der Erde bedeutet; denn ihr Stolz läßt ihnen in den andern Ländern nichts als bloße Anhängsel an dieß große Hauptreich erkennen. Als die Nachkommen des großen Eroberers Gengis-Kan den nördlichen Theil von China eroberten, wurde dieser Theil Kathay oder Kithay genannt, welcher Name noch bei den Russen üblich ist. Der mittägliche Theil hieß Mansch i. Der Ursprung des Namens Schina oder Tsina ist ungewiß. Schon im 12ten Jahrhundert kannten die Araber das Land unter dem Namen Sin oder Tschin. Die teutsche Schreibart: China ist von den Franzosen entlehnt, die aber bekanntlich das Ch anders aussprechen als wir.

Das Volk, das die Alten unter dem Namen Sinae kannten, hatte, so viel man mehr errathen als wissen kann, westlichere Wohnsitze, daher die neueren Sinesen nicht für Nachkommen derselben gehalten werden. Indessen muß man gestehen, daß die Gelehrten, welche die Verschiedenheit beider Völker durch einen Aufwand von mühsamen und gelehrten Nachforschungen zu beweisen suchten, nicht viel mehr

CHARTE von CHINA

und den angränzenden Ländern, und Völkerschaften so wie sie dem letzten Kaiser Tschien-Long unterworfen waren

Aus der Englischen Beschreibung der Gesandschaftsräise des Grafen Macartney entlehnt und reducirt.

Prag 1812.

von der Sache wissen, als die unwissenden Geographen, denen die Aehnlichkeit des Namens ein hinlänglicher Grund war, die Sinae für die Stammväter der Sinesen zu halten.

Das Land, das wir, als das eigentliche China oder Sina, beschreiben wollen, liegt zwischen 20° und 41° N. Br. und zwischen 115° und 140° O. L. von Ferro. Die Länge von Westen nach Osten beträgt 370 teutsche Meilen, und die Breite von Norden nach Süden 300 teutsche Meilen. Der ganze Flächeninhalt kann, nach einer Annäherungsberechnung auf 70,000 Quadratmeilen angenommen werden. Dieses ungeheure Land ist also mehr als fünfmal so groß, als das heutige Frankreich, das man unter den Europäischen Staaten mit Recht einen Riesenstaat nennt.

China gränzt gegen Norden an das Land der Mantschou und an die Mongolei, von welchen Provinzen es eine, wie man sagt, 2,000 Jahr alte Mauer trennt, die sich über Gebirge, Ebenen und tiefe Thäler ununterbrochen über dreihundert geographische Meilen weit erstreckt. Im Osten begränzt es der Theil des Chinesischen Meeres, der das gelbe Meer genannt wird, und es von der Wasserseite von Corea trennt, im Süden das Chinesische Meer und der Canal von Formosa; im Westen von China liegen das Kaiserthum Anam, (vor diesem das Königreich Tunkin,) die nördlichen Provinzen des Birmanischen Reiches und Tibet.

Ehe wir die natürliche Beschaffenheit des Landes beschreiben, wollen wir eine kurze Uebersicht der Entdeckungsgeschichte und den Anfang, gleich wie den Umfang der Europäischen Kenntniß von China anzudeuten suchen.

Die Araber haben frühzeitig das Chinesische Reich gekannt und trieben bereits im neunten Jahrhundert

n. E. einen ausgebreiteten Handel mit demselben. In den Reisen zweier Araber *) dieses Jahrhunderts, die wir bereits mehrere Male in unserer Kunde von Asien angeführt haben, werden ungemein interessante Nachrichten von China mitgetheilt, und es erhellet daraus, daß schon damals die Chineser eine mächtige, cultivirte, in vielen Künsten erfahrene Nation waren **). Die Europäer wußten indessen wenig oder nichts von dieser Arabischen Reisebeschreibung, die erst im Jahre 1718 durch die Uebersetzung des Französischen Abbé Renaudot bekannt, deren Aechtheit aber Anfangs bestritten und erst durch Herrn de Guignes außer Zweifel gesetzt wurde. Die ersten Nachrichten erhielten die Europäer von China durch Missionare des 12ten und 13ten Jahrhunderts, die nach Asien giengen, um den Tatarchan zum Christenthum zu bekehren. Die Reisen des Venetianers Marco Polo, die am Ende des 13ten Jahrhunderts bekannt gemacht wurden, verbreiteten zuerst einiges Licht über jene Gegenden, das aber, bei der damaligen Unvollkommenheit der geographischen Kenntnisse, nur sehr schwach

*) S. d. 3rsten Band der Sprengel-Ehrmannischen Bibliothek.

**) Der Verfasser des Artikels Empire Chinois in Malte-Brun's Geographie hat sehr unrecht, wenn er behauptet, daß die Arabischen Verf. der angeführten Reise die Chinesen als Barbaren und Canibalen schildern; es heißt zwar in der Reisebeschreibung, daß die Religion ihnen gestatte, Menschenfleisch zu essen, aber für rohe Barbaren hielt der Araber sie deswegen nicht. Er führt auffallende Beweise an von ihrer Kunst in Seide zu weben; wir finden auch, daß sie bereits damals das Porzellan fabrizirten, und das Gespräch mit dem Kaiser von China, das er anführt, zeigt wohl am deutlichsten, daß die Chinesen jener Zeit cultivirter waren, als wir, in unserer jungen Ausbildung und Wissenschaft von gestern, es glauben wollen.

seyn konnte. Eigentlich sind uns erst jetzt durch spätere Reisende Marco-Polo's Nachrichten verständlicher geworden. Ob nun gleich in den Schriften der ältern Reisenden sich manche Mittheilung über China noch versteckt finden mag, so datirt unsere nähere Bekanntschaft mit Ostasien erst von der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung und den Eroberungen der Portugiesen in Ostindien. Sobald dadurch der Orient aufgeschlossen wurde, beeiferte sich, nach dem damaligen Geiste der Zeit, die christliche Priesterschaft das Christenthum in den neuentdeckten Ländern zu verbreiten. Es war, als wollten die Europäer, aus Dankbarkeit für die vielen irdischen Reichthümer, die sie aus dem Morgenlande zogen, und zum Ersatz des Raubes, den Orientalen geistige Schätze zuwenden. Die unterrichtetsten unter den katholischen Ordensgeistlichen, die Jesuiten, bemerkten bald, daß sie in keinem Lande sich eine günstigere Aufnahme versprechen konnten, als in dem großen, reichen, cultivirten Sina, wo die Bewohner bereits mit den Vortheilen der Wissenschaften bekannt waren und empfänglich schienen, den Unterricht der im Wissen weiter fortgeschrittenen Europäer anzunehmen. Sie schicken daher eine große Anzahl Missionare nach Sina, und die Berichte derselben wurden die vorzüglichste Quelle, aus welcher die Europäischen Geographen ihre Kenntnisse des großen Reichs schöpften. Am vollständigsten hat der Pater Du Halde diese Quellen benutzt, dessen großes Werk *), auch selbst nach den

*) Description géographique, historique, chronologique, politique et physique, de l'empire de la Chine et de la Tartarie chinoise, enrichie de cartes générales et particulières de ce pays, de la carte générale et particulière du Thibet et de la Corée, et ornée d'un grand nombre de figures et de vignettes gravées en taille-douce, par le P. Du Halde, Paris, Lemercier, 1735. 4 vol. gr. in Fol. ins Teutsche übersetzt Rostock, 1747. 4 Theile in 4.

neueren Reisebeschreibungen, noch immer seinen Werth behält, wiewohl die Leichtgläubigkeit wovon er nicht frei ist, und der Mangel an strenger Kritik, bei dem Gebrauch derselben eine große Vorsicht rathsam machen. Alle Jesuiten verfielen mehr oder minder in den Fehler: die Cultur und selbst die sittlichen Tugenden der Sinesen mehr oder weniger zu übertreiben. Andere Reisende, die Sina besuchten, und unter denen es auch mehrere Teutsche *) gab, sahen aus einem andern Gesichtspunkt, als die Jesuiten; aber theils fehlte es ihnen an Kenntnissen, vorzüglich der Sprachen, theils hatten sie nicht Ansehen und Gelegenheit genug, sich genau über den Zustand des Reiches zu unterrichten. Die wichtigste Bereicherung der Kunde von Sina erhielt Europa durch die Gesandtschaftsreise des Grafen Macartney, der auf Befehl des Königs von England in den Jahren 1792 bis 1794 als Gesandter an den Kaiser von China sich in dem Reiche aufhielt. — Fast zu gleicher Zeit, d. i. in den Jahren 1794 und 1795 gieng eine Holländische Gesandtschaft nach Peking, deren Reise auch durch den gelehrten Van Braam Houckgeest, der als zweiter Gesandter die Reise mitmachte, beschrieben worden ist; aber obgleich Van Braam allerdings zur näheren Kenntniß von China mitgewirkt hat, so genoß er doch nicht das Ansehen, das dem Grafen Macartney so nützlich wurde; denn die Holländische Gesandtschaft bestand aus Kaufleuten, für welche die Chinesen weniger Achtung hegten. — Früher, in den Jahren 1774 bis 1781 hatte Sonnerat, auf Befehl des Königs von Frankreich, Ludwig XVI. eine Reise nach China unternommen und die Beschreibung derselben in Paris 1782 in 2 Theilen in 4. herausgegeben. So schätzbar auch viele von

*) Meister, Adam Brand, Unverzagt, Leimbecken, und Peter Reichardt, deren Schriften wir bei der Literatur, am Ende des Werks, anzeigen werden.

Herrn Sonnerat mitgetheilte Nachrichten sind, so hat man ihm dennoch, nicht mit Unrecht, Mangel an Genauigkeit vorgeworfen. Die Hauptwerke bleiben also diejenigen, welche die Reise des Lord Macartney beschreiben, wobei Anderson, Staunton und Barrow *) mit einander verglichen werden müssen. Auch enthält die Reise des Herrn Charpentier de Cossigny Berichtigungen einiger Irrthümer, die sich in den Reisen des Lord Macartney und des Herrn Van Braam befinden, welche daher zur vollständigen Beurtheilung zu Rathe gezogen werden müssen.

Unsere Kenntnisse von China haben unstreitig durch die Englische Gesandtschaft an Sicherheit gewonnen; indes-

*) Der Lieutenant Aeneas Anderson gab zuerst eine Beschreibung der Reise des Lord Macartney unter dem Titel heraus: A Narrative of the British Ambassy in China etc. London, 1795. Von diesem Werke erschienen zwei teutsche Uebersetzungen, eine zu Erlangen bei Walther 1795, und die andere zu Hamburg bei Hoffmann 1795. Der Secretär des Lord Macartney, Herr G. L. Staunton gab darauf heraus: Authentic Account of the Ambassy etc. to the Emperor of China etc. Lond. 1797. Diese ungleich schätzbarere Beschreibung enthält gleichwohl einige Details weniger als Anderson's Ausgabe. Eine teutsche Uebersetzung erschien in Berlin bei Haude und Spener im historisch-genealogischen Kalender für 1798 — 1800. In dieser Uebersetzung ist dasjenige weggelassen, welches durchaus nur den Seemann interessiren kann. Eine andere Uebersetzung von Hüttner. Zürich. — Barrow, der gleichfalls Secretair des Lords auf dieser Reise war, hat ein eigenes Werk: Travels in China etc. London, 1804. herausgegeben. Ins Teutsche übersetzt, Hamburg 1805. — Endlich verdient auch Holmes Travels in China zu Rathe gezogen zu werden; auch er befand sich bei der Gesandtschaft und obgleich sein Werk größten Theils nur nautische Beobachtungen enthält, so findet man doch hier und da einige Nachrichten über das Land selbst.

sen muß man sich es nicht verhehlen, daß ein Reich von so großem Umfang unmöglich bei einem Aufenthalt von ein Paar Jahren vollständig erforscht werden kann. Hierzu kommt noch, daß den Europäern absichtlich falsche Nachrichten mitgetheilt wurden, uud daß ihre Unbekanntschaft mit der so schwierigen Sprache eine Menge Irrthümer und Mißverständnisse unvermeidlich machte.

Wenn wir aber über die Beschränkheit der Europäischen Kenntniß von China klagen, so kann dieß nur in Bezug auf die große Ausdehnung des Landes und der Reichhaltigkeit der Gegenstände, die hier zu beobachten sind, gemeint seyn. Denn die Europäische Literatur ist reich an Werken über China, und wer glücklich genug ist, eine große Bibliothek benutzen zu können, dem sollte es nicht schwer werden, ein Buch von 10 Quartbänden zu Stande zu bringen, worinn die Nachrichten von China gesammelt wären, und worinn jede Wiederholung vermieden werden könnte. Würde ein solches Werk mit kritischem Geiste abgefaßt, so würde es eine sehr empfindliche Lücke in unserer Literatur ausfüllen. Aber wenn auch die Kräfte eines Menschen zur Vollendung desselben hinreichten, so müßte es doch die Arbeit eines ganzen Lebens seyn, wollte es anders auf Vollständigkeit Anspruch machen.

Uns sind, in unserer Länder = und Völkerkunde, nur wenige Bogen zur Beschreibung von China gegeben. Vollständigkeit kann daher nicht unser Ziel seyn. Wir werden zufrieden seyn, wenn es uns gelingen sollte, die Leser aufmerksam auf diesen schönen Theil der Erde zu machen, und sie anzureizen, die Hülfsmittel, welche die Bibliotheken gewähren, zu benutzen, um sich näher mit China bekannt zu machen. Denn obgleich eine belehrende Unterhaltung der Zweck dieses geographischen Lesebuchs ist, so wünschen wir doch nicht, daß unsere Leser sich die Unterhaltung zum Zweck machen, sondern sie nur für ein Mittel ansehen, welches

sie reizen soll, die Welt, in der sie leben, unter verschiedenen Himmelsstrichen, den Reichthum der Schöpfung, und die vielseitige Gestalt des menschlichen Geistes nicht unbeachtet zu lassen. Viele träumen von der Unsterblichkeit, und sehnen sich, in eine andere Welt überzugehen; aber sie verlassen diese, ohne sich Mühe gegeben zu haben, sie kennen zu lernen. Wahrlich, so erhaben das Schauspiel des bestirnten Himmels ist, die kleine Erde, die wir bewohnen, ist nicht weniger reich an Wundern, und der Geist kann nicht leicht eine edlere Beschäftigung finden, als indem er die Natur und den Menschen — nicht in dem engen Kreise seiner Umgebung, sondern jene in ihrem allgemeinen Wohnsitz und diesen in seiner unergründlichen Vielseitigkeit studiert.

2.

Naturbeschaffenheit. Klima. Gebirge. Gewässer. Meere.

Ein Land, das sich über ein und zwanzig Breiten-Grade erstreckt, das weit ausgedehnte Seeküsten und tief im Innern des festen Landes liegende, von Gebirgen umschlossene Provinzen, tiefe Thäler und hohe Ebenen, große Seen, dichte Wälder und in unermeßliche Gärten umgeschaffene Fluren enthält; ein solches Land muß, wie sich voraussehen läßt, in seinen verschiedenen Gegenden eine so auffallende Verschiedenheit des Klima's, der Fruchtbarkeit und der ganzen natürlichen Beschaffenheit des Bodens darbieten, daß es fast unmöglich ist, alle diese Verschiedenheiten unter einem gemeinschaftlichen Begriff zu vereinen. Indessen giebt es gewisse allgemeine Gesichtspunkte, aus welchen wir nicht bloß die politische Einheit von China

bemerken können, sondern wo die Natur selbst hier schon Gränzen gezogen zu haben scheint, ehe die Politik Absonderungen auf der, allen Völkern angebotenen, Erde vornahm. Und so finden wir, daß der gemäßigte Himmelsstrich, die Höhe des Bodens und der Strich der Gebirge China vor allen Ländern Asiens auszeichnen und ihm einen eigenen Charakter geben mußten, der hier die Menschen zu einem eigenthümlichen Volke vereinigte, und der Grund ihrer politischen Geschichte wurde.

Von der Landseite von hohen Gebirgen und im Osten und Westen vom Ocean eingefaßt, hat China natürliche Gränzen und ist dadurch vom übrigen Asien ausgeschieden. Das Gebiet, das zwischen diesen Gränzen liegt, ist nach allen Richtungen von Bergketten durchschnitten, die keine ausgezeichnete Höhe, aber desto wunderlichere Formen haben. Zwischen ihnen strömen unzählige Flüsse, welche die Verbindung der entferntesten Provinzen erleichtern. Eine milde Luft weht über diesen wasserreichen Boden, der, weniger üppig als in dem heißen Erdgürtel, den Fleiß einladet, ihn zu bearbeiten. Hier nicht durch die immerwährende Glut der Sonnenhitze zur Trägheit verführt, fühlt sich der Mensch auch aufgelegt zur Arbeit, die lohnend genug ist, um mit Freudigkeit vollbracht zu werden. Dieses mildere Klima scheint vorzüglich den mittleren Provinzen eigen zu seyn, die dem Einfluß der hohen Gränzgebirge im Norden und Westen weniger ausgesetzt und von dem Wendekreise um einige Grade entfernter sind, als die südlichen Provinzen, welche zum Theil noch in der heißen Zone liegen. Hier, z. B. in Canton ist die Hitze stärker als in Bengalen, das doch südlicher liegt; die mittlere Temperatur von Canton beträgt nämlich 19 Grad Reaumur, in Bengalen 24°. An den Küsten wird die Luft durch die Seewinde abgekühlt; wie weit aber diese ihre Wirkung erstrecken, ist noch nicht hinlänglich beobach-

tet worden; selbst die bisherigen Nachrichten von den herrschenden Monsuns enthalten Widersprüche, die erst durch sorgfältige und anhaltende Beobachtungen berichtiget werden können. — Die nördlichen und östlichen Gegenden haben ein bei weitem kälteres Klima, als die Europäischen Länder, welche unter gleicher Breite mit ihnen liegen. Die Nähe der Mongolischen und Tibetanischen Gebirge mit ihrem ewigen Schnee, und die Höhe und Natur des Bodens, der salpeterhaltig seyn soll, werden für die Ursachen dieser großen Verschiedenheit des Nord-Chinesischen und Europäischen Klima's angegeben. Indessen liegen auch in Europa in gleicher Entfernung von Schneegebirgen wärmere Länder; daher die gegebene Erklärung unvollständig zu seyn scheint. Ueberhaupt sollte man weniger freigebig mit Erklärungen seyn, in Fällen, wo die Phänomene selbst noch unvollkommen beschrieben sind. Nur von Peking haben wir einige zuverlässige Beobachtungen und hier ist es allerdings auffallend, daß in einer Stadt, die ungefähr mit Madrid *) unter gleicher Breite liegt, doch ein viel höherer Grad der Kälte wie der Hitze bemerkt wird. Im December, Januar und Februar friert es täglich und häufig auch im November und März. Der Kälte folgt schnell eine außerordentliche Hitze, und sonach giebt es in Peking eigentlich nur Winter und Sommer. Nach den Beobachtungen des Pater Amyot ist die mittlere Temperatur im Sommer + 31° Reaumur, und die mittlere Temperatur des Winters — 10° Reaumur; die Differenz also 41°. Heftige Winde sind in Peking häufig; im Frühjahr und Herbst erheben sie sich gewöhnlich mit Sonnenaufgang, und legen sich bei ihrem Untergang. Im Winter regnet es selten, es schneiet

*) Peking liegt unter 39° 54′ 30″ und Madrid unter 40° 25′; der Unterschied beträgt also nur einen halben Grad und 30 Secunden.

aber desto öfter, doch immer nur wenig auf einmal. Die Monate Juni, Juli und August sind die eigentliche Regenzeit; im November herrscht gewöhnlich die größte Trockenheit. Im December und Januar bemerkt man häufige Nebel. Nordlichter sieht man sehr oft in Peking.

Im Allgemeinen kann man behaupten, daß die Contraste, die man in dem Charakter und in den Sitten der Chinesen bemerkt, sich auch in dem Klima offenbaren. Der schnelle Wechsel von Hitze und Kälte, und wiederum die Regelmäßigkeit der Jahrszeiten, müssen den Körper stärken und an eine gewisse festgesetzte Ordnung gewöhnen, wodurch er materielle Eigenschaften erhält, die mit der geistigen Thätigkeit und Pedanterei der Chinesen übereinstimmen.

Die Gebirge, welche im Verein mit der Entfernung vom Aequator und vom Ocean die Temperatur bestimmen, müssen in China einen großen Einfluß auf die Fruchtbarkeit und Salubrität der verschiedenen Provinzen ausüben, aber es fehlt viel, daß die Verkettung, der Strich und die Beschaffenheit derselben hinlänglich bekannt wären. Alles was die Missionare und selbst die Mitglieder der Gesandtschaften darüber mitgetheilt haben, ist schwankend und unbedeutend, und die Danville'sche Generalcharte, welche nach den besten, zur Zeit ihrer Erscheinung bekannten, Hülfsmitteln entworfen wurde, läßt uns ebenfalls so sehr im Dunkeln, daß es unmöglich ist, sich einigermaßen in diesem Labyrinth von Bergen, das sie darstellt, zu orientiren. Um jedoch keine Lücke zu lassen, wollen wir hier anführen, was Malte-Brün in seiner Géographie mathématique etc. darüber sagt. Er hält dafür, daß China von fünf oder sechs Gebirgsketten durchschnitten sey, welche insgesammt Verlängerungen des hohen Rückens von Asien und der Tibetanischen und Mongolischen Alpen sind.

1. Die südlichste dieser Ketten erhebt sich zwischen Tunkin und den Provinzen Quansi und Quanton,

und scheint keine Verbindung mit den Bergen der Insel Hainan zu haben.

2. Die große südliche Kette zeigt sich zwischen den Provinzen Jun-nan und Kŏi-scheou, und ist wahrscheinlich abgesondert von den Tibetanischen Alpen, mit denen sie in keiner Verbindung zu stehen scheint. Sie läuft südlich zwischen den Provinzen Quan-si, Quanton und Fo-kien, und nördlich zwischen Hou-quan und Kiang-si; Anfangs streicht sie von Westen nach Osten, sobald sie aber die Gränzen von Fo-kien erreicht hat, wendet sie sich nach Nordost; dadurch scheidet sie das Fluß-Thal des Yang-tse-kiang zuerst von dem Kessel des Hon-kiang im Süden und sodann vom Meer im Osten. Zwei Gebirgsarme dieser Kette durchschneiden quer das Bassin des Yang-tse-kiang, dergestalt, daß die drei Provinzen Se-tschouen, Hou-quan und Kiang-si gleichsam drei Terrassen bilden, indem eine immer höher als die andere liegt. Das Hauptgebirge muß einen sehr beschwerlichen Zugang haben, besonders zwischen den Provinzen Kŏi-scheou und Quan-si, weil hier wilde Stämme angetroffen werden, welche die Sinesen noch nicht haben besiegen können. Der Gipfel des Berges Miling, zwischen Kiang-si und Quanton soll über den See Poyang 3000 Fuß erhaben seyn. Den Miling umgeben andere, weniger hohe Berge, zwischen denen viele Abgründe liegen, die mit Bäumen und hohem Grase bewachsen sind und einen wilden romantischen Anblick gewähren.

3. Im Westen der Provinz Se-tschouen läuft eine Kette parallel mit dem Flusse Yalong von Süden nach Norden, dringt dann nach Sifan vor, wo sie die Namen Kentac-la Rhat-ci-co und andere erhält. Von dieser Gegend, die reich an Quellen ist, wendet sie sich nach Osten und geht durch die Provinz Schen-si, parallel mit dem Flusse Hoei-ho, und sodann mit dem

Hoan-ho, bis sie sich in der Provinz Honan verliert. Ein abgesonderter Zweig erreicht fast die Ufer des Yang-tse-kiang, indem er an der nordöstlichen Gränze von der Provinz Se-tschuen fortläuft.

4. Im Norden der Provinz Schensi und in dem Lande der Ortus-Mongolen bemerkt man die Ausbeugung des Flusses Hoan-ho, der hier einen Umweg von beinahe 200 Meilen nimmt. Der Raum, welchen dieser große Fluß von drei Seiten einschließt, und der im Süden von dem Flusse Hoei-ho begränzt wird, enthält eine Gebirgskette, oder vielmehr einen abgeplatteten Gebirgsrücken, der völlig isolirt ist.

5. Die Provinz Schen-si ist mit Gebirgen bedeckt, die eine lange Kette zu seyn scheinen, welche von den Ufern des Flusses Amur quer durch die Mongolei geht. Wahrscheinlich sind es dem Meere nahe liegende Nebenzweige dieses Gebirges, von denen der Dr. Gillan *) folgende Bemerkungen mittheilt. „Die nördlichen Gebirge in China, sagt er, haben fast alle spitze Gipfel, die aus nacktem Felsen bestehen. Die Gebirgslagen scheinen sich in nachstehender Ordnung zu folgen: die erste Lage ist Sand und verglasbares Gestein; die zweite ist grobkörniger Kalk mit blauen Streifen; die dritte, sehr dicht und sehr unregelmäßig, besteht aus verhärteter Thonerde von blauer, bisweilen auch von rothbrauner Farbe vom beigemischten Eisenkalk. An einigen Stellen ist dieser Kalk so häufig, daß der Thon das Ansehen von Ocker erhält. — Auf den Gipfeln der höchsten Berge sieht man große Massen Granit. — Weder die Form noch die Bestandtheile der Berge deuten auf eine ursprüngliche Einwirkung des Feuers; wohl aber bemerkt man Spuren, welche beweisen, daß das Wasser, das sie lange bedeckt haben muß, die Oberfläche dieser Erdgegend gebildet habe. Es scheint, daß ehedem Wäl-

*) Er befand sich im Gefolge des Lord Macartney.

der sie bedeckten, gegenwärtig haben die Gipfel und die offenen Gegenden nur Knieholz."

6. Die Provinz Schan-ton besteht zum Theil aus einer gebirgigen Halbinsel. Die Berge, welche Steinkohlengruben enthalten, bilden eine von den andern Chinesischen Bergen gänzlich abgesonderte Kette. Die Chinesen nennen die fünf höchsten Spitzen des Gebirges die Pferdeköpfe.

Die Berichte von den Vulcanen sind zu oberflächlich, als daß die natürliche Geographie daraus einige Resultate ziehen könnte. Man weiß noch nicht, ob es in China dergleichen, so wenig als ob es Urgebirge giebt.

Die größten Ebenen liegen in der Provinz Kiannan zwischen den beiden großen Flüssen Hoan-ho und Yang-tse-kiang. Diese beiden Flüsse so wie der Houkiang im Süden bilden drei große Thäler, in denen man die fruchtbarsten Gegenden von China findet.

Die Menge der Flüsse in diesem großen Reiche macht es unmöglich sie alle zu nennen, und müßte auch den Leser ermüden, da wir wenig mehr als Namen angeben könnten, die sich schwer einem teutschen Gedächtniß einprägen würden. Wir begnügen uns, die größten Ströme zu nennen und ihren Lauf in der Kürze zu beschreiben. Die beiden Hauptströme sind der Hoan-ho oder der gelbe Fluß, und der Yang-tse-kiang oder blaue Fluß.

Der gelbe Fluß ist der nördlichste. Seinen Ursprung, den man, die Wahrheit zu sagen, nicht kennt, setzen die Chartenmacher und mehrere Geographen nach ihnen, bald in der Nähe des See's Hoho-Nor in der Kalmukei, bald in der Nähe der Tibetanischen Gebirge. Wir wollen es einem kühnen Reisenden überlassen, die Quellen dieses mächtigen Stromes aufzusuchen, und begnügen

uns, seinen Lauf von seinem Eintritt in die Provinz Schensi zu beschreiben. Von hieraus läuft er gerade von Süden nach Norden bis in die Mongolei, wo er sich ostwärts wendet, und sodann nach einem Lauf von mehr als achtzig teutschen Meilen wieder südlich nach China zurückkehrt, über 90 teutsche Meilen weit diese Richtung behält und sich zuletzt fast im rechten Winkel gegen Westen wendet, und, nachdem er die Provinz Honan durchströmt hat, sich etwas gegen Südosten wendet, wo er sich endlich ins Meer ergießt. Sein ganzer Lauf kann leicht gegen 400 teutsche Meilen betragen. Auf diesem Laufe nimmt er mehrere Flüsse auf; nämlich im Norden den Olan-Moren, dessen Lauf man auf 80 teutsche Meilen angiebt, und den Fuen-ho, der 70 teutsche Meilen durchströmt: — südlich ergießen sich in den Hoan-ho mehrere Flüsse, unter denen der Coco-urso (70 teutsche Meilen lang), der Lo-ho (55 teutsche Meilen lang), der Hoei-ho (80 teutsche Meilen lang) und der Hoay-ho (100 teutsche Meilen lang) die größten sind.

Der zweite Hauptstrom, der den gelben Fluß noch übertrifft, ist der Yang-tse-kiang, auch nur der Fluß, Kiang, oder der große Fluß, Ta Kiang, genannt. Die erstere Benennung soll Sohn des Meeres bedeuten. Sein Ursprung ist ungewiß, und die Berichte der Reisenden, von denen keiner seine Quellen gesehen hat, widersprechen einander. D'Anville und Arrowsmith haben versucht, diese Widersprüche in ihrem Zimmer zu vereinigen, ohne an Ort und Stelle Untersuchungen angestellt zu haben. Solche Versuche, die nur Vermuthungen zu Stande bringen, können, wenn sie in der Folge bestätiget werden, für Beweise des menschlichen Scharfsinns gelten; sie haben aber häufig die Geographen verleitet, sich mit Kenntnissen zu brüsten, wo sie in der That unwissend waren, und dadurch der Geographie ein buntscheckiges Ansehen gegeben, so daß man kaum mehr unter-

scheiden kann, ob Wahrheit oder Dichtung einen größeren Antheil daran haben.

Im Norden der Tibetanischen Gebirge, unfern der Wüste Cobi, unter 34° N. Br. und 107 D. L. von Ferro sollen die Quellen des großen Flusses liegen. Auf der D'Anville'schen Charte läuft er erst in südöstlicher, dann in südlicher Richtung durch Tibet und Sifan, und tritt, nachdem er also eine Strecke von mehr als 100 teutschen Meilen zurück gelegt hat, an die Provinz Yunan, deren Gränze er zu bilden scheint, und nimmt hier einen andern großen Fluß, den Yolong-Kiang, auf; sodann durchströmt er die Provinz Setschuen in nordöstlicher Richtung, beugt sich darauf südöstlich gegen die Provinz Hou-Quang, in welcher er den großen See Tong-ting-hu berührt; hierauf bildet er einen Bogen gegen Norden, berührt einen zweiten großen See, Po-gang-hu, durchwässert die Provinz Kiang-nan, läuft bei der Stadt Ranking vorbei und ergießt sich mit einer fast 15 Meilen breiten Mündung ins Chinesische Meer, wo die Insel Tsongmin an seinem Ausflusse liegt.

Auf der 400 teutsche Meilen langen Reise nimmt er im Norden außer dem, 150 t. Meilen langen, Yalong noch den Mits-ho (70 teutsche Meilen lang) den Yan (90 t. M. l.) den La (80 t. M. l.) und den Han (80 t. M. l.) auf; und im Süden den Köi-tscheou (70 t. M. l.) den Yuen (86 t. M. l.) den Yon (80 t. M. l.) und den Kan (85 t. M. l.)

Der Yuen und der Yon ergießen sich in den See Tong-ting-hu, so wie der Kan durch den See Po-gang-hu fließt.

Alle diese Flüsse der zweiten Ordnung lassen sich in Ansehung ihrer Größe mit dem Rhein und der Elbe vergleichen.

Außer dem großen Netz von Flüssen, wenn man so sagen darf, die sämmtlich mit dem gelben und dem großen Flusse, der auch wohl der blaue Fluß genannt wird, in Verbindung stehen, müssen wir noch zwei andere Flüsse anführen, die selbstständig sind und sich unmittelbar ins Meer ergießen: im Süden nämlich den Hong und im Norden den Pay-ho. Der erstere, der Hong *) kommt von den Gebirgen der Provinz Yun-nan herab, durchströmt die Provinzen Quang-si und Quang-ton (Kanton) und ergießt sich in den Meerbusen von Kanton, wo er sich in mehrere Arme theilt und dadurch einige Inseln bildet. Vor der Mündung des Hong und in dem Meerbusen liegen eine Menge Inseln, auf einer der größeren derselben liegt das Portugiesische Etablissement Macao, wovon in der Folge ein Mehreres.

Der Pay-ho, der in Rücksicht seiner Größe nur ein Fluß der zweiten Ordnung ist, nimmt den Yan-ho auf und ergießt sich in den Meerbusen von Peking.

Auch in den Provinzen Fou-tkien und Tsche-tkiang giebt es einige Flüsse, die sich unmittelbar ins Meer ergießen.

Die große Zahl der Ströme und Flüsse gewährt dem Ackerbau und der innern Schiffahrt unzählbare Vortheile, wozu noch die vielen Seen kommen, die von gleichem Nutzen sind. Wir haben oben bereits den Tong-ting-hu und den Po-gang-hu angeführt. Der erste in der Provinz Hou-quang soll nach Dü Halde der größte Landsee in China seyn; und einen Umfang von beiläufig 55 teutschen Meilen haben. Es ergießen sich mehrere

*) Der Hong hat verschiedene Namen; an seinem Ursprung heißt er Du, und bei seinem Ausfluß Si. Auf einer Charte von Asien von William Faden wird er der Tigris genannt, vermuthlich, weil die Seefahrer den Meerbusen von Kanton Bocca Tigris nennen.

Flüsse in denselben und erhalten dadurch eine Verbindung mit dem großen Strome; auch hängen viele kleine Seen mit ihm zusammen. Die Provinz erhält von dieser Beschaffenheit den Namen, denn Hou-quang bedeudet das Land der Seen. Diese wasserreiche Provinz wird mit Recht für die Kornkammer des Reiches gehalten. Bei ihrer großen Fruchtbarkeit ist die Leichtigkeit der Versendung ihrer Producte von unschätzbarem Werthe.

Der See Pogang-hu liegt in der Provinz Kiangsi und nimmt ebenfalls mehrere Flüsse in sich auf. Ueber seinen Umfang ist man nicht einig. Staunton, der Secretair der engl. Gesandschaft, erklärt ihn für den größten Landsee in China und hält ihn für das allgemeine Wasserreservoir des ganzen Landes. Nach Dü Halde aber beträgt sein Umkreis nur 20 teutsche Meilen. Barrow fand seine Umgebungen öde und mit kalten Nebeln bedeckt. Die Schiffahrt auf dem See ist gefährlich wegen häufiger Stürme.

Im Osten des Reiches bemerken wir drei andere große Seen, unter denen Tai-hu (oder Tai, denn Hu bedeutet See) eine anmuthige Lage zwischen romantischen Hügeln hat. Die beiden andern Seen, nördlich von Nanking, der Hong-tse und der Kao-yeu sind groß, fischreich und in der schönen Jahreszeit der Sammelplatz einer zahllosen Menschenmenge, die den Fischen und dem Vergnügen nachjagen. — Die kleineren Seen Loma, Tanghian, Deichan, Tatsie, Touchan, Chochan und Pat, die sämmtlich im nordöstlichen Theil von China, oder in den Provinzen Chantong und Petscheli befindlich sind, stehen durch Canäle und Flüsse unter sich und mit dem gelben Flusse in Verbindung.

Die Chinesen haben die großen Vortheile der Wasserwege eingesehen, und die Begünstigung der Natur in ihrem wasserreichen Lande noch durch künstliche Canäle ver-

mehrt: Einige dieser Canäle sind durch eine 200 Meilen lange Strecke geführt und breit genug, um zu jeder Jahreszeit ansehnliche Schiffe zu tragen. Diese künstlichen Wasserstraßen sind in der That geeignet, Achtung für die Chinesische Regierung und die Industrie derselben einzuflößen. Wie weit sind wir aufgeklärten, raisonnirenden Europäer in dieser Rücksicht gegen jene sogenannten Halb-Barbaren zurück? Wir haben in verderblichen Kriegen tausend Millionen ausgegeben und einige Gulden auf Spannenlange Canäle verwendet. Was hätte z. B. Oesterreich werden können, wenn es, statt sich in fruchtlosen Kämpfen zu erschöpfen, den zwanzigsten Theil seiner Unkosten des Krieges zur Beförderung der inneren Schiffahrt auf hohe Interessen angelegt hätte? — Wahrlich wir sollten nicht so stolz auf unsere Cultur seyn, und ernsthaft in Ueberlegung nehmen, daß wir von fernen Völkern viel lernen können. Oder studiert man nur aus Neugierde die Länderkunde, und glaubt schon weit genug in der Beförderung der geistigen und physischen Cultur, — ja vielleicht schon zu weit gegangen zu seyn? — Das ist der wahre Weg, der wieder zur Barbarei zurückführt. — Die großen Canäle, die gegenwärtig in Frankreich gegraben werden, verdienen in dieser Rücksicht unsere ganze Aufmerksamkeit; sie sind gleichsam das Fundament, über welchem ein vergrößerter Wohlstand, und mit ihm eine größere Kraft der Nation emporblühen werden.

Wir haben die vorzüglichsten inneren Gewässer angezeigt, und müssen nun auch auf das Meer aufmerksam machen, das China im Osten und Süden umgiebt. Die Leser werden bei Ansicht der Charte zuerst zwei große Meerbusen, den einen im Südwesten und den andern im Nordosten von China bemerken; jener ist der Golf von Tunkin, dieser das sogenannte gelbe Meer. An dem erstern liegt die Insel Hainan; dieses, das gelbe Meer, wird

im Osten durch die Halbinsel Korea begränzt. Andere große Baien findet man bei dem Ausfluß der großen Ströme. Unter den Meerengen sind die Straße von Hainan und die von Formosa die bemerkenswerthesten. An den Küsten findet man eine Menge kleiner Inseln, von denen ein Theil unbewohnt ist und nur den Seeräubern zum Schlupfwinkel dient, andere sind fruchtbar und volkreich.

Die Küsten von China waren zwar von Europäern umschifft worden, gleichwohl fehlte es bis zur Reise des Lord Macartney an nautischen Nachrichten über diese Gegenden. Es scheint, daß vorzüglich die Ostküsten viele Untiefen und Sandbänke haben, daher hier auch wenig Haven sind, die tief genug wären, große Europäische Schiffe aufzunehmen. Die Chinesischen Junken sind aus eben diesem Grunde flach gebaut, und daher zur Küstenfahrt sehr bequem. Die Monsuns, welche hier fast immerwährend von Osten nach Westen wehen, setzen von dem, aus dem Grunde des Meeres aufgewühlten, Sande immer mehr Land an. In entgegengesetzter Richtung wird von den Bergwassern gleichfalls Land herabgeführt, aus welcher vereinten Wirkung sich dann die großen Ebenen im nordöstlichen China erklären lassen.

Die südlichen Küsten scheinen eine andere Entstehungsart erhalten zu haben, wie man aus der Bildung der Inseln schließen muß. Die Inseln z. B., die zusammen genommen die Ladronen genannt werden, liegen so nahe bei einander und so nahe am festen Lande, daß sie ehemals mit demselben nur Eins gewesen zu seyn scheinen, und aus ihrer zerrissenen, eckigen Gestalt läßt sich abnehmen, daß jene Trennung, sie sey nun durch unterirdisches Feuer oder durch eine Wasserflut bewirkt worden, sehr gewaltsam müsse gewesen seyn. Es sind nackte, schwarzbraune Felsen, die aus eisenhaltigem Thon, Kieselerde, und Glim-

mer bestehen. Am Ufer hat das stete Anschlagen der Wellen die Felsen so durchlöchert, daß sie wie ein Schwamm aussehen. Die größte dieser Inseln liegt unter 21° 52′ N. Br. und in 131° 16′ O. L. von Ferro. Alle ostwärts von derselben gelegene, zu dieser Gruppe gehörende, kleinere Inseln haben hohes unebenes Land, und die See um sie her ist gegen zwanzig Klafter tief; die westwärts gelegenen hingegen sind weniger bergig, und sehen mehr als ein unter sich zusammenhängendes Land aus; die See ist dort seichter und das Wasser, so wie der Grund schlammig, von schmutzig-gelber Farbe. *)

Der Canal zwischen China und Formosa ist gewöhnlich stürmisch. „Wenn je, sagt Staunton, hier gutes gemäßigtes Wetter vorhanden ist, so muß es im Sommer und um die Mitte der Periode eines jeden Passatwindes zu erwarten seyn; aber es scheint, als ob die Lage des Canals dieß zu keiner Zeit zuließe, denn die Mündungen liegen gerade nach Nord-Ost und nach Süd-Westen. Dies sind aber eben die Richtungen, welche die Passatwinde nehmen, sie wehen also in jeder Jahreszeit allemal gerade in den Canal hinein; und da das Land zu beiden Seiten hohe Berge hat, so drängt sich die Gewalt des Windes in dem Canale um so mehr zusammen, und die Strömung folgt der Richtung des Windes. Schwerlich kann ein Schiff beiden entgegen segeln."

Bei der gelben See, die vor dem Lord Macartney vielleicht von keinem Europäischen Schiffe befahren worden war, müssen wir eines eigenen Phänomens erwähnen. In der Nähe der Bai von Ten-tschu-fu liegen die Inseln Mi-a-tau. Die Straße von Mi-a-tau wird ostwärts von diesen Inseln, westwärts von der Rhede von Ten-

*) S. die Reise des Lord Macartney in der Berliner Uebersetzung. I. Theil. S. 280.

tschu-fu gebildet. In dieser Straße strömt, dem allgemeinen Naturgesetze zuwider, die Flut vom Lande her nach der See, und die Ebbe von der See nach dem Lande zu. Diese Abweichung von der Regel rührt hier von der besondern Lage der Küste her. Indem sich nämlich das Meer durch die schmale Gegend der gelben See, zwischen Ten-tschu und der nördlich gegen über liegenden Erdzunge, wie durch einen Paß, hindurchdrängt, prallt es mit verstärkter Gewalt gegen das nicht weit davon entfernte nördlichste Ufer, und wird nun, vermöge des Widerstandes, den es dort findet, mit Heftigkeit gegen die flache sandige Küste des Meerbusens von Peckin zurückgeworfen, an dessen äußerster Krümmung es zuletzt, wie aus einem Kessel ausströmend, der Fluth, die sich an der Landspitze Schantung bricht, entgegenstürzt und sie zurückweiset. *)

Aus Mangel an Raum müssen wir uns hier mit diesen kurzen Nachrichten von dem Chinesischen Meere begnügen, und die Leser, die sich näher unterrichten wollen, auf die oben angeführten Schriften verweisen.

3.

Producte.

Wir haben oben die Beförderungsmittel des innern Verkehrs in den Flüssen und Canälen kennen gelernt, und wollen nun die Producte selbst beschreiben, die auf denselben verführt werden. Es läßt sich hier ein großer Reichthum erwarten, denn sicher wurden jene kostbaren Wasserstraßen nicht gebaut, um einige unbedeutende Erzeugnisse

*) Macartney a. a. O. S. 333.

zu versenden. Die Größe des Reichs, und die Verschiedenheit des Bodens in den Gebirgen und in den Ebenen lassen ebenfalls vermuthen, daß nicht jede Provinz gleich günstig von der Natur versorgt worden sey; aber bei der Leichtigkeit, aus einer Gegend in die andere zu schiffen, ist eine künstliche Gleichheit erschaffen worden, die allen Reichen zu wünschen wäre. Die Früchte des Südens werden dadurch dem nördlichen Bewohner zugeführt, und der Chinese in den Gebirgen kann leicht mit allen Genüssen versehen werden, welche den niedrigen Thälern eigen sind.

Der Ackerbau, dieses erste Element alles Lebens in China, und gleichsam die Feder der großen Staatsmaschine, verdient vor allen Dingen unsere Aufmerksamkeit, und diejenigen Producte, die er erzeugt und vervielfältiget, stehen mit Recht in der Reihe derselben oben an.

Was bei uns das Korn, das ist in China, wie in vielen Asiatischen Ländern, der Reiß. Es vertritt bei ihnen mehr als die Stelle des Brodes, denn sie scheinen keine Speise ohne Zuthat von Reiß zu kennen. Wie man daher bei uns Abendbrod, Mittagsbrod u. s. w. sagt, so heißt es in der Chinesischen Sprache Morgenreiß, Abendreiß und Reißessen (Mahlzeit). Der dritte Theil der Bevölkerung, (d. i. nach Angabe der Chinesischen Mandarine 100 Millionen Menschen) nährt sich fast ausschließend von Reiß. Es giebt mehrere Arten desselben, die noch nicht botanisch bestimmt zu seyn scheinen. In den niedrigen und vorzüglich in den südlichen Provinzen wird der Reißbau am stärksten getrieben. In den nördlichen und hohen Gegenden baut man die meisten Europäischen Getraidearten; auch werden die Felder mit dem Holcus Sorghum, oder der Mohrenhirse bestellt, die zehn bis zwölf Fuß hoch wächst und wohl hundertfältige Frucht trägt.

Eine Pflanze, die dem Chinesen so nothwendig geworden ist als das Getraide, ist der Thee. China und

Japan sind das Vaterland dieses Staudengewächses, und obgleich man hier und da, selbst in Europa, nicht unglückliche Versuche gemacht hat, es anzupflanzen, so sind die in unserm Welttheil gesammelten Blätter (wenn es auch wahr ist, daß in Corsika die Theestaude fortkommt) doch nur so einzeln vorhanden, daß man den Thee nur in Ostasien sucht. In China trinkt der gemeinste Bettler seinen Thee, und im Norden von Europa, an allen Küsten der Ost- und Nordsee ist dieß so kostbare, als gewiß unnütze Getränk für einen großen Theil der Bewohner ein künstliches, nun unentbehrliches Bedürfniß geworden. Vorzüglich hat sich England dadurch in eine wahre Abhängigkeit von China gesetzt und die Engländer würden glauben, einer Hungersnoth ausgesetzt zu seyn, wenn ihnen der Thee entzogen werden sollte. Staunton berechnet, daß die Ostindische Compagnie jährlich gegen zwanzig Millionen Pfund verkauft, und daß bei dieser Consumtion auf jeden Brittischen Unterthan in und außerhalb Europa, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts und des Standes, jährlich mehr als ein Pfund kommt. Nimmt man an, daß in den übrigen Europäischen Staaten ungefähr eben so viel verbraucht wird, und daß im Durchschnitt das Pfund nur zwei Gulden kostet, so werden jährlich in unserm Welttheil für 80 Millionen Gulden Thee vertrunken. Es wäre ein herrliches Königreich, das diese Summe als Ertrag abwürfe. Welch ein ungeheurer Tribut wird also von uns an China gezahlt? Und wofür? Für eine Gewohnheit, von der es in der That sehr leicht ist, sich zu entwöhnen *), und bei der unsere Nerven leiden, indem sie eine widernatürliche Reizbarkeit bewirkt.

*) Ich spreche aus eigener Erfahrung. Als ein Nordländer von Jugend auf an den Thee gewöhnt, hielt ich ihn für unentbehrlich, bis ich nach Oesterreich kam, wo man im Allgemeinen dieses Getränk mehr als eine Arzenei, denn

Obgleich der Thee ein ziemlich bekanntes Gewächs ist, so dürfte es doch für viele unserer Leser interessant seyn, hier eine kurze naturhistorische Beschreibung desselben zu finden.

Man glaubt, daß es zwei Gattungen von Theegewächsen gäbe. Thea bohea und Thea viridis; es scheint aber noch nicht ausgemacht, ob die Verschiedenheiten, die man in Europa an den Theestauden wahrgenommen hat, auf bloße Spielarten von einer Gattung hindeuten, oder ob es vielleicht mehr als zwei Gattungen gäbe. Der braune Thee, Thea bohea wird von den Naturforschern als ein mehrjähriger fünf bis sechs Fuß hoher Strauch beschrieben, der, so viel man weiß, bloß in China und Japan wild angetroffen wird. Er ist von unten auf mit Aesten besetzt, die sich in viele größere und kleinere Zweige verbreiten. Die Blätter sitzen auf kurzen Stielen wechselsweise an den Zweigen, sind elliptisch, glatt, vorn etwas abgestumpft, stumpf gezähnt, und ohne Blattansätze. Aus den Blattwinkeln treiben im Frühlinge die röthlich weißen Blüten hervor, welche dem äußern Ansehen nach einer einfachen wilden Rose gleichen. Sie haben sechs Blumenkronblätter, und dies soll das Gattungskennzeichen seyn, wodurch man den braunen Thee am sichersten von dem grünen unterscheidet. Nach der Blüte folgt eine runde Saamenkapsel, wovon nicht allemal drei, sondern öfters nur zwei beisammen sitzen, weil die dritte nicht immer ausgebildet wird. Zur Zeit der Reife gleichen sie an Größe und Gestalt unsern Schle-

als eine Annehmlichkeit nimmt. Es ist mir sehr leicht geworden, dem guten Beispiel zu folgen, und ich bin überzeugt, daß, wenn wir ernstlich wollten, wir mehrere Colonialwaaren eben so leicht entbehren könnten. Auch im Innern Frankreichs wird verhältnißmäßig wenig Thee getrunken. L.

hen, und haben ein dünnes, schwarzes Fleisch, das fast nur in Haut besteht und unangenehm schmeckt. Jede Kapsel enthält drei Fächer, in deren jedem eine harte runde Nuß mit ihrem Kern liegt. Wenn sie überreif ist, springt die Kapsel von selbst auf, und die Saamen fallen heraus. Letztere dienen nicht allein zur Fortpflanzung des Strauchs, sondern liefern auch ein Oel.

Der grüne Thee, Thea viridis kommt dem braunen im Wuchse gleich, nur sind seine Blätter länger und die Blüten haben nicht sechs, sondern neun Kronenblätter. Ueber diese Linne'ische Unterscheidung beider Gattungen sind die Naturforscher indessen nicht einig; ja einige behaupten, der grüne Thee sey von dem braunen bloß darin verschieden, daß jener im Schatten getrocknet, und dieser geröstet werde. Es ist zu bedauern, daß Lord Macartney keinen eigentlichen Botaniker mit nach China nahm, der am besten hierüber hätte entscheiden können. Obgleich der Thee in China wild wächst, so begnügt man sich doch nicht damit, sondern pflanzt und pflegt ihn mit großer Sorgfalt, wie wir weiter unten bei dem Kapitel der Industrie beschreiben werden. Nach den Berichten der Englischen Gesandtschaft findet man den Thee selten in den Ebenen und Niederungen, welche zum Reißbau angewendet werden, sondern mehr in bergigten Gegenden, und zwar den grünen vornämlich in der Provinz Kiang-non, den braunen aber in Fokien.

Wir haben bereits oben die Getraidearten angezeigt. An Gartengewächsen ist China ebenfalls reich, doch beschuldigt man die Einwohner, daß sie wenig Sorgfalt auf die Veredlung der Früchte verwenden, auch sollen sie das Pfropfen der Bäume nicht kennen. Gemeine Gemüse sind: Lactuke, Erbsen, Ochra (eine Art grüner Erbsen, hibiscus esculentus) Erdäpfel ꝛc. Gurken, Kürbisse, Melonen, Wassermelonen, Bisam-Melonen sind häufig. Fast

alle Europäische Obst- und Fruchtbäume werden in China angetroffen, als Pfirsiche, Pflaumen, Aepfel, Birnen, Oliven, Mandeln, Citronen, Orangen, Kastanien ꝛc. Viele Fruchtbäume aber sind dem Lande eigenthümlich, und wahrscheinlich ist den Europäern nur ein kleiner Theil bekannt. Wir bemerken hier nur eine Orangenart, Kammat genannt, die eine Frucht trägt, welche nicht größer als eine Kirsche ist; ferner den Litschibaum, (Euphorbia Chinensis, nach Jussieu) mit einer Pflaumen ähnlichen Frucht; den Kujavabaum (Psidium guajava), von dem es mehrere Arten giebt, unter denen der birntragende Guavabaum (Ps. pyriferum) und der äpfeltragende (Ps. pomiferum) die bekanntesten sind; die Frucht des ersten, eine Beere, hat die Größe einer mittelmäßigen Birne, ist Anfangs grün, reif aber gelb, riecht stark und hat einen süßen gewürzhaften, von einigen Reisenden gerühmten, von andern getadelten Geschmack; die Frucht des zweiten, die einem Apfel ähnlich sieht, ist weniger schmackhaft. Unter den andern Schätzen des Pflanzenreiches, mit welchen China gesegnet ist, nennen wir noch: den Maulbeerbaum, der den ausgebreiteten Seidenbau befördert; den Baumwollenstrauch, unter dessen verschiedenen Spielarten besonders die farbige Baumwolle *), aus welcher der Nanking gemacht wird, bemerkenswerth ist; mehrere Firnißbäu-

*) Herr von Zimmermann in seinem beliebten Taschenbuche der Reisen, neunter Jahrgang, erste Abtheilung für das Jahr 1810 bemerkt S. 177, daß Barrow die farbige Baumwolle auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung verpflanzt und gefunden habe, daß nach drei Jahren die Ballen eben so viele und eben so dunkelgefärbte Wolle lieferten, als im ersten Jahre, wodurch also das Vorurtheil widerlegt sey, als ob diese Varietät des Baumwollenbaums, in südlichere Provinzen verpflanzt, ihre Farbe nach ein Paar Jahren verliere. „Wir Europäer, sagt Herr von Zimmermann, dürften nicht so weit nach dieser gefärbten Baumwolle suchen. Ich habe sie im Königreich Nea-

me, als: den Tschi-tschu, der ein Gummi liefert, das zur Bereitung des berühmten Chinesischen Lack's gebraucht wird, und wahrscheinlich der Firniß-Sumach (Rhus vernix L.) ist, der auch in Amerika gedeiht, doch dort mehr seiner giftigen, als nutzbaren Eigenschaft wegen bekannt ist; die Chinesen verwahren bei dem Einsammeln des Harzes sorgfältig das Gesicht, reiben sich Hände und Stirn mit Oel, waschen sich mit einem Abguß von Kräutern und Salpeter und hüllen den ganzen Körper in Leder, um sich gegen die schädlichen Ausdünstungen des Baumes zu schützen; andere glauben, der Firniß werde vorzüglich von dem Chinesischen Glanzbaum, Augia Sinensis, gewonnen, aus dessen Rinde ein harziger Saft dringt, welcher der Sonne ausgesetzt, den schönen schwarzen Lack giebt, während der Rhus vernix L. nicht sowohl in China, als in Japan zur Bereitung des Japanischen Lack's gebraucht wird; da beide Bäume in den Chinesischen Wäldern wild wachsen, so ist es wahrscheinlich, daß sie beide benutzt werden. Auch die Vernicia montana liefert einen Firniß, der aus dem Oel der Kerne bereitet wird, ungleich wohlfeiler ist und daher auch zum Verfälschen des ächten Firnisses gebraucht wird. — Ein anderer Baum Kon-schu genannt, enthält in seinen Zweigen eine Milch, deren man sich beim Vergolden als eines Leimes bedient.

Nicht weniger nützlich, als die Firnißbäume, sind die Talgbäume. Der Croton sebiferum, dessen Vaterland China ist, hat Aehnlichkeit mit der Zitterpappel; aus seinen erbsengroßen Saamenkörnern, die in einer fettreichen Haut liegen, wird ein vegetabilischer Talg ausgekocht, den man zu Lichtern gebraucht, welche, wenn Wachs und Leinöl

pel angetroffen, und selbst die von dieser natürlich gefärbten Baumwolle eingewickelten Kerne mitgebracht. Es käme nur darauf an, große Versuche in Calabrien und Sicilien damit zu machen."

hinzu gesetzt werden, fest und weiß sind. Der Talgbeerenbaum (Sebifera glutinosa) dient zu ähnlichem Behuf; das aus der Beere oder Frucht ausgekochte weiße Oel giebt gleichfalls Lichter, die aber unangenehm riechen. Der Seifenbaum (Sapindus saponaria) dessen Nüsse als Seifenkugeln gebraucht werden, so wie ein Baum, aus dessen Aesten man ein grünliches Wachs bereitet, gehören gleichfalls zu den merkwürdigen Erzeugnissen des Landes.

An medizinischen Gewächsen ist China besonders reich, doch wahrscheinlich kennen wir nur die wenigsten derselben. Unter den bekannten bemerken wir: den Campherbaum, die Rhabarber, die Sassaparille, und die Galangawurzel. Das Aloe- oder Adlerholz, das die Chinesen für das vortrefflichste Stärkungsmittel halten, und wie man sagt, mit Gold aufwiegen, ist wohl mehr als wohlriechendes Tischlerholz zu benutzen. Unter seiner Rinde findet man drei Holzschichten; die erste ist schwarz, dicht und schwer, und wird eigentlich Adlerholz genannt; die zweite, Calambouc genannt, ist leicht, wie verfaultes Holz; die dritte, oder der Kern, heißt Calambaholz, es ist sehr theuer und hat einen herrlichen Geruch, man braucht es in Indien als ein herzstärkendes Mittel. Mit den Blättern des Baumes bedeckt man die Häuser, macht auch wohl Teller daraus, so wie die Fäden derselben statt des Hanfes gebraucht werden; die Stacheln an den Blättern dienen als Nägel, Pfeile und Pfriemen. Aus dem Baume zapft man einen weinigten Saft, der vortrefflichen Essig giebt. Die Zweige werden gegessen und sollen wie eingemachte Citronen schmecken, so daß dieser Baum einer der nützlichsten in der Welt ist.

Endlich dürfen wir unter den Pflanzen den Morus papyrifera, aus dem man Papier bereitet, wie auch den Indigo, den Tabak, die Weintrauben, und das Zuckerrohr nicht vergessen.

In den südlichen und östlichen Gegenden giebt es wenig Wälder, desto mehr aber in den westlichen gebirgigten Provinzen; die Bäume, die hier am häufigsten angetroffen werden, sind Fichten, Lerchenbäume, thuia orientalis, Indianische Feigenbäume, Thränenweiden, Quercus cornua und concentricatus, Eisenholz (Dracaena ferrea L.) etc.

Auch an Blumen ist China reich und Männer und Frauen schmücken sich gern mit denselben. De Guignes sahe in der Nähe von Canton, in freier Luft wild wachsende Päonien, Nelken, Rosen, Tuberosen, Mongaris oder doppelten Jasmin, Basilicum, Amaranthen und den Kiohoa oder Lan-hoa, dessen Blume, der des Mutterkrautes ähnlich ist.

China besitzt fast alle unsere Hausthiere, als Pferde, Esel, Ochsen, Hunde, Katzen, und vorzüglich Schweine; indessen ist es noch nicht ausgemacht, ob nicht mehrere derselben hier erst eingeführt worden, und sonach nicht eigentlich einheimisch sind. In einem so cultivirten Lande, wie China, dürfte dieß so schwer zu beweisen, als im Ganzen ziemlich gleichgültig seyn. Daß die Pferderassen klein und unansehnlich sind, kann dem Klima, wie auch dem Mangel an guter Zucht zugeschrieben werden. Wollenvieh ist selten, und einem Lande, wo Kälte und Wärme schnell auf einander folgen, der Mensch also entweder in Pelzwerk oder in Seide und Baumwolle sich kleidet, vielleicht entbehrlich.

Daß bei der hochgerühmten Cultur der Chinesen eine Menge wilder Thiere in einigen Provinzen angetroffen werden, ist merkwürdig. Bis zum 30sten Breitengrade findet man Elephanten. Auch der Tiger, wenigstens eine Art desselben, ist hier einheimisch, imgleichen der Luchs. In den Gebirgen sieht man Moschusthiere, deren Vaterland das hohe Asien ist, und die, dem Strich der Berge

folgend, sich bis hierher verirren. Der Tibetanische Ochse, mit dem seidenhaarigen Schweife, wird auch in der Provinz Yunam, die an Tibet gränzt, gefunden. Das Einhorn bewohnt die Ufer der Sümpfe in den Provinzen Hou-nan und Quan-si. Der Dromedar ist das vorzüglichste Lastthier der Chinesen.— Wilde Schweine, Hirsche, Füchse, Kaninchen, und mehrere Affenarten hausen in den Wäldern; unter den letztern nennt man, in den südlichen Provinzen, den langarmigen Affen, den Simia inuus, und Simia silvanus.

Geflügel ist in großer Menge vorhanden; vorzüglich gedeihen die Enten in diesem wasserreichen Lande und sind, nebst den Schweinen, die beliebtesten Hausthiere der Chinesen; ganze Heerden schwimmen am Tage auf den Canälen, und am Abend kehren sie auf den Pfiff ihres Herren in die Wohnung desselben zurück. Es giebt auch viele wilde Enten; von der Art diese zu fangen, von der Zucht der zahmen Enten und von der Nutzbarkeit des Chinesischen Pelica'ns (Pelecanus Chinensis) werden wir weiter unten ein Mehreres anzuführen Gelegenheit haben.— Die Chinesischen Vögel zeichnen sich durch Schönheit der Bildung und Pracht der Farben aus. Der Gold- und der Silberfasan (Phasianus pictus und Ph. nycthemerus) sind gleichsam das Wahrzeichen der Chinesen geworden, indem man sie überall auf ihren Bildern angebracht sieht. Der Phasianus superbus, mit grün, roth und blau schattirtem Körper, grünem Halse, blauem Kamm und blau und rothen Flügeln hat hier seine Heimath. Nicht minder schön ist der Spornpfau (Pavo Chinensis); sein glänzend brauner Körper erhält durch violet goldene Flecken ein prachtvolles Ansehen. Auch unter den Raubvögeln giebt es einen ausgezeichnet schönen Vogel, den die Chinesen Hay-tsing nennen; er ist selten und wird nur in der Nähe der Stadt Hong-chang, in der Provinz Chin-si und in einigen

Gegenden der Tatarei gefunden. Aeltere Reisende vergleichen ihn mit unsern schönsten Falken; er soll aber stärker und größer seyn.

Mit gleicher Farbenpracht, wie die Vögel, sind die Chinesischen Schmetterlinge geschmückt. Das nutzbarste Insect ist aber der Seidenwürm, der hier ursprünglich zu Hause seyn soll.

Die vielen Gewässer in China enthalten eine unglaubliche Menge Fische, die ein allgemeines Nahrungsmittel der Bewohner ausmachen. Durch genaue, in China verfertigte Zeichnungen haben sich unsere Naturforscher überzeugt, daß die meisten Europäischen Fische auch dort vorhanden sind. Der teutsche große Fischkenner Bloch und der Französische Naturforscher Lacepede haben in jenen Zeichnungen mehrere, diesen Gewässern eigene, Arten erkannt. Die Chinesischen Goldfischgen sind gewiß allen unsern Lesern bekannt *); sie werden auch in ihrem Vaterlande nur zum Schmuck aufbewahrt. Im Jahre 1611 wurden sie zuerst nach England gebracht, und haben sich wahrscheinlich von dort aus über Europa verbreitet.

Die Producte des Mineralreiches in China sind noch von keinem Reisenden im Zusammenhange beschrieben worden, und kaum findet man einzelne zerstreute Bemerkungen, die mehr geeignet sind, die Neugierde zu reizen, als sie zu befriedigen. Wie alle Theile der Naturwissenschaft, so erwarten vorzüglich die Geogneste und Mineralogie einen erfahrnen Beobachter, um uns dieses merkwürdige Land, das in seinem Klima, und in dem daraus hervorgehenden Charakter der vegetabilischen und animali-

*) In Wien giebt es wenig Häuser, wo diese Goldfische nicht zur Zierde in den Häusern aufbewahrt werden und in Schönbrunn sieht man sie in großer Anzahl in den Teichen; in Nordteutschland habe ich sie nur selten gesehen. L.

schen Geschöpfe, so viele räthselhafte Eigenheiten hat, näher aufzuschließen. Die Gebirge, was sie in ihrem Inneren bewahren, ihre Schichten und Richtungen wirken ganz vorzüglich auf das Klima und sind dadurch die ältesten Documente der Geschichte eines Landes; denn sicher stehen sie im Zusammenhange mit der organischen Schöpfung: anders gestaltet sich diese in vulkanischen Gegenden, anders über und neben dem Granit, und anders dort, wo der Basalt sich bilden konnte. Wenn wir wünschen, daß China von Reisenden in dieser Hinsicht untersucht werden möchte, so vergessen wir dabei nicht, daß selbst unser eigenes Vaterland, aus einem solchen Gesichtspunkt angesehen, den Naturforschern noch ein unbekanntes Land ist; aber es ist auch gewiß, daß es leichter wäre, dort die Natur in der Formation des Fundamentes ihrer Bildungen zu belauschen, als in Europa, wo die Völker-, Thier- und Pflanzenwanderungen eine ganz andere Natur erkünstelt haben, die von jener, welche dem Boden ursprünglich beiwohnte, kaum mehr zu unterscheiden ist. In China dagegen finden wir ein Land, das seit Jahrtausenden sich gleich blieb, das von demselben Volke bewohnt wurde, und das alles Fremde verschmähte, während es seine eigenen vaterländischen Schätze mit einem beispiellosen Fleiße benutzte. Dieses eigensinnige Beharren in einem einmal erlangten Zustande, kann nicht bloß zufällig seyn; die Geschichte des Menschen entwickelt sich nach Naturgesetzen, und wie Europa noch nicht aufgehört hat, das Schauspiel einer Völkervermischung und Völkerwanderung zu geben, und wie dieser ununterbrochene Wechsel sicher seinen Grund im Boden und Klima hat; so ist gewiß auch die Stetigkeit, die wir in Asien und ganz vorzüglich in China bemerken, in der Natur gegründet, nur daß wir diese noch zu wenig kennen und jede Theorie daher zu voreilig wäre. Wenn es wahr wäre, daß China sehr wenig oder gar keine Vulkane und vulkanische Pro-

ducte erzeugte, während beide so häufig unter gleicher Breite in den benachbarten Staaten angetroffen werden; so ließe sich schon aus diesem Umstande auf eine ganz eigene Natur des Bodens schließen, die, näher beobachtet, vielleicht wichtige Aufschlüsse über seine organischen Bewohner geben würde.

De Guignes *) hat die Natur des Bodens auf dem Wege von Canton nach Peking ziemlich oberflächlich geschildert. Nach ihm ist „das Küstenland bei Macao sandig und auf den Höhen findet man keine Fruchterde. Die Gebirge bestehen hier aus Granit, mit Adern von Spath und Quarz untermischt. Der Boden um Canton ist fett, graulich und endigt sich auf einem Thonlager. In einem Raume von 104 Meilen von Canton bis nach Nan-hiong-fu ist der Boden trocken, thonig, sandig, gelblich und oft roth auf einem Thonlager. Die Steine in den Gebirgen liegen in horizontal geneigten Schichten, sind bisweilen von gelblicher Farbe, bisweilen auch schwarzgrau mit weißen Adern, und unter einander durch eine zerreibliche Erde verbunden **). Das Gebirge Meylin, welches die beiden Provinzen Quang-tong und Kiang-si trennt, besteht aus großen Massen thonartigen Gesteins von grauer Farbe, mit weißen Adern, welche sich blätterweise ablösen. Die Berge in Kiang-si

*) De Guignes, Französischer Resident in Canton, machte die Reise mit Van Braam; seine Bemerkungen über China sind aber nicht bloß auf dieser Reise gesammelt, denn er hat sich mehrere Jahre in Canton aufgehalten und lebt noch gegenwärtig daselbst. Seine Reisebeschreibung, die eines der neueren Hauptwerke über China ist, ist auch ins Teutsche übersetzt unter dem Titel: Reise nach Peking ꝛc. von de Guignes; aus dem Franz. übersetzt von K. L. Müller. Leipzig 1810, bei Hinrichs.

**) Das Schwankende dieser Beschreibung ist nicht zu verkennen.

bestehen aus ähnlichem Gestein; in Kiang-nan aus Sandstein. In Chan-tong und Petchely ist der Boden im Ganzen trocken, sandig und mie Asche. Die Steine sind rauh anzufühlen und liegen in horizontalen Schichten. In Kiang-si findet man Kalkstein."

Aus solchen Angaben läßt sich in der That die Natur des Bodens nicht kennen lernen. Wir wollen nun die Steinarten und Metalle angeben, welche von den Reisenden in China bemerkt wurden. Unter den ersten werden vorzüglich Lapis Lazuli, Jaspis, Bergkrystall, Nierenstein, Magnet, Granit, Porphyr, und verschiedene Marmorarten genannt. Ob die Rubine in China einheimisch sind, oder aus dem Birmanischen Reiche kommen, scheint noch unentschieden zu seyn. — Die Erdarten, welche zur Bereitung des Porzellans gebraucht werden, heißen: Kaolin, aus $^3/_4$ Kieselerde und $^1/_4$ Thonerde bestehend, Petuntse, ein weißlich blättriger Feldspath, und Che-kao, ein schwefelhaltiger Baryt. Steinkohlen und Salz besitzt China in großem Ueberfluß.

Die Chinesen erklären selbst ihre Gebirge für reichhaltig an Metallen, besonders an Gold und Silber; doch werden sie nur wenig bearbeitet, und Gold nur aus den Flüssen gewaschen, — aus dem wunderlichen Grunde, weil beim Ueberfluß der kostbaren Metalle das Volk zum Müssiggange verführt und vom Ackerbau, auf welchem die ganze Staatskraft beruht, abgeleitet werden könnte. Diese Politik mag in dem Kopfe eines Chinesen als tiefgegründet erscheinen, sie ist deswegen nicht weniger abgeschmackt. Jede Arbeit, und also auch der Ackerbau, muß durch die Leichtigkeit, die Erzeugnisse umzutauschen, befördert werden; der einfache Tauschhandel kostet Zeit, diese wird durch den Repräsentanten aller Waare, durch das Geld, erspart, und daher können Gold und Silber den Müssiggang einer Nation nur dann befördern, wenn sie,

wie in Spanien, das Metall durch Sklaven in den Bergwerken entfernter Länder suchen läßt, und wenn es ihr gestattet wird, alle ihre Bedürfnisse aus dem Auslande zu erkaufen. — Der Ueberfluß verborgener Schätze in der Erde, dessen sich die Chinesen rühmen, ist ihnen also unnütz. Es scheint jedoch, daß ihre Politik nur die Gold- und Silberminen zu vernachlässigen anräth; denn aus der Wohlfeilheit des Eisens, Zinn und Kupfers zu schließen, müssen die Bergwerke an diesen Metallen entweder außerordentlich ergiebig seyn, oder fleißig benutzt werden. Ein eigenes Metall ist das weiße Kupfer oder Tsetong. Herr von Zimmermann, in dem oben angeführten Taschenbuch der Reisen, sagt Seite 124 von diesem Metalle: „Vielleicht ist es mit Galmey und etwas Silber versetzt. Vielleicht ist es das Mineral, welches uns, unter dem Namen Tutanego, sonst von dort zugeführt ward; es ist nur ein reinerer Zink als der unsrige." Ohne hierüber entscheiden zu wollen, führen wir an, was de Guignes von dem Toutenague oder Tintenack sagt. „Den Tintenack, heißt es in seiner Reise *), findet man in der Provinz Honan; das Erz desselben hat eine blaugraue Farbe, und glänzt wie das Eisenerz; es ist schwer und weich, wenn es sich im Innern der Erde befindet, und wird härter an der Luft. Man findet oft Streifen dieses Metalles, welche sich von der Oberfläche der Erde an bis in eine Tiefe von 60 bis 80 Toisen erstrecken. Der Boden, worin man ihn findet, ist gelblich, ins Grüne fallend. Der Tintenack ist selten rein; das Erz schmilzt leicht, und verbreitet alsdann einen dicken und stinkenden Rauch. Mehrere Schriftsteller behaupten, der Tintenack sey der aus einem reinen Galmey gezogene Zink; allein dieß ist ein Irrthum. Man kennt bis jetzt nur 1) den mit Schwefel mineralisirten Zink, welcher Eisen und Blei enthält,

*) S. 255 im 2ten Theil der teutschen Uebersetzung.

2) den mit Schwefel und Arsenik mineralisirten Zink, oder die schwarze und rothe Blende, und 3) den Kalamintstein. Die Farbe des Galmey ist röthlich und gelblich, bisweilen grau, welches anzeigt, daß er mit dem Zink Aehnlichkeit hat; allein diese Farben findet man gar nicht bei dem Erze des Tintenack. Man bedarf nur eines langsamen Feuers, um den Tintenack zu schmelzen und ihn in Rauch verdunsten zu lassen; er unterscheidet sich also von dem Galmey, weil man hier ein heftiges Feuer braucht, um den Zink aus dem Galmey zu ziehen und unter der Gestalt eines weißen Rauches zu sublimiren. Das einzige bekannte Mittel, den Zink mit den Metallen zu vereinigen, ist, ihn mit diesen zu schmelzen, welches der, von dem Dr. Gillan angegebenen Procedur ganz entgegengesetzt ist, welcher sagt, daß die Chinesen das Kupfer, um ihm eine weiße Farbe zu geben, bloß dem Dampfe des, in der Schmelzung begriffenen, Tintenack aussetzen. Eine der Eigenschaften des, mit dem Kupfer verbundenen, Zinks ist die, daß das erstere dadurch dem Ansetzen des Grünspans weniger unterworfen ist, und es ist bekannt, daß das Chinesische Kupfer leicht Grünspan ansetzt. Man vermischt endlich den Zink mit dem Kupfer, um ihm eine Goldfarbe zu geben, die Chinesen aber brauchen den Tintenack, um ihm eine weiße Farbe zu geben, welches gerade das Gegentheil ist. Man muß indessen wohl merken, daß die dem Kupfer von den Chinesen mitgetheilte weiße Farbe nicht immer bleibt, sondern sich mit der Zeit verliert. Noch mehr, die Weiße befindet sich auch nur auswendig, denn zerbricht man ein, an sich schon sehr zerbrechliches, Stück weißen Kupfers, so sieht man, daß es inwendig gelb ist. — Hieraus ergiebt sich, daß der Zink nicht die Basis des Tintenack ist; er enthält, wie es scheint, Eisen, Blei und, wie einige Schriftsteller gemeint haben, Bismuth, dessen Eigenschaft, das Kupfer weiß zu

färben, bekannt ist, und dessen Existenz in dem Tintenack durch die blaue Farbe des Erzes hinlänglich bewiesen ist."

Quecksilber wird in der Provinz Yunnau gewonnen. Der beste Zinnober kommt aus der Provinz Fo-kien.

4.

Einwohner.

Die Chinesen sind die zahlreichste Nation der Welt; war gleich das Römische Reich größer als China, so wie es Rußland noch gegenwärtig ist, so findet doch der merkwürdige Unterschied statt, daß die Unterthanen aus verschiedenen Nationen bestanden, dagegen die eigentlichen Chinesen schon seit Jahrtausenden ein einziges Stammvolk ausmachen. Zwar findet man auch in China einige andere Nationen, aber ihre Zahl ist, im Vergleich gegen die Chinesen, so unbedeutend, daß der obige Satz dadurch nicht umgestoßen wird.

Um zu keiner Verwirrung Anlaß zu geben, unterscheiden wir zuvörderst die Bewohner in 1) eigentliche Chinesen, 2) Mongolen, 3) Mantschu, 4) Tataren, 5) Indier.

1. Die Chineser, im engern Sinn, scheinen ein uraltes Volk zu seyn, das sich in Sprache und Sitte von allen andern Völkern der Erde, die Japaner ausgenommen, unterscheidet. Zwar findet man in ihrer Physiognomie Aehnlichkeit mit den Mongolen; aber man hat auch zwischen ihnen und den Hottentotten eine auffallende Aehnlichkeit gefunden, die doch sicher nicht mit ihnen ver-

wandt sind. Nichts ist trüglicher als die sogenannten Nationalphysiognomien, besonders wenn man sie aus Portraiten beurtheilt, die einzelne Reisende mitgetheilt haben. Sehr viele Russen haben durchaus Italienische Gesichtsbildung, und Italiener giebt es, die von den Polnischen Juden nicht zu unterscheiden sind. Die Esten in Livland gleichen den alten Teutschen, wie sie die Römer beschreiben, nur daß sie gewöhnlich kleiner sind, und wiederum sehen viele Hannacken in Mähren, ein slavischer Stamm, den Esten, die Finnen sind, ähnlich. In jeder großen Stadt findet man Gesichter aller Art, die für Muster der Barabinzen, Soongaren, Tschippewäer, Tagalen oder jedes andern beliebigen Volkes angesehen werden können. Zwar giebt es einen Ausdruck der Phisiognomie, der den Nationen eigen ist und es einem geübten Auge möglich macht, mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit, den Teutschen vom Franzosen, und unter diesen wieder den Provenzalen von dem Lothringer oder Normann zu unterscheiden; aber die Unterscheidungskennzeichen liegen sicher nicht in einzelnen Zügen, nicht einmal in dem Verhältniß derselben, sondern in einer gewissen Beweglichkeit und in einem Etwas, das sich besser fühlen, als beschreiben läßt. Nicht einmal die Hautfarbe kann als sicheres Zeichen angesehen werden, ausgenommen bei den Extremen, wo sie erblich ist. Wer hat nicht mitten in Europa kupferfarbige Menschen gesehen, in deren Adern gleichwohl kein Tropfen Amerikanisches Blut anzutreffen seyn möchte?

Wenn aber gleich die Phisiognomie eines Volkes nicht hinreicht, seine Eigenthümlichkeit kenntlich zu machen, so gehört sie doch zur Charakteristik desselben und kann, im Verein mit seiner Lebensart, seiner Sprache und seiner Geschichte, Vermuthungen über den Ursprung des Volkes begründen helfen, ohne welche wir eine Nation nicht zu

kennen glauben, und daher immer zuerst die Frage aufwerfen: Woher stammt das Volk? Wir werden daher nach diesem vierfachen Gesichtspunkte, der Physiognomie, Lebensart, Sprache und Geschichte, (jedoch nur in Bezug auf unsern Zweck) die Chinesen, so viel, als es bei der Beschränkheit des Raumes möglich ist zu charakterisiren versuchen und sodann das Wichtigste über die andern in China wohnenden Völkerschaften anführen.

„Die Schönheit der Chinesen", sagt de Guignes *), „ist sehr von der der Europäer verschieden. Ein Chinese hat ein breites viereckigtes Gesicht, eine offene Stirn; seine Augen sind länglich und stehen dergestalt hervor, daß man sie beide sehen kann, wenn man ein Gesicht im Profil betrachtet; seine Nase ist klein und zwischen den Augen ohne Erhöhung, der Mund mittelmäßig, allein die Ohren sind breit und meistens durchstochen. Der Lastträger steckt seine Cigare oder Chiroutte hinein, und der Gelehrte befestigt durch Fäden seine Brillen darin. Die Chinesen lassen den Bart im dreißigsten Jahre erst wachsen; sie haben nicht viel, vorzüglich in den südlichen Provinzen; ihre Haare sind schwarz, stark und dick; rothe Haare werden verachtet. — Der Wuchs darf hier zu Lande, um für schön zu gelten, nicht schlank und proportionirt, sondern er muß dick seyn, um einen breiten Armstuhl füllen zu können. — Die Hautfarbe der Chinesen ist lichtbraun; allein von verschiedenen Nüancen bei den einzelnen, je nachdem sie der Sonnenhitze sich mehr oder weniger aussetzen müssen. — Der Frauen Wuchs ist von mittlerer Größe und sehr fein. Ihre Nasen kurz, die Augen gespalten, der Mund klein, die Lippen glänzend roth. Fast alle schminken sich. Die Parfümeurs verkaufen weiße und rosenrothe Schminke, die nach Belieben vermischt

*) Er stimmt hierin fast wörtlich mit du Halde überein.

wird. Einige Frauen haben daher ein ganz rosenrothes Gesicht; ihre Hände aber sind, seltsam genug, ganz braun. Indessen sind viele Chinesinnen hübsch und angehm. Junge Mädchen von sieben bis acht Jahren fangen schon an, sich zu malen; daher ist auch nichts häßlicher als ein altes Chinesisches Weib."

Die Kleinheit der Füße wird bei den Chinesischen Damen, wie bekannt, von ihren Landsleuten für die größte Schönheit gehalten. Diese Subtilität des Untergestelles ist aber nicht das Werk der Natur, sondern der Kunst; denn die Füße werden den Mädchen in früher Kindheit schon so fest gebunden und eingezwängt, daß der Wuchs gewaltsam verhindert wird.

Die Chinesen besitzen viel körperliche Kraft und üben sich von Jugend auf große Lasten zu heben, welches mit ihrer Neigung zum Fettwerden und ihrer Vorliebe für fette Schönheit sonderbar contrastirt. Sonnerat erzählt *), daß sie schon als Kinder versuchen, Gewichte von 100 bis 150 Pfund zu heben, bis sie es so weit bringen, daß sie solche mit gestrecktem Arm über den Kopf halten können. Sie sind auch vielleicht die geschicktesten Lastträger in der Welt, und bei jeder Arbeit unermüdlich. Gleichwohl werden sie als feig und was immer damit

*) Sonnerat a. a. Ort. Tome II. pag. 320. Er führt noch ein anderes Beispiel von ihren gymnastischen Uebungen an, das wir zur Unterhaltung der Leser nicht verschweigen wollen. Sie hängen nämlich 7 bis 8, mit Erde gefüllte Säcke an die Decke, und stellen sich zwischen denselben; einer giebt ihnen einen Schwung und der andere sucht den Stoß abzuhalten; sie wissen dabei ihre Muskeln auf eine Art zu spannen, oder wie sie es nennen, sich hart zu machen, daß der Theil des Körpers, welcher den Stoß empfängt, nur wenig dabei leidet, und weniger als der Gegner, der sich anstrengt ihm den Stoß zu versetzen.

verbunden ist, als schlau und hinterlistig geschildert. Der Umgang mit ihnen ist jedoch leicht, denn sie sind sanft, höflich, wissen ihren Zorn auf der Stelle zu mäßigen, und halten es so für unanständig, als ungeschickt, ihn ausbrechen zu lassen. Durch dieses Betragen sind sie deutlich von den Mantschu zu unterscheiden, deren größere Rohheit sich in ihrem stärkeren Gliederbau, in ihren ungeschliffeneren Manieren, oder auch in ihrer größeren Offenheit offenbart.

Die geistigen Eigenschaften des Chinesen stimmen mit diesem äußern Betragen genau überein. Das Nützliche, das gleichsam den Geist fett macht, geht ihm über Alles, und in nützlichen Künsten sind sie erfahren und geschickt, aber letzteres nur in so fern, als es Nutzen bringt, denn für die schöne Form scheinen sie wenig Sinn zu haben. Mühsame Anstrengungen schrecken sie nicht ab, aber zur Freiheit des Geistes können sie sich nicht erheben. Sie ehren das Alte bis zu einem Grade, daß sie sich, demüthig, wie sie sind, nicht einbilden können, es gäbe etwas besseres. Das Studium ihrer Schriftsprache beschäftigt sie ein ganzes Leben hindurch, und wirklich besteht in ihr die einzige unergründliche Gelehrsamkeit der Chinesen, während sie mit andern Wissenschaften längst fertig geworden sind, d. i. sie besitzen gewisse Formeln, die sie mechanisch anwenden, ohne über den Grund derselben nachzudenken. Es wäre daher möglich Maschienen zu erfinden, die eben so große Gelehrte wären, als z. B. die Chinesischen Mathematiker. Daher auch ihre Vorliebe für das Mechanische. Nichts kann einem Chinesen mehr Freude machen als eine Maschiene, wo Figuren von Menschen und Thieren durch einen künstlich verborgenen Mechanismus sich von selbst zu bewegen scheinen. Die ersten Kunstwerke dieser Art, die aus Europa nach China kamen, staunte man als Wunder an, und bezahlte sie,

dieser Vorstellung gemäß, unglaublich theuer; auch während der Abwesendheit des Lord Macartney hielten die vornehmen Chinesen, die den Gesandten in dem kaiserlichen Pallast umherführten, diese Spielereien für das kostbarste von Allem, was dort zu sehen war. Im Allgemeinen kann man behaupten, daß der Chinese Verstand besitzt und alles, was mit demselben in Verbindung stehet, zu würdigen wisse, daß er aber die Einbildungskraft, die das Sinnliche veredelt und die Seele in ein Land, das schöner als China ist, erhebt, nicht zu kennen scheint. Wir werden in der Folge, wo wir von der geistigen Ausbildung des Volkes zu reden Gelegenheit nehmen werden, noch deutlicher diese Richtung ihres Geistes aus Allem hervorgehen sehen, was sie in Künsten und Wissenschaften geleistet haben.

Bei dem Zustand der Cultur, den die Chinesen erreicht haben, bei den verwickelten Verhältnissen eines großen Staates, ist es nicht leicht, von der Lebensart der Chinesen zu reden. Beschäftigung, Stand und Rang machen dort einen so großen Unterschied, als in Europa. Es ist uns aber hier vorzüglich nur um diejenige Lebensart zu thun, die sich aus den ältesten Zeiten bei den Chinesen erhalten haben dürfte, und diese kann nur bei dem gemeinen Volke aufgesucht werden, wo sich stets einige Eigenheiten, wenigstens die Spuren derselben erhalten, auch wenn der Staat mannichfaltige Umgestaltungen erlitt. Wir werden in der Folge in der Charakteristik der Sitten der Chinesen sie in ihren häuslichen Verhältnissen und in ihrer Staatseinrichtung näher kennen lernen, und wollen hier nur darauf aufmerksam machen, daß das ganze Leben des gemeinen Chinesen sich um den Ackerbau, wie um seinen Mittelpunkt, drehet und daß die Viehzucht von demselben vernachlässiget wird. Dieser Umstand scheint uns in Rücksicht der Ableitung der Chine-

sen wichtig. Gewöhnlich glaubt man nämlich, daß die Chinesen von den Mongolen, oder den mit ihnen verwandten eleuthischen Kalmukken abstammen; aber diese Völkerschaften sind Nomaden, und folglich von den Vortheilen der Viehzucht überzeugt. Scheint nun auch die Physiognomie für eine Verwandtschaft mit den Mongolen zu sprechen: so berechtigt diese gänzlich verschiedene Lebensart schon, in die Annahme der Geographen Zweifel zu setzen, welche die Stammväter der Chinesen von den Mongolischen Gebirgen herabkommen lassen. Die großen wasserreichen Ebenen, und die Spuren, die man überall im Lande findet, daß vorzüglich das östliche China ehedem vom Meere bedeckt gewesen seyn müsse, hat man für Beweise gehalten, daß das niedrige Land später als die höher liegende Mongolei bevölkert gewesen seyn müsse. Aber seit Jahrtausenden genießt China die Vortheile der Cultur und die Mongolei befindet sich dem Zustande der rohen Natur ungleich näher. Wer will aber den Zeitpunkt der Erdrevolution bestimmen, die China dem Meer entriß? Wer weiß es, ob der hohe Rücken von Asien damals schon bevölkert war?

Das wichtigste Document der Ur-Geschichte der Völker aber, die Sprache, kann allein über ihren wahrscheinlichen Ursprung entscheiden. Und gerade die Sprache scheint die Vermuthung zu begründen, daß die Chinesen ein Urvolk sind, und vielleicht das älteste unter allen noch vorhandenen Völkern. Von dem Mongolischen ist wenigstens die einsylbige Sprache der Chinesen verschieden; jene hat alle harten Buchstaben, die dieser gänzlich fehlen; jene gehört zu der Familie der Nord-Asiatischen Sprachen, diese scheint isolirt zu seyn und außer der Koreanischen, Anamitischen (in Tunking und Cochinchina) und Japanischen keine nahe Verwandten zu haben. Herr

Langles *) hat in den Malajischen Wurzelwörtern Spuren der einsylbigen Sprache der Chinesen gefunden und in der That wäre es nicht unmöglich, daß die Chinesen und Malajen einen gemeinschaftlichen Ursprung hätten **).

Die Chinesische Sprache, die schwerste vielleicht in der Welt, hat in ihrem Bau, in ihrer Aussprache und in ihrer Ausbildung so viel Eigenthümliches, daß sie uns berechtiget, die früheste Geschichte dieses Volkes von jener, aller ihm benachbarten Völker zu trennen. Wie wollte man auch Völker, deren Daseyn als Barbaren uns erst seit einigen Jahrhunderten bekannt ist, und die in Gegenden leben, wo durch große innere Revolutionen der erste Anstoß zu der Völkerwanderung gegeben wurde ***) zu den Stammvätern eines Volkes machen, dessen gewisse Geschichte weit über 2000 Jahre vor Chr. Geb. hinaufreicht, und das schon 300 Jahr vor Chr. Geb. ein hochcultivirtes Volk

*) Man sehe den Moniteur vom 23. 24. 25. und 28. Juli 1811, wo der interessante Bericht abgedruckt ist, den Herr Ginguené dem Institut, über die Bemühungen des Herrn Langles zur Bestimmung des Ursprungs und der Verwandtschaft der Sprachen, abstattete.

**) Es ist hier der Ort nicht, gelehrte Untersuchungen über den Ursprung der Völker und Sprachen anzustellen; wir begnügen uns, nur auf die Gegenstände aufmerksam zu machen, welche von Sprachkundigen untersucht zu werden verdienen. Die Malajen, deren Ursitz wir nicht bloß auf die Halbinsel Malakka einschränken, könnten wohl der Ueberrest eines großen Volks seyn, dessen früher Wohnsitz vielleicht in einem großen, untergegangnen Südlande zu suchen ist, und dessen Spuren, wie es uns scheint, leichter aufzufinden wären, als die westliche Atlantis. Wäre es unmöglich, daß die Chinesen selbst aus dieser versunkenen Oceanitis abstammen? Und sind daraus vielleicht die Andeutungen Chinesischer Abkunft zu erklären, welche neuere Reisende in Südamerica gefunden haben wollen?

***) Die Hiongnu oder Hunnen z. B. bewohnten die Gegenden des Gebirges zwischen Kaschgar und dem Altai.

war? Unsere Leser brauchen nicht mühsam in wenig bekannten, schwer zu verstehenden Schriften nachzusuchen, um die Beweise für diese Behauptungen zu finden. Eine teutsche Zeitschrift, die in den Händen jedes Freundes der Länder- und Völkerkunde seyn sollte, und unter einer, weniger für eine wahrhaft geistreiche Unterhaltung gleichgültigen Nation Epoche gemacht hätte, das Asiatische Magazin (herausgegeben von Julius Klaproth, Weimar, 1802. 2 Bände) enthält, unter andern für die Kenntniß des Geistes der Asiaten höchst schätzbaren Aufsätzen, eine Uebersetzung des Yu Chou, oder des ersten Theils des Chou-king, einer alten heiligen, historischen Schrift, deren Ueberreste Confuzius 484 Jahre v. C. G. sammelte. Hier findet man, daß der Kaiser Yao, der vom Jahre 2357 bis 2256 vor Christi Geburt lebte, den Astronomen Hi und Ho, die zugleich seine Minister waren, befahl: „die Regeln für die Berechnung „aller Bewegungen der Gestirne, der Sonne „und des Mondes auf das sorgfältigste und „mit Aufmerksamkeit zu befolgen; den höchsten Himmel zu verehren und dem Volke die „Zeiten und Jahreszeiten bekannt zu machen.“—Die Regeln für die Berechnung der Gestirne waren also schon früher bekannt, und das Verdienst des Yao bestand darin, daß er die Entdeckungen der Gelehrten ins Leben einführte und die Resultate dem Volke bekannt machen ließ. —Der Kaiser Chun, der v. J. 2255 bis 2206 v. C. G. lebte, theilte das Reich in zwölf Provinzen, schickte Merkmale und Zeichen auf die zwölf Gebirge, und ließ Kanäle graben zum Abfließen der Gewässer. — Der Kaiser sagte zu einem seiner Minister: „Ki, ihr sehet das Elend „und den Hunger, welchen die Völker ausstehen; in der Eigenschaft eines Haou-tsi*); lasse

*) Der Haou-tsi scheint eine Art von Polizeiminister gewesen zu seyn.

„ſe t der Jahreszeit gemäß, alle Arten Körner
„ſäen.“ — „Kouei, ſagte der Kaiſer, ich ernenne
„euch zum Oberaufſeher der Muſik; ich will,
„daß ihr die Kinder der Prinzen und Großen
„darin unterrichtet, ſo daß ſie aufrichtig
„und freundlich, ſanft, höflich und ernſthaft
„werden; lehrt ſie feſt zuſeyn, ohne Härte
„und Grauſamkeit; gebt ihnen die Kraft
„zu unterſcheiden; eröffnet ihnen eure
„Grundſätze in Verſen und ſetzt ſie in Ge-
„ſängen zuſammen, untermiſcht aus ver-
„ſchiedenen Tönen und Klängen, und ſingt
„ſie zu muſikaliſchen Inſtrumenten. Sind
„die acht Modulationen oder Verände-
„rungen der Töne geſichert, und hat keine
„Unordnung in den verſchiedenen Accor-
„den ſtatt, dann ſind die Geiſter und die
„Menſchen vereinigt.“

Die Chineſen kannten alſo bereits 2000 Jahre vor Chriſti Geburt den Ackerbau, die Aſtronomie, die Muſik; das Reich war völlig organiſirt, und die Fürſten erhielten eine ihrem Berufe angemeſſene Erziehung.

Wir glauben ſonach, ſo weit als es die Einrichtung dieſer Zeitſchrift zuließ, es glaubwürdig gemacht zu haben, daß die Chineſen ein uraltes, ganz originelles Volk ſind, das von keinem der bekannten andern nomadiſchen Stämme des hohen Aſiens abgeleitet werden kann. Näher werden wir ſie noch in der Folge kennen lernen, da ihre vollſtändige Charakteriſtik nur aus ihrem Thun und Laſſen, aus ihrer Induſtrie, ihrem Handel, ihren Sitten, ihren Kenntniſſen und ihrer Verfaſſung hervorgehen kann.

Wir wollen nun die andern, nicht Chineſiſchen Völkerſtämme, die im eigentlichen China ſeit früheren

unbestimmbaren Zeiten wohnhaft sind, in der Kürze zu beschreiben versuchen.

Wir haben oben die Mongolen und Mantschu unter den Bewohnern China's angeführt; von diesen sind aber die lezteren erst in späteren Zeiten eingewandert, seitdem ihre Fürsten China eroberten und hier eine neue Dynastie gründeten. Der größte Theil der Nation bewohnt noch ihr altes Vaterland, das unter der Herrschaft des Kaisers von China stehet. Dasselbe gilt auch von den Mongolen, welche die fälschlich sogenannte Chinesische Tatarei bewohnen. Da wir es hier nur mit dem eigentlichen China zu thun haben, und bei der Beschreibung der mittelbaren Staaten auf diese Völker zurückkommen werden, so wollen wir hier, um Wiederholungen zu vermeiden, nur von den Tataren und Indiern reden, die wir im eigentlichen China zum Theil noch als freie Völker antreffen.

Zwischen den Flüssen Yalong und Yang-tse-kiang wohnen die Sifan, ein Volk, das nach Du Halde sowohl von den Chinesen, als von den Tataren verschieden seyn soll. Aber dieser Schriftsteller scheint mit dem Namen: Tatar, keinen bestimmten Begriff zu verbinden, wie er denn bei den meisten Reisenden willkürlich angewendet wird. Da nun nach seiner eigenen Angabe die Sprache der Sifan mit der Tibetanischen übereinstimmt, sie sich auch zu der Religion der Lama's bekennen: so dürfen wir sie wohl mit Recht zu den Tataren rechnen. Die Chinesen machen einen Unterschied zwischen He-Sifan, d. i. schwarze Sifan, und Haong-Sifan, d. i. gelbe Sifan, welche Benennung von der Farbe ihrer Zelte herrührt. Die schwarzen Sifan scheinen noch größten Theils Nomaden zu seyn; doch wohnen sie nicht bloß unter Zelten, sondern haben auch einige, wiewohl schlechte Häuser. Die Weiber haben ihre Haare in Zöpfe geflochen, die ihnen

von der Schulter herabhängen; vor der Brust tragen sie Spiegel von geschliffenem Metall. Die schwarzen Sifan werden von Familienhäuptern regiert, von denen einige einen mehr oder weniger mächtigen Fürsten anerkennen, mit dem sie in einem gewissen Lehnsverhältniß stehen.

Die gelben Sifan sind etwas weiter in der Civilisation vorgerückt. Die Oberhäupter derselben sind Lama's oder Tatarische Priester, die jedesmal aus einer gewissen Familie gewählt werden. Diese Lama's sind die Richter der Nation. Die gelben Sifans wohnen in kleinen zerstreuten Dörfern unter Zelten, oder niedrigen, von Erde, oder auch von Backsteinen aufgebauten Häusern, und beschäftigten sich vorzüglich mit der Viehzucht. Sie zahlen den Lama's eine getinge Abgabe, und können, wenn sie diese entrichtet haben, nicht viel von ihnen beunruhiget werden. Einige von ihnen müssen sich bei der Aufforderung der Chinesischen Mandarins ins Feld stellen, doch kann der Ungehorsam gegen die Chinesen nicht leicht bestraft werden, da sie sich in ihre unwegsamen Schneegebirge zurückziehen und schwer verfolgt werden können.

Die Sifan waren ehedem ein mächtiges Volk, das seinen eigenen König hatte, ein ansehnliches Land besaß und mit den Chinesen in hartnäckiger Fehde lebte. Seit dem Jahre 1227 leben sie in ihren Thälern und Gebirgsschluchten ohne Macht und fast ohne Namen, und doch zufrieden, daß sie den Fo, den Gott ihrer Väter, nach hergebrachter Weise verehren können.

Die Nation der Lo-los wohnt in der Provinz Yun-nan; sie ward ehedem von mehreren kleinen Fürsten beherrscht. Die Chinesen haben sie aber gezwungen die Oberherrschaft des Kaisers anzuerkennen, und dafür ihrem Oberhaupte den Titel eines Mandarins oder Tchi-sou ertheilt. Die Lo-los sind starke arbeitsame

Menschen, die in Kenntnissen und Geschicklichkeit den Chinesen wenig nachstehen. Sie scheinen Indischen Ursprungs zu seyn, wenigstens findet man bei ihnen die Schriftsprache der Birmanen und auch denselben Gottesdienst. Die Fürsten, obgleich Vasallen des Kaisers, haben Recht über Leben und Tod ihrer Unterthanen; halten auch eigene Truppen.

Mitten in China, in den Provinzen Setschuen, Koeit-cheou, Hou-quang, Quangsi und an den Gränzen von Quang-tong leben mehrere Völkerstämme zerstreut, die von den Chinesen mit dem gemeinschaftlichen Namen: Miao-se bezeichnet werden. Sie unterscheiden sich aber von einander durch Sitte und Sprache. Sie bewohnen die Gebirge, wohin sie sich gewöhnlich zurückziehen, wenn sie von den Chinesen verfolgt werden. Sie rühmen sich selbst treffliche Reiter zu seyn. Ihre Fürsten halten ein eigenes Militär; auch haben sie ihre Lehnsleute, die sich erforderlichen Falls ins Feld stellen müssen, übrigens in ihrem Canton kleine Souverains sind, so gut wie die alten Ritter in Teutschland.

Diejenigen Miao-se, die in der Mitte und an der südlichen Gränze der Provinz Koeit-cheou wohnen, werden in abhängige und freie Miao-se getheilt. Die ersten sind theils ganz mit den Chinesen vereinigt, theils werden sie von erblichen Mandarinen beherrscht, welche von den Kaisern, zur Belohnung ihrer Kriegsdienste, diese Stellen erhielten, — ungefähr wie die teutschen Kaiser erbliche Markgrafen den besiegten Nationen vorsetzten.

Die freien Mia-ose leben in patriarchalischer Einigkeit unter dem Regiment ihrer Dorfältesten. Sie bauen das Feld, sind Weber und verkaufen den Chinesen Holz aus ihren großen Wäldern. Sie tragen Cüraße aus Büffelleder, die sie mit eisernem Blech oder Kupfer überziehen.

Die Chinesen sagen den Miao-se viel Böses nach, die Missionare aber haben sie als ehrliche Leute kennen gelernt.

Es ist zu bedauern, daß das merkwürdige cultivirte Chinesische Reich in neueren Zeiten, wo man angefangen hat, die fremden Völker mit einem philosophischen Auge anzusehen, den Europäern so gut wie verschlossen ist. Gewiß würde eine nähere Kenntniß und Beurtheilung der verschiedenen Völkerschaften in China, und selbst der Bewohner verschiedener Provinzen mancherlei Aufschluß über die Nation, ihrer Geschichte und Verfassung gegeben haben. Bei dem gegenwärtigen Mißtrauen der Regierung aber, wozu das Betragen der Europäer in Asien allerdings hinlänglich Anlaß gegeben hat, ist nicht abzusehen, wie es den Reisenden glücken soll ferner in das Innere, ziemlich unbekannte China zu dringen und uns dieß räthselhafte Land in seiner wahren Gestalt zu zeigen.

So schwankend und unbestimmt im Ganzen die Nachrichten von dem Charakter und den Sitten der obengenanten Stämme sind, so unzuverlässig ist auch Alles, was bisher über die Bevölkerung von den Schriftstellern angeführt worden ist. Einige schätzen sie auf 300 Millionen, andere wollen höchstens die Hälfte davon anerkennen. Gewiß ist, daß alle Angaben nach ungefährer Schätzung berechnet sind, oder von den Chinesischen Mandarinen absichtlich verfälscht wurden, um die Fremden über den Zustand des Landes irre zu führen. „Während wir, sagt Malte Brun, über die Bevölkerung von Tibet, der Mongolei, dem Lande der Mantschu und Korea uns völlig im Dunkeln befinden, scheint bei China alles hell und klar zu seyn wie der Tag; denn wir haben, wie man uns versichert, officielle Zählungen, die von vornehmen und sehr einsichtsvollen Mandarinen den heiligen Missionaren oder sehr edlen Bothschaftern mitgetheilt worden sind. Unglück-

licherweise aber stehen diese verschiedenen Angaben, die für gleich authentisch erklärt werden, in offenbarem Widerspruch; und jede für sich betrachtet, enthält so sichtbare Unwahrscheinlichkeiten, daß sie dem geringsten Nachdenken nicht verborgen bleiben können." In der That die runden, auf Millionen auslaufenden Zahlen, welche der vornehme Mandarin Tschu-ta-tsie dem Lord Macartney mittheilte, klingen etwas abenteuerlich und haben um so mehr Zweifel erregt, als älteren Angaben zu Folge die Population nicht mehr, als um 133 oder 135 Millionen zu hoch angesetzt ist; denn der Pater Amyot macht eine Zählung vom Jahre 1743 bekannt, der zufolge unter der Regierung des Kaisers Kang-hi 28,516,428 Familien gezählt wurden. Nun rechnet der Pater nur 5 Köpfe, oder — wie man in China sagt — Mäuler auf die Familie, obgleich die Chinesen 6 Mäuler rechnen, so giebt dieses für

Die steuerbare Klasse . .	142,000,000	Mäuler
Die Mandarinen, die Gelehrten und ihre Familien schätzt er auf	2,963,175	—
Das Militär betrug 823,287 Mann, Officier und Soldaten, dieß giebt mit ihren Familien . . .	4,114,325	—
Die Einwohner von Pekin, welche 2 Millionen betragen, die Mantschu, die in China leben, die Künstler, Seidenweber, Krämer, herumziehende Handwerker, die Flußleute und die Armen, welche sämmtlich steuerfrei sind .	50,922,500	—
In Summa	200,000,000	Mäuler.

Dagegen hat die Angabe der Engländer den Vorzug, daß hier die Zahl der Einwohner jeder Provinz angezeigt ist. Wir wollen unsern Lesern dieß Tableau mittheilen, wie es sich in den Schriften der Gesandtschaftsmitglieder findet. Dem zufolge enthält:

	Einwohner.
Die Provinz Petscheli	38,000,000
— Kiang-nan	32,000,000
— Kiang-si	19,000,000
— Tsche-kiang	21,000,000
— Fou-kien	15,000,000
— Hou-quang	27,000,000
— Schan-ton	24,000,000
— Ho-nan	25,000,000
— Chan-si	27,000,000
— Signan) Chen-si	18,000,000
— Kan-su)	12,000,000
— Se-tschuen	27,000,000
— Quang-tong	21,000,000
— Kuang-si	10,100,000
— Yun-nan	8,000,000
— Koeit-tscheu	9,000,000
In Summa	333,000,000

Der Pater Allerstein, ehedem Vorsteher des mathematischen Instituts in Pekin, hat eine andere officielle Berechnung vom Jahre 1743 bekannt gemacht, welche die Bevölkerung nur auf 198,213,718 Seelen angiebt.

De Guignes hat in einer eigenen Abhandlung *) Bemerkungen über Barrow's Reise nach China herausgegeben, wo er sich auch über den Punkt der Bevölkerung erklärt. „Es ist schwer, sagt er, die Bevölkerung von China mit Bestimmtheit angeben zu können, weil die Chinesen selbst in ihren Berichten hierüber abweichen; allein, wenn Herr Barrow, der solche auf 333 Millionen angiebt, nur einen Blick auf die Berechnungen geworfen hätte, die vor ihm davon gegeben worden sind, so hätte er leicht einsehen können, daß die seinigen gegen alle festgesetzten Proportionen sind. Die Bevölkerung der Provinz Pe-tscheli ist, dem Verfasser zufolge, viel größer als die der Provinz Kiang-nan, ob man gleich aus den Berechnungen, die in den Jahren 1743 und 1761 gemacht wurden, sieht, daß die Anzahl der Einwohner be-

*) Sie findet sich übersetzt im Junistück 1807 der Allgem. Geograph. Ephemeriden.

trächtlicher in der letzteren war. Das muß auch seyn, da Pe-tscheli um die Hälfte kleiner und sein Erdreich schlecht ist; Kiang-nan hingegen ist fruchtbar und treibt einen großen Handel. — Allein wenn der Pater Allerstein ein richtigeres Verhältniß angenommen hat, so ist es nicht weniger einleuchtend, daß seine Rechnung unmöglich seyn muß. Kann man wohl glauben, daß eine so kleine Provinz, wie Kiang-nan, deren mittäglicher Theil voller Berge ist, 45 Millionen Einwohner haben könne? — Was die Missionäre so oft irre geführt hat, ist dieß, daß sie immer die Anzahl der Familien mit fünf multipliciren wollen."

„Ein im Jahre 1122 herausgegebener Etat giebt 28,882,558 Familien oder 45,734,784 Personen an, welches also nicht einmal zwei Personen auf eine Familie ausmacht."

„Ein anderes Edict vom Jahre 1290 setzt die Bevölkerung auf 13,196,206 Familien, die 58,834,711 Personen ausmachen, so daß nicht ganz vier Personen auf eine Familie kommen. Man sieht also, daß man nicht immer mit fünf multipliciren muß, und daß gerade dieß den Irthum bewirkt hat.

„Nieuhoff setzt nach der Eroberung die Anzahl der Einwohner auf 105,871,434 und die Bevölkerung unter der Regierung des Kaisers Kang-hy belief sich auf 115,052,724 Personen."

„Wenn man nun das Mittel von sieben Abzählungen annimmt, so bringt man 118 Millionen heraus; fügt man diesen noch 5 Millionen Gelehrte, Mandarins und Soldaten bei, so hat man 123 Millionen. Endlich, wenn man China mit Frankreich, sowohl in Rücksicht des Ackerbaues, als der Bevölkerung vergleicht, so findet man, daß sich die proportionelle Anzahl der Einwohner auf 136 Millionen und 250 Tausend beläuft. Man sieht, daß, wenn man auch China für volkreicher hält, als Frankreich, man bloß 140 bis 150 Millionen herausbringen

würde, welches die höchste Summe ist, die man annehmen kann. Man muß nicht von der Bevölkerung einiger Provinzen auf das ganze Reich schließen. ꝛc.

Unsere Leser ersehen hieraus, worauf die Angaben der Bevölkerung in China beruhen. Es ist sehr möglich, daß alle falsch sind, und daß die wahre Bevölkerung entweder die höchste Angabe noch übersteigt, oder weit unter der geringsten zurückbleibt. Wenn es erst in neuern Zeiten den Europäischen Staaten geglückt ist, sich zuverlässige Tabellen zu entwerfen, um wie viel schwieriger muß dieß in Asien seyn, wo die politischen Künste noch unbekannt sind, und wo mitten in einem großen Reiche noch unabhängige Völkerschaften wohnen, die keinem Census unterworfen sind. Die Chinesen sind zwar unter allen Asiaten in der Staatsorganisation am weitesten gekommen, doch aber würden ihre Statistiker auf die hundertste Frage eines Europäers nicht zu antworten wissen. Wunderten sich doch die Bewohner eines teutschen Landes über die Fragen der Franzosen im Betreff mehrerer statistischer Gegenstände, welchen nachzuforschen den ehrlichen teutschen Leuten nie eingefallen war.

Die Wahrheit zu gestehen, ist es eine Art von Pedanterei, wenn die Geographen die Bevölkerung von China auf ein Haar zu berechnen versuchen. In Europa lassen sich daraus wichtige Resultate auf die Kraft des Staats herleiten. In Asien würde man aus gleichen Prämissen ganz falsche Schlüsse ziehen. Ein Asiatischer Regent z. B. der 100,000 Mann ins Feld stellen kann, ist ohnmächtiger als ein Europäischer König, dessen Armee kaum 30,000 streitbare Männer zählt, und oft hat jener auch weniger Unterthanen als dieser, weil in Asien in einigen Ländern jeder erwachsene Mensch Soldat ist. Was uns bei China vorzüglich bemerkenswerth scheint, ist, daß es dort Provinzen giebt, die ungleich bevölkert sind, als ein gleich großes Europäisches Land in den cultivirtesten Gegenden. Wie diese Menge sich dort erhält und im Frieden lebt, wie sie ohne ausgebreiteten auswärtigen Handel doch genug für die Bedürfnisse des Lebens erzeugt, — dieß scheint uns ein bemerkenswerthes Phänomen, das sich nur aus dem Geiste der Nation, aus ihrer Verfassung — aus ihrer ganzen Eigenthümlichkeit erklären läßt.

Asien.

Fünfzehnte Abtheilung.

Beschreibung

der

einzelnen Länder.

E. Ost-Asien.

Chinesisches Reich.

5.

Lebensweise. Nahrung. Kleidung. Wohnung. Hausgeräthe.

Die Chinesen sind von einigen Schriftstellern als die weiseste, sinnreichste und gelehrteste Nation des Erdbodens, und von andern als unmenschlich in ihren Sitten, albern im Betragen, kleinlich in ihren Erfindungen, und unwissend in den wichtigsten Theilen des menschlichen Wissens geschildert worden. Der gelehrte Isaak Vossius, von den lobpreisenden Schilderungen der Missionare verleitet, hielt sich zu der Behauptung berechtiget, daß, wenn man die Erfindungen aller ehemaligen und jetzigen Völker sammelte, sie alle weder an Zahl noch an Beschaffenheit den Erfindungen und Erzeugnissen der Chinesen gleichkommen würden. Lies't man dagegen z. B. die Reisen des Herrn Sonnerat, so sollte man glauben, daß die Berichte der frommen Glaubensprediger entweder durchaus lügenhaft, oder daß ihre Verfasser unwissende Beobachter seyn müßten, die in China die rohesten Arbeiten ungeschickter Handwerker für herrliche Kunstwerke, die plattesten Ausspüche eines beschränkten Verstandes für Moral und Weisheit, die seichtesten Kenntnisse für tiefe Wissenschaft hielten. Es ist in der That merkwürdig, wie sehr die Urtheile der Gelehrten über die Chinesen einan-

der widersprechen. Der Abbé Raynal stellt sie mit der ihm eigenen energischen Beredtsamkeit den Europäern als ein Muster gegenüber, als ob der gemeinste Lastträger dort mehr Sitte und Lebensart besäße, als bei uns ein sogenannter wohlerzogener Cavalier. „Bei diesem Volk von Philosophen, sagt er, ist alles, was die Menschen bindet und bildet, Religion, und die Religion selbst nur die Ausübung geselliger Tugenden. Es ist ein reifes, vernünftiges Volk, welches keinen andern Zaum, als die bürgerlichen Gesetze nöthig hat, um gerecht zu seyn. Sein innerer Cultus ist die Liebe, die es seinen Vätern, den lebenden wie den todten, erweis't sein äußerer Cultus, die liebe zur Arbeit, und die am heiligsten geachtete Arbeit ist der Ackerbau." — Auch Herder entwirft ein reizendes Bild von China. „Sanftmuth, sagt er, und Biegsamkeit, gefällige Höflichkeit und anständige Geberden sind das Alphabet, das der Sinese von Kindheit auf lernt, und durch sein Leben hin unablässig übet. Ihre Polizei und Gesetzgebung ist Regelmäßigkeit und genau bestimmte Ordnung, das ganze Staatsgebäude, in allen Verhältnissen und Pflichten der Stände gegen einander, ist auf die Ehrerbietung gebauet, die der Sohn dem Vater, und alle Unterthanen dem Vater des Landes schuldig sind, der sie durch jede ihrer Obrigkeiten, wie Kinder, schützt und regieret; könnte es einen schönern Grundsatz der Menschenregierung geben? *) — — Das ganze Reich

*) Wir sind überzeugt, daß es keinen verderblicheren Grundsatz der Menschenregierung giebt, als denjenigen, welcher die Menschen wie Kinder zu behandeln anräth. In einem Zustand der Barbarei, wenn zufällig der Regent nicht auch ein Barbar ist, mag er sein Gutes haben; in einem gebildeten Zeitalter aber sind die Kinder oft klüger als die Aeltern, und die sogenannte väterliche Vorsorge ist selten mehr als die Bemühung, die Menschen ewig in der Unmündigkeit zu erhalten.

wäre ein Haus tugendhafter, wohlerzogener, fleißiger, sittsamer, glücklicher Kinder und Brüder."

Meister sieht die Chinesen auch für Kinder an, aber in einem andern, und wie es scheint, richtigeren Sinn. Er hat, obgleich er so wenig, als die eben angeführten Schriftsteller in China war, ein nüchternes und gesundes Urtheil über diese seltsamen Asiaten gefällt. „Das prachtvolleste und merkwürdigste Denkmal von der langen Dauer des Despotismus der Gewohnheit, sagt er *), von den Vortheilen und Nachtheilen ihrer großen Macht, von ihrem wundernswürdigen Einfluß auf Regierung, Wissenschaften und Sitten, — ist das unermeßliche Chinesische Reich. Wie weit auch die Epoche der Civilisation der Chinesen zurückgehen mag, wie stürmisch auch die Revolutionen gewesen seyn mögen, welche die Dynastien und Regenten erfuhren, die Chinesen des acht und sechzigsten Cyklus **) gleichen noch vollkommen jenen der ersten beiden Cyklen, von denen ihre Geschichte meldet. Sie haben nur die Praxis der Wissenschaften und Künste, üben diese mit kleinlichem Eifer und Beständigkeit und kennen keine Theorie. Sie sind die ältesten Kinder der Erde, und wissen nichts, als was Zeit und Noth sie gelehrt haben. Mit mehr Wissenschaft hätten sie vielleicht auch mehr Ungewißheit erlangt, ihre Fortschritte wären schneller, aber die Resultate derselben unbeständiger, der Gewinn weniger fest und dauerhaft gewesen. Betrachtet man das Schicksal mehrerer aufgeklärten Europäischen Völker, so wird man versucht dieß zu glauben, und bis-

*) V. Etudes de l'homme dans le monde et dans la société. Chap. XXV. à Paris 1804.

**) Die Chinesen nehmen in ihrer Zeitrechnung einen Cyklus von 60 Jahren an, wie wir weiter unten ausführlicher anzeigen werden.

weilen selbst das ruhige Glück dieser alten und ehrwürdigen Kindheit zu beneiden."

Vergleicht man mit den Lobpreisungen der Schriftsteller, die Berichte der Reisenden, selbst die enthusiastischen Missionare nicht ausgenommen, die uns erzählen, daß in diesem fruchtbaren, mit beispiellosem Fleiße angebauten Lande gleichwohl nicht selten eine allgemeine Hungersnoth die fürchterlichsten Verheerungen anrichtet, daß die sanften gesitteten Chinesen die furchtbarsten Arten von Tortur eingeführt haben, daß sie die abscheulichste Art von Verstümmelung anwenden, um sich verschnittene Keuschheitswächter ihrer Frauen zu verschaffen, daß sie diese in langweilige Kerker einschließen, sie wie Sklaven behandeln und als solche verkaufen oder vermiethen, daß sie, denen Aelternliebe ein heiliges Gesetz ist, so gleichgültig gegen ihre Kinder sind, daß sie dieselben in den Flüssen dem Ertrinken aussetzen, sobald sie deren zu viel erhalten oder glauben, daß sie sie nicht ernähren können; daß sie im Umgange die eitelsten Egoisten, von Mißtrauen, Feigheit und sklavischer Niederträchtigkeit zusammengesetzt sind, daß sie im Handel die schlauesten Betrüger und gewissenlosesten Diebe sind und dergleichen: vergleicht man diese Thatsachen, sage ich, mit jenen verführerischen Schilderungen, so muß man allerdings einige Zweifel in die Richtigkeit derjenigen Urtheile setzen, wodurch die Chinesen als das musterhafteste Volk dargestellt werden. Der geistreiche Verfasser der recherches philosophiques sur les Epyptiens et les Chinois, Herr von Paw, hat bereits vor mehr als dreißig Jahren, die Chinesen von der Höhe herabgezogen, auf welche sie die Phantasie der Schriftsteller erhoben hatte.

Die Widersprüche der Urtheile sind nicht schwer zu erklären und selbst zu vereinigen. Die ganze Geschichte des Menschengeschlechts lehrt uns, daß ein vollkommener Zustand von Glückseligkeit, Tugend und Weisheit nicht das

Erbtheil der Sterblichen auf Erden seyn könne. Mit jeder Stufe der Cultur, die ein Volk erreicht, erhält es neue Laster und Thorheiten; denn einige derselben sind nur unter gebildeten und aufgeklärten Menschen möglich. Uebers dies machte die Cultur oft erst Fehler und Unvollkommenheiten bemerklich, die in einem rohen Zustande wohl gar für Vorzüge gelten. Die Chinesen, als ein seit Jahrtausenden civilisirtes Volk, müssen nothwendig in ihren Sitten, in ihrem ganzen gesellschaftlichen Zustande das seltsame Gemisch von Tugend und Laster, Verstand und Unverstand, Kraft und Ohnmacht darstellen, wodurch die Menschheit sich von jeher charakterisirt hat. Wir zweifeln daher nicht, daß in China, wie überall Despotismus und Recht, Menschlichkeit und Brutalität, Geist und Buchstabe, sich am Ende vertragen gelernt haben, und daß jeder dieser Genien und Dämonen dort seine Anhänger und seine Wirksamkeit zu erhalten gewußt hat. Daß die Chinesen weniger unbeständig in der Folgsamkeit gegen einen und den andern derselben gewesen sind, und seit Jahrtausenden in gleicher Art von Verträglichkeit mit ihnen ihr Heil gesucht haben, haben sie zum Theil mit allen Asiaten gemein, zum Theil hat ihre ganz eigenthümliche Sprache und die Richtung, die ihre Gelehrsamkeit nahm, diese Stätigkeit noch mehr unterstützt.

Um die Uebertreibung im Lob, wie im Tadel zu vermeiden, und die Chinesen so viel als möglich im wahren Lichte zu sehen, wollen wir sie unpartheiisch, nach den glaubwürdigsten Berichten der Reisenden, aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, und sie in ihrer Lebensart, in ihren Sitten, in ihrer Thätigkeit, wie in den Genüssen, in den Künsten und Wissenschaften, in ihrer Religion und Staatsverfassung zu beobachten versuchen, woraus sich denn am sichersten die Stufe, welche sie unter den sittlich cultivirten Völkern einnehmen, wird erkennen lassen. Wir

fangen bei dem einfachsten Begriffe an, der sich auf ihre Lebensart bezieht, und werfen zuerst einen Blick auf die Nahrung der zahlreichsten Klasse der Bewohner, — des gemeinen Volkes. Mit Recht muß die Nahrung der Menschen als der erste Grund ihres gesellschaftlichen Zustandes angesehen werden, sie ist die Ursache, wie, in dem Fortgange der Zeit, die Folge desselben. Völker, die sich von Milch oder Fleisch nähren, sind gewöhnlich Nomaden; Pflanzenspeisen leiten auf den Ackerbau, so wie die Ichthiophagen an den Meeresküsten die erste Veranlassung haben, Seefahrer zu werden.

Die gemeinen Chinesen sind Reißesser; um sich dieses erste, unentbehrliche Nahrungsmittel zu verschaffen, mußten sie Ackerbauer werden. Dadurch wurden sie an den Boden gefesselt, und mußten, um ihr erstes nothwendiges Geschäft zu sichern, Einrichtungen treffen, die ihnen bald die Vorzüge der gesellschaftlichen Ordnung, vor dem unruhigen, herumschweifenden Nomadenleben, dem wahren Naturstande, fühlbar machten. Aber nicht überall war der Boden gleich günstig zur Erzeugung des Reißes; einige Gegenden litten Mangel daran, während er in andern im Ueberflusse gewonnen wurde. Da leiteten die vielen Ströme des Landes sie darauf, den Ueberfluß zu verführen, und mit diesem ersten Versuch eines inneren Handels, zur Vertheilung des wichtigsten Nahrungsmittels, gewannen sie neue Kenntnisse, neue Begriffe und Vortheile. Mit dem Landbau verbanden sie bald den Wasserbau, und die Schiffer, die große Reisen auf ihren Fahrzeugen unternehmen mußten, gewöhnten sich endlich an das feuchte Element, suchten sich auf demselben gegen den Einfluß der Witterung zu sichern, und bauten sonach sich bewegliche Wohnungen. Das Leben auf dem Wasser machte sie mit den Thieren bekannt, die dasselbe bewohnen, so wurden sie Fischer und legten sich zugleich auf

die Zucht der Wasservögel. Gleich wie die Schiffer nun mit dieser neuen Nahrung vertraut wurden, so gesellte sich bald zu den Ackerbauern dasjenige Hausthier, welches die wenigste Pflege erfordert, und dessen Fleisch zu essen ihnen kein Religionsgesetz untersagte. Aus dem frühesten Zustand des Chinesischen Volkes hat sich diese Lebensart noch bis auf den heutigen Tag erhalten, und Reiß, Schweinefleisch, Fische und Enten machen gegenwärtig, wie vor Jahrtausenden, die vorzüglichsten Nahrungsmittel der Chinesen aus.

Eine in diesem Lande wildwachsende Pflanze, deren Aufguß bald in einem feuchten Klima, und wo trinkbares Wasser eine Seltenheit ist, für ein angenehmes Getränk erkannt wurde, der Thee, wurde wahrscheinlich sehr früh der Sorgfalt der Ackerbauer anvertraut, und ist gleichfalls ein allgemeines Nahrungsmittel geworden.

Mit der steigenden Cultur, die durch den Ackerbau nothwendig wurde, und sie auch bis auf einen gewissen Punkt begünstigte: mit den vielfältigen Einrichtungen, die seine und der inneren Schiffahrt Sicherheit nothwendig machte, konnte es jedoch nicht fehlen, daß in einem von der Natur gesegneten Lande, unter einem milden Klima bei den vielen Producten des Bodens, zu der einfachen Nahrung neue Leckerbissen hinzugefügt wurden. Die Menschen, die sich in Stände absonderten, wollten auch in den Genüssen eine Auszeichnung haben, und der Landmann fand es bald vortheilhaft auch Früchte anzubauen, die er zwar selbst entbehren, aber mit Vortheil an die Bewohner der Städte absetzen konnte. Und daher finden wir in China, wie in allen cultivirten Staaten, gegenwärtig die große Vervielfältigung der Nahrungsmittel, die mehr von der Unmäßigkeit, als von der Noth begünstigt wurde. Aber wie eine die andere hervorbringt, so ist es auch in China, wo die Unmäßigkeit erst aus dem Ueberflusse entstand, und

wo dieser gedeihend für alles Lebendige wurde; wo aber die große, dichte Bevölkerung, die das Resultat des Ackerbaues und des lebhaften Verkehrs der Bewohner verschiedener Provinzen war, sich in Zeiten, wann die Erndte mißrieth, dem Mangel und der Nothwendigkeit ausgesetzt sah, die eckelhaftesten Speisen zur Nahrung zu wählen. Auf solche Art mögen die Chinesen mit todten Ratzen und Mäusen und mit verfaulten Fischen vertraut geworden seyn, die gegenwärtig, ohne Widerwillen von ihnen gegessen werden. „Das Volk, sagt de Guignes, ist nicht eigensinnig in der Wahl der Nahrungsmittel: Hunde, Katzen, Würmer, Alles verzehrt es. Die Chinesen mästen auch junge Hunde, sie tödten sie durch's erstikken, dann sengen sie sie am Feuer, schneiden sie in Viertel, und waschen sie sorgfältig ab. Indessen lassen sie sich nicht gern bei diesem Geschäft überraschen;" — vielleicht weil es bekannt ist, daß dieß Fleisch zu Heldenthaten in der Liebe ermuntern soll.

Die ausgesuchtesten Gerichte der Reichen sind Vogelnester, eine ausländische Speise, die von den Sundainseln in unzählbarer Menge eingeführt werden und denen man eine gleiche Wirkung zuschreibt; ferner Hirschnerven oder Sehnen, die Floßfedern des Hayfisches, die Meerpriapen und Bärenklauen.

Die Chinesische Kochkunst weicht, nach Staunton's Bericht, schon im Aeußern von der Europäischen gänzlich ab. Alles Fleischwerk wird nämlich würflig, in kleine Stücke *), zerschnitten, mit Gartengewächs zusammengedämpft, und so mit Brühen von der verschiedensten Art versehen, aufgetragen. Unter den Gerichten, die den Englischen Gesandten vorgesetzt wurden, waren Rindfleisch und

*) Die Chinesen haben aus diesem Grunde auch keine Brat- oder Backöfen, denn auch ihre Brode werden nur gedämpft, wie wir sogleich weiter unten sehen werden.

Schweinefleisch *) die gangbarsten Arten von Fleischwerk, ingleichen die in Europa bekannten Arten von Federvieh. Nach Deguignes wird Rindfleisch selten gegessen. Das Schöpsenfleisch erklärt letzterer für besonders gut; in den nördlichen Provinzen ist es am häufigsten. Das Obst, das die Engländer täglich erhielten, bestand aus Pflaumen, Aepfeln, Birnen, Weintrauben, Abrikosen und Pfirsichen.

Man ißt in Peking Störe, Hasen und Hirsche; der geschätzteste Theil des letzteren Thieres ist der Zämel oder Schweif, welcher deshalb für die kaiserliche Tafel aufgehoben wird. Unter den vielen Gemüsen, welche in die Chinesische Küche kommen, ist eine Pflanze ganz vorzüglich gewöhnlich, welche Pe-tschay heißt, und eine Art von Mangold ist; man verbraucht eine große Menge davon, frisch und marinirt. Ueberhaupt lieben die Chinesen alles in Weinessig Eingelegte und bereiten auf diese Art die jungen Bambusstängel, den Ingwer, die Pilze und eine Menge anderer ähnlichen Producte. Sie legen auch Früchte mit Zucker ein, und diese Chinesischen Confitüren werden häufig nach den Ostindischen Inseln, nach Ava, Cochinchina, Siam ꝛc. verführt. Deguignes giebt noch ein ganz eigenes, dort beliebtes, übrigens ziemlich fades Gericht an, welches zu Canton Ta-fu und Ta-fu-fa genannt wird. Beides wird aus Bohnenmehl gemacht. Der Ta-fu, der in Butter gebacken wird, ist fester und compacter; der Ta-fu-fa ist flüssig und kühlend; man genießt ihn frisch mit Zuckersyrup. — Aus Weizenmehl bereiten die Chinesen kleine runde und weiße Brode, welche bloß an heißen Dämpfen gebacken werden. Diese Brode sind leicht und weiß, aber nie hinlänglich gebacken; die Europäer mußten sie zu Peking noch einige Zeit auf Kohlen legen, um sie ihrem Gaumen schmackhafter zu machen.

*) Die Chinesischen Schinken werden sehr geschätzt.

Arme an den Küsten würzen ihre Speisen mit eingesalzenen Meerkrebsen. Dieses Gericht soll abscheulich schmecken, zumal wenn die Brühe warm ist. In den meisten Gegenden ißt der Arme nichts als Reiß; kann er ihn mit etwas Grünem, das allenfalls in ranzig gewordenem Oel gebacken ist, würzen, oder demselben durch allerhand Abgang von Fleisch, das er oft auf den Straßen zusammensucht, irgends einen Beigeschmack geben, so glaubt er eine köstliche Mahlzeit gethan zu haben.

Außer dem gewöhnlichen Getränke, dem Thee, der bei allen Mahlzeiten herumgereicht wird, haben die Chinesen auch eine Art Wein, welcher mit Wasser zubereitet wird, worin man Hirse oder Reiß hat gähren lassen; — auch darin sind die Chinesen einzig, daß sie ihn warm trinken. Er fand bei den Europäern keinen Beifall. Die Trauben zu keltern, scheint den Chinesen gänzlich unbekannt zu seyn *). Der Branntwein, aus Hirse oder grobem Reiß, nach einer, durch Sauerteig bewirkten, Gährung abgezogen, wird gleichfalls warm getrunken, und soll um nichts besser schmecken als der elende Wein, außer wenn er zweimal abgezogen wird, wodurch er eine große Stärke erhält.

Die Chinesen, die in allen ihren Manieren von

*) Die Jesuiten haben sich viele Mühe gegeben, aus ihren Weingärten Wein zu ziehen, aber der sogenannte Mandarinenwein fand wenig Beifall und die Chinesischen Kaiser, die den Wein der Europäer kennen gelernt hatten, ließen ihn sich aus Spanien kommen. Die Kaufleute gewannen Anfangs 100 Procent daran; im Jahre 1754 ereignete sich aber der sonderbare Fall, daß der Wein von Xeres in Canton wohlfeiler als in Cadix war, weil die Schiffe mehr hingebracht hatten, als die wenigen Weintrinker kaufen wollten. S. Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois par Mr. de P. *** (Paw) à Berlin 1773. Tom. I. pag. 182.

andern Völkern abweichen, haben auch ihre eigene Art zu essen. Sie wollen von dem Gebrauch der Gabeln, Messer und Löffel nichts wissen, sondern nehmen die Speisen aus der Schüssel mittelst zweier kleinen Stäbchen, zwischen welchen sie den Reiß und alle andern Gerichte auffassen. Dabei müssen sie aber die Schüssel so nahe als möglich an den Mund halten, um das, was zwischen den Stäbchen unvermeidlich durchfällt, nicht einzubüßen.

Die Chinesen kauen auch Betel und Arak, wie die Indischen Völker, doch mehr in den südlichen als nördlichen Gegenden. Der Tabak ist ein allgemeines Bedürfniß bei ihnen geworden, selbst die Damen finden ihn schmackhaft *).

Unter den vielen Tugenden, die man den Chinesen nachgerühmt hat, befand sich auch die Mäßigkeit; obgleich nun der gemeine Mann dort, wie überall aus Armuth mäßig seyn muß, weil, wenn er an einem Tage viel essen wollte, er in den folgenden verhungern müßte: so weiß man doch, daß die vornehmen oder reichen Leute in China nicht weniger als in andern Länder sich betrinken, und den Magen überladen. „Die Chinesen, sagt Staunton, verachten geistige Getränke, zumal in den nördlichen Provinzen, keinesweges. Wenn die Trinker anfangen guter Dinge zu werden und einer oder der andere sich davon schleichen will, so soll man dergleichen ehrbare Gäste, gerade so wie bei uns, (d. i. in England) mit List und mit Gewalt am Weggehen zu verhindern, oder, wenn sie entwischt sind, zur Rückkehr zu

*) Man hat aus dem allgemeinen Gebrauch des Tabaks in China schließen wollen, daß die Chinesen Amerika vor der Entdeckung des Columbus gekannt, und dieses Krant von dort her geholt hätten. Dieser Schluß scheint ziemlich aus der Luft gegriffen zu seyn. Der Tabak ist wahrscheinlich in China, so gut wie in Amerika einheimisch.

nöthigen wissen. — In Absicht der Tafel kann man die Mandarinen, ohne ihnen Unrecht zu thun, Schlemmer nennen. Sie pflegen des Tages mehrere Mahlzeiten zu halten, bei deren jeder verschiedene Gänge und namentlich stark gewürzte Fleischspeisen, aufgesetzt werden. — In ihren Mussestunden rauchen sie Tabak, der mit wohlriechenden Substanzen, auch wohl mit Opium vermischt ist, oder sie kauen Areka-Nuß." Man sieht, daß das Volk, das Raynal le peuple des sages nennt, auch die Freuden der Unmäßigkeit und des Nichtsthuns, so gut als wir andern armen thörigten Völker, zu genießen versteht.

Wie die Nahrung auf die Beschäftigung des Menschen Einfluß hat, und sie errathen läßt: so wird die Kleidung als das Symbol der Sitten und Gewohnheiten des Volkes angesehen werden können. Bei Nationen, unter denen, wie bei den Chinesen, die Moden nicht wechseln, liegt in der Kleidung oft mehr Physiognomie als in den Gesichtszügen. Die Chinesen kleiden sich immer auf dieselbe Art. Unbekümmert um neue Moden, trägt der Enkel die Kleider seiner Großältern, ohne dadurch Aufsehen zu erregen *). Gleichwohl hat bei diesem Volke, das so eigensinnig treu den alten Gewohnheiten ergeben ist, die Kleidung seit der Eroberung der Mantschu einige Veränderung erleiden müssen. Die Kleider der alten Chinesen waren weit und lang, ungeheure Ermel fielen bis auf die Erde herab, und eine ansehnliche Frisur erhob sich unter Mützen, deren Form nach den Ständen und Graden verschieden war. Gezwungen, diese alte Kleidung **) zur Zeit der Eroberung aufzugeben, nahmen die Chinesen die Kleidung und den Kopfputz ihrer Sieger an; allein

*) De Guignes a. a. O. Th. II. S. 69.

**) Dieses Costüm sieht man nur noch auf dem Chinesischen Theater, wenn Stücke aus der älteren Geschichte aufgeführt werden.

mehrere verließen zu jener Zeit lieber ihr Vaterland, ja wählten lieber den Tod, als daß sie den Gebräuchen ihrer Vorfahren entsagten.

Unter einem heutigen Chinesen stelle man sich eine dickleibige schwammigte Figur vor, und einen kahl geschornen Kopf, dem nur oben ein Büschel Haare gelassen ist, woraus eine lange herabhängende Flechte gebildet wird. Die Bekleidung selbst besteht aus mehreren Gewändern; das oberste geht bis unter die Wade, und hat mäßig weite Ermel; das Unterkleid ist länger und schließt dicht an den Körper an, die Ermel desselben sind oben weit, werden nach der Faust zu enger, endigen dann in ein Hufeisen und bedecken fast die ganze Hand, so daß nur die äußersten Spitzen der Finger sichtbar sind. Unter diesem Kleide tragen sie noch ein Drittes, aber ohne Ermel, und außerdem noch eine Weste und ein Hemde von Seide. Ueber das zweite Gewand wird ein langer seidener Gürtel gebunden, dessen Ende bis an die Knie herabhänget; an demselben befestigen sie Futterale für ein Messer, für ihre Eßstäbchen und dergleichen; auch hängt daran bisweilen eine Uhr, ein Schnupftuch und ein Beutel, worin ein Fläschchen mit Schnupftabak steckt. Unter dem Kleide trägt man im Sommer leinene Unterhosen, und darüber ein Paar andere von weißem Taft. Im Winter sind die Hosen von Atlas und mit Pelz gefüttert. Das Hemde ist weit und kurz und entweder von Seide oder von Nanking; unter demselben haben einige im Sommer, um der Reinlichkeit willen, wie sie sagen, ein seidenes Netz; da sie aber mit demselben selten wechseln, so ist es schwer, diese Chinesische Reinlichkeit zu begreifen.

Im Sommer ist der Hals ganz bloß, im Winter aber bedecken sie ihn mit einem Halskragen von Atlas, Zobel oder Fuchspelz.

Das Haupt wird im Sommer mit einer Mütze oder mit einem Hute bedeckt, der wie ein Trichter gestaltet ist, oder auch einer umgekehrten weiten Tonne gleicht. Er besteht aus Rohrstäbchen; das Inwendige desselben ist mit Atlas gefüttert, auswendig aber ist er mit einem feinen rothen Zeuche überzogen; oben an der Spitze des Hutes findet man einen Büschel rothgefärbter Kuhhaare, die bis auf das Gebräme desselben herabhängen. Die Wintermütze ist mit einem Pelzgebräme und oben mit einer rothen seidenen Quaste versehen. Beide Arten lassen die Ohren unbedeckt. Leute von Stande und die Mandarinen haben das Vorrecht, andere Mützen zu tragen; die Gestalt derselben kommt mit der vorigen überein, das Materiale aber ist verschieden. Der Grund dieser vornehmen Mütze besteht nämlich aus Chartenblättern oder Pappe, und ist in- und auswendig mit Atlas überzogen. Da diese Mütze vorn und hinten in eine Spitze ausläuft, so schützt sie sowohl gegen den Regen, als gegen die Sonne. Sind die Chinesen zu Hause oder nicht im Staate, so tragen sie statt der Mütze eine kleine Calotte von gesticktem seidnem Zeuche, bisweilen vorn mit einer Perle verziert.

Die Beinkleider sind von Leinwand oder Seide, und wie unsere gemacht, doch giebt es auch welche, die keinen Boden haben und in zwei Theile zerschnitten sind. Die Strümpfe sind von Seide oder Nanking, gehen weiter herauf als die Stiefeln, und haben am Rande eine Verzierung von einem seidenen oder sammtenen Bande.

Die Chinesen, besonders diejenigen, die etwas bedeuten wollen, glauben niemals ohne Stiefeln erscheinen zu dürfen. Diese sind gleichfalls von Seide oder Atlas, oder auch von geblümtem Kattun und liegen genau am Fuße an. Sporen werden nie getragen. Auf Reisen trägt man Stiefeln von Rind- oder Pferdeleder, die inwendig mit Kattun oder Seide gefüttert sind, und zwar so, daß

das Futter oben heraussteht und mit Sammet oder Tuch eingefaßt ist. Nach de Guignes ist das Schuhwerk der Chinesen gut gearbeitet, und manches überaus künstlich. Die Sohle ist dick und besteht aus festem Pappendeckel, der unten mit Leder belegt ist. Die Schuhe, wie auch die Stiefel sind vorn aufgebogen, daher sie für uns unbequem zu tragen wären, weil sie die Zehe aus einander und in die Höhe halten. Die Chinesen ziehen die Schuhe nie aus, wie andere Orientalen zu thun gewohnt sind, wenn sie vor achtungswürdigen Personen erscheinen.

Ein nothwendiges Stück bei dem Anzuge eines Chinesen ist noch der Fächer, der allgemein, selbst von Militärpersonen, getragen wird.

Die eben beschriebene Kleidung ist diejenige, die man bei den Elegants und bei den vornehmen Leuten antrifft. „Sie ist, wie du Halde richtig bemerkt, derjenigen Ernsthaftigkeit angemessen, deren sich ein gebildeter Chinese in allen Stücken befleißiget," die aber gleichwohl einem Europäer lächerlich scheinen muß. Der lange Zopf, der von dem Scheitel herabhängt, die trichterförmige spitze Mütze, die vielen Schlafröcke, wodurch sie einem viereckichen Signore Pantalon nicht unähnlich sehn, die bunt kattunenen Schnauzstiefel und was dergleichen Putzstücke mehr sind, erfordern in der That ein Chinesisches Auge, um sie ehrbar zu finden.

Bei wenigen Ansprüchen auf Staat, trägt der Mittelstand eine sammetne Mütze in der beliebten Form, und ein kurzes Camisol, das enge um dem Hals zugeknöpft, und auf der Brust über einander gelegt wird; die Ermel sehr weit. Das Camisol ist von baumwollenem Zeuge, bisweilen auch von schwarzer, blauer oder brauner Seide; — gelb darf nur die kaiserliche Familie und die Priesterschaft tragen. Um diesen kurzen Leibrock hängt man noch ein weites Kleid, das wie ein gesteppter Weiberrock aus-

sieht. Schwarzatlassene Stiefeln geben dieser bürgerlichen Kleidung ein stattliches Ansehen.

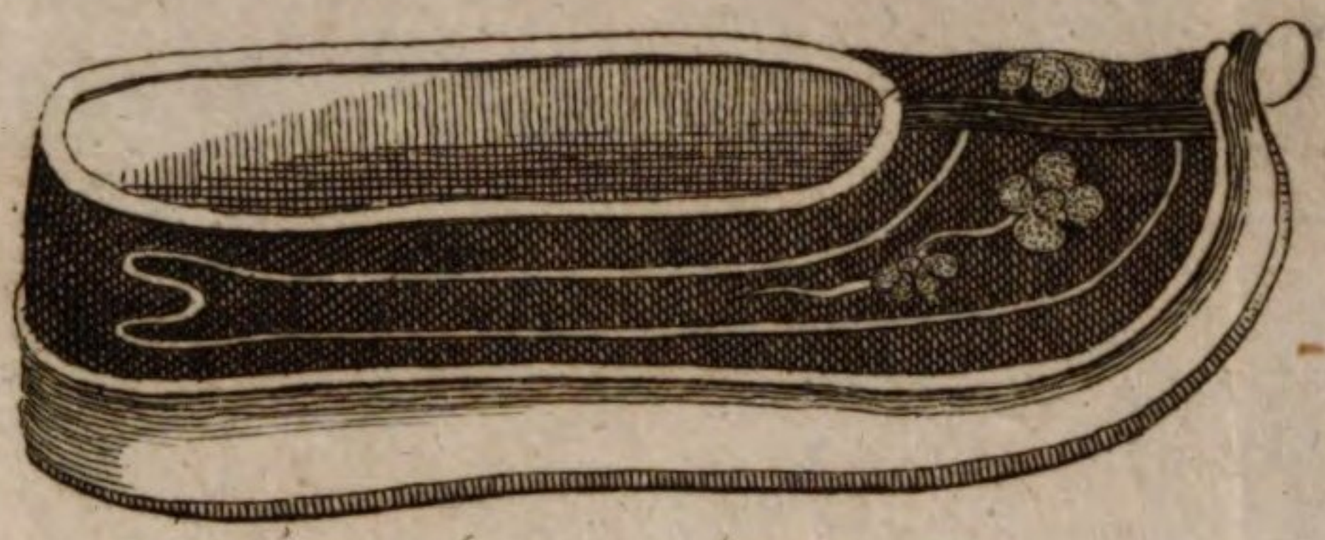
Die gemeinen Leute tragen große Strohhüte, blaue oder braune Fuhrmannshemde aus baumwollenem Zeuge, weite baumwollene Schifferhosen und dicke plumpe Schuhe, die auch wohl aus Stroh gemacht werden. Einige haben grobe Strümpfe aus baumwollenem Zeuge; bei andern sind die Beine nackt. Sehr viele Leute aus dem Pöbel haben auch weiter gar keine Kleidung, als ein Paar Unterziehhosen *).

Eine merkwürdige Eigenheit der Chinesischen Eleganz besteht darin, daß diese cultivirten Leute wenig von Wäsche wissen, und daher auch den Gebrauch der Seife nicht kennen. Bei der Englischen Gesandtschaft mußte daher der Doctor Scott sich selbst aufs Seifekochen legen, um dem Bedürfniß der Europäer zu Hülfe zu kommen. „Die Chinesen, sagt Staunton, können der Seife, bei ihrer Art zu leben, füglich entbehren, und wissen auch nichts davon. Ihre Kleidungsstücke sind zum Theil von Zeugen, die das Waschen nicht vertragen, und Alles, sowohl was unmittelbar auf dem Leibe, als was oben darüber getragen wird, ist fast ohne Ausnahme von dunkler Farbe, so daß es des Waschens nicht bedarf. Die Trauerkleider sind von weißer Farbe, es kommt aber nicht darauf an, wenn sie auch noch so schmutzig sind; denn allzugesuchte Reinlichkeit könnte für Eitelkeit gehalten, und diese würde den Leidtragenden als ein unschicklicher Mangel an Betrübniß angerechnet werden.“ Eine wunderliche Delicatesse im Schmutz! Wir waschen uns in der Trauer, ja unsere Damen schminken sich sogar ohne Anstand, wenn

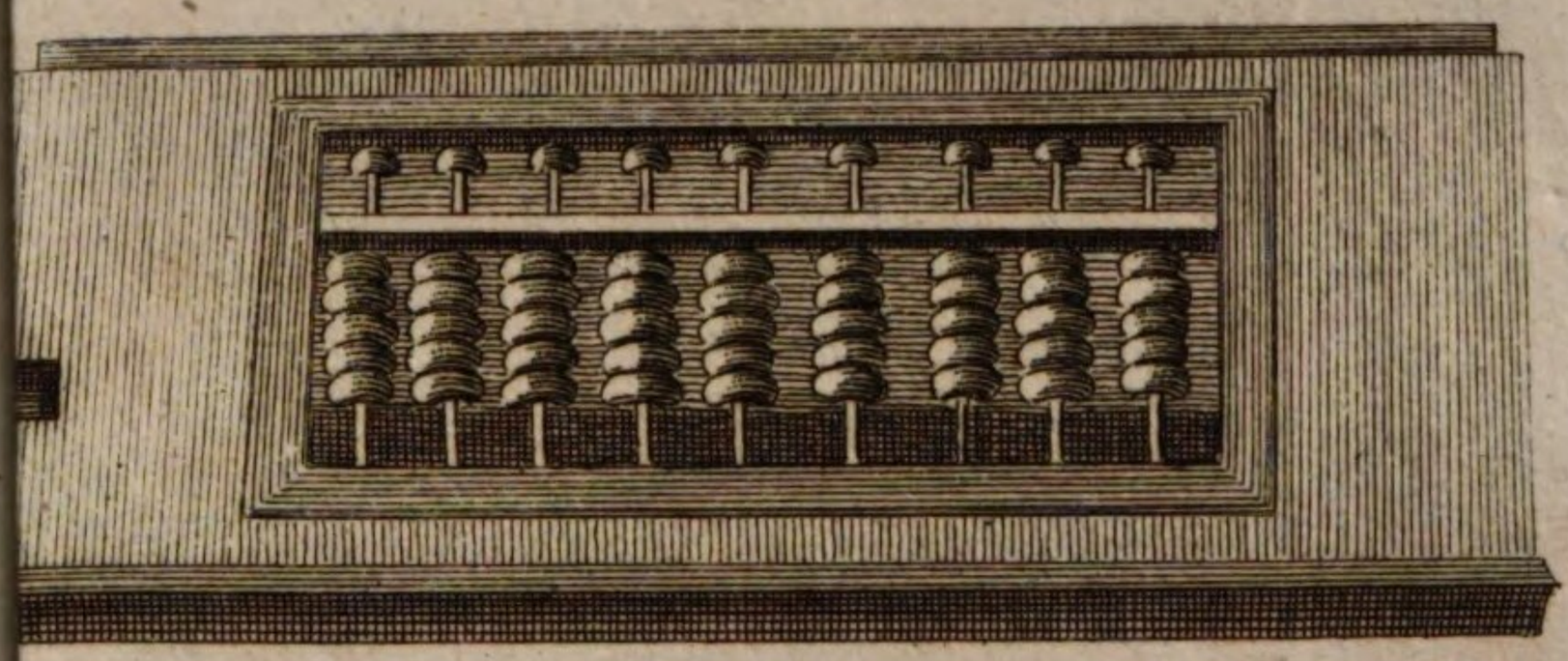
*) S. Barrow's Reise nach China, in der Sprengel-Ehrmannischen Bibliothek, 14ter Band. S. 87.

Chinesische Merkwürdigkeiten.

esischer Frauenfuss



Chinesischer Mannsschuh



Chinesische Rechenmaschine

sie um den Gatten trauern, weil der Kummer und die schwarze Kleidung blaß machen.

De Guignes bestätiget die Abneigung der Chinesen gegen frische Wäsche. „Sie sind äußerlich sehr reinlich, sagt er, allein ihre Reinlichkeit erstreckt sich nicht auf Alles. Das Hemde ist nicht selten ganz zerrissen, ehe man es ablegt.“ Aus der üblen Gewohnheit, Tag und Nacht dasselbe Hemde zu tragen und es nie durch Seife zu reinigen, läßt sich's erklären, daß alle Classen der Gesellschaft, selbst die Großen des Reichs nicht ausgenommen, von gewissen Thierchen heimgesucht werden, die man bei uns, ohne für unartig zu gelten, kaum nennen darf. Barrow, der sich nicht geniert, wenn es darauf ankommt, die Chinesen lächerlich zu machen, erzählt, er hätte wohl gesehen, daß die vornehmen Herren öffentlich von ihren Dienstboten sich die kleinen Gäste vom Halse nehmen ließen, welche diese dann, nach der Fangung, sehr gefaßt mit den Zähnen zerknickten. Ein anderer Beweis, daß die Reinlichkeit hier nicht zu Hause ist, ist der Mangel an Schnupftüchern. Einige reinigen sich jedoch die Nasen mit kleinen viereckigen Stücken Papier, welche deshalb von den Bedienten in Bereitschaft gehalten werden. Auch sollen sie sich nie baden.

Noch haben die Chinesen ein eigenes Kleidungsstück, dessen sie sich beim Regen bedienen; es ist ein halber Mantel mit einer Kappe, und wird aus Baumrinde gemacht. Unsere modischen Herren, welche die großen Kragen einem ordentlichen Mantel vorziehen, scheinen diese Mode von China verschrieben zu haben.

Die Kleidung der Frauen hat mit der männlichen viel Aehnlichkeit, so daß es bisweilen schwer zu entscheiden ist, ob man einen Mann oder eine Schöne vor sich hat. Besonders ist dieß in den nördlichen Provinzen der Fall, wo beide Geschlechter weite, bis auf die Knöchel reichende Bein-

Kleider tragen. Nur am Kopfputze sind sie zu unterscheiden.

Da die Chinesischen Damen nichts von einem Wechsel der Mode wissen, so ist es möglich von ihrer Toilette eine Beschreibung zu geben.

Zuerst ein Paar Worte über die Naturgaben, die bei einer Chinesischen Schönheit gesucht werden.

Wir haben oben angeführt, daß bei den Männern die Corpulenz ein Haupterforderniß der Schönheit sey; bei dem Frauenzimmer hingegen ist es anders: bei diesem besteht die Schönheit in einem möglichst feinen und schmächtigen Körperbau; auch müssen die Damen lange Nägel, besonders am kleinen Finger, schwarzes Haar und recht gezirkelt runde Augenbraunen haben *). Das Hauptstück aber, ohne welches die schönste Gestalt mißfallen würde, ist ein kleiner oder vielmehr verkrüppelter Fuß **). Die Eitelkeit, diesen zu besitzen, hat sich bis unter die niedrigsten Volksclassen verbreitet, und die gewaltsame Operation, die angewendet wird, ihn zu erhalten, ist allgemein im Gebrauch. Von der frühesten Jugend an wird der Fuß vom Knöchel an eingezwängt und dessen Wachsthum gehemmt. Den großen Zehen allein läßt man ungestört und gerade auswachsen; die vier andern aber werden unter die Fußsohle gebogen und dort so fest gebunden, daß sie gleichsam mit derselben zusammenwachsen und nicht mehr zu bewegen sind ***). Durch diese Methode bringt man es endlich so weit, daß die erwachsenen Mädchen weder auf ihren Füßen stehen, noch ordentlich gehen können. Der Fuß ist fast so klein wie bei Kindern, und

*) Wo die Natur ihnen diese versagt, da ersetzt die Schminke den Mangel.

**) Staunton a. a. O. Th. III. S. 362.

***) Staunton a. a. O. Th. I. S. 303.

dennoch ungestaltet, denn über dem Knöchel und der Fußbiegung schwillt er auf, wodurch er um so häßlicher wird, da er unten so verkümmert ist, daß er in einen Schuh faßt, der vier Zoll Länge und einen und einen halben Zoll Breite hat *).

Ist ein armes Geschöpf so unglücklich, daß die Natur ihr trotz dem Zwange etwas größere Füße giebt, so wird sie von der Familie nicht anerkannt, sondern verstoßen und sieht sich zur härtesten Dienstbarkeit gezwungen. Diese unnatürliche Sitte soll daher entstanden seyn, daß in uralten Zeiten eine Kaiserinn einmal sehr kleine Füße hatte. Die erobernden Mantschu-Tataren haben die Mode nicht angenommen, daher auch eine Frau von Tatarischer Abkunft sogleich an den großen Füßen und an einem lebhafteren Gange zu erkennen ist. In den nördlichen Provinzen soll man endlich die Thorheit der kleinen Füße nach und nach einsehen.

Der Kopfputz der Frauen ist nach dem Alter verschieden. Am fliegenden Haar erkennt man ein sehr junges Mädchen; an einer herabhängenden oder auch auf dem Hinterkopf in einen runden Wulst gewundene Flechte, daß sie mannbar sey; verheirathete Frauen tragen das Haar ganz aufgebunden, und bilden einen Knoten daraus, den sie mit zwei langen Nadeln aus Silber, Messing oder Eisen, wie ein Andreaskreuz gesteckt, befestigen, gerade wie es unter den Malaien gewöhnlich ist. Diese Sitte entblößt die Stirn und macht sie kahl, deshalb verstecken auch alte Frauen diesen Uebelstand durch ein Stück schwarzer Leinwand, welches Pao-teou (Kopf-Enveloppe) heißt. Einige durchflechten die Haare mit silbernen oder goldenen Blumen. Bei Andern sieht man einen Vogel von Kupfer oder Gold auf dem Haupte; bisweilen auch mehrere Vö-

*) De Guignes. a. a. O. Th. II. S. 74.

gel, in einer Krone. Die Frauen in Sau-tschu-fu, welche die berühmtesten Schönheiten in China sind, winden um den Kopf eine Binde von Pelzwerk, von deren Mitte sie eine kleine Binde oder Flebbe von schwarzem Zeuge auf die Stirn und zwischen den Augenbraunen herabhängen lassen; unten daran hängt eine Perle, bisweilen ist die Spitze auch mit Edelsteinen besetzt. Dieser Kopfputz soll sehr vortheilhaft seyn; indem er die Weiße der Haut erhebt. Bei der Trauer ist er, wie überhaupt die ganze Kleidung weiß. Die Frauen in Peking haben künstliche Blumen und mit Brillanten besetzte Nadeln in den Haaren; in den südlicheren Gegenden tragen sie Hüte, die ihnen artig zu Gesichte stehen; sie sind platt und ringsum mit einer blauen Franze, fünf bis sechs Zoll breit, besetzt. Der Kopf ist leer, um die gewundenen Haare frei hindurch zu lassen.

Die Frauen kleiden sich übrigens nach dem Stande und Range der Männer; sie können alle Arten von Farben tragen, nur nicht citrongelb, welches der kaiserlichen Familie vorbehalten ist. Die Alten wählen immer schwarz oder violet. Das Kleid ist eine lange Robe mit weiten Ermeln, darüber wird eine Art Weste getragen, und darunter Hosen, die bis über die Waden gehen, wo sie eng zusammen gezogen sind; über den Hosen und unter der Robe sieht man noch einen faltigen Rock.

Hals und Brust müssen stets sorgfältig mit einer Binde bedeckt seyn, und wenn unsere Schönen oft mehr sehen lassen, als sie haben, so muß eine Chinesische Dame sorgfältig alle schönen Formen zu verbergen suchen; selbst die Hände werden durch die langen weiten Ermel bedeckt, so daß außer dem Gesicht und den Füßen nichts an ihnen zu sehen ist.

Reiche und vornehme Frauen bringen viel Zeit an ihrer Toilette zu. Sie malen sich die Augenbraunen schwarz,

Chinesisches Dorf und Bauern.

und zwar in einem sehr geschweiften Bogen; sie schminken sich das Gesicht und den Hals weiß und legen Roth auf die Lippen, vorzüglich auf die untere, so daß in der Mitte ein rother Punkt in die Augen fällt, ein gleich starker Carminfleck, von der Größe einer Oblate, ziert die Spitze des Kinns; eine ihrer vornehmsten Bemühungen ist die, sich die einzelnen Haare auszureißen, welche hier und da im Gesicht wachsen; sie drehen sie deshalb mit seidenen Fäden zusammen.

Die Strümpfe gehen nur bis zum Knöchel, den übrigen Theil des Fußes umwinden sie mit Bändern. Die Schuhe sind so schön, als Rauschgold und Flittern sie nur machen können. Der hinterste Theil des Schuhes ist offen, und die Ferse, welche ein wenig hervorstehet, wird durch eine der Größe der Oeffnung angemessene Binde festgehalten. Der Knöchel ist mit buntem Zeuge umwickelt, und mit Franzen und Quasten verziert.

Wenn die Frauen ausgehen, so tragen sie Schuhe, mit hölzeren mit Leder besetzten Absätzen und berühren mit der vorderen Spitze des Fußes selten den Boden, aus Furcht sich zu stoßen. Da sie ohnehin schwach auf den Füßen sind, so giebt ihnen diese Art zu gehen eine schwankende Bewegung und übelen Anstand.

Wir werden im folgenden Kapitel die Damen in den häuslichen Verhältnissen näher kennen lernen. Hier müssen wir uns mit der Angabe ihrer Kleidung begnügen.

Zum Beschluß dieses Abschnittes haben wir noch, wenigstens in der Kürze, die Wohnungen der Chinesen zu beschreiben

Die Bauern auf dem Lande wohnen in elenden, aus Holz oder Lehm erbauten und mit Reißstroh gedeckten Hütten. Die Eckpfosten dieser Hütten bestehen häufig nur aus unbehauenen Baumstämmen. Die Zimmer haben keine Decken, sondern reichen der Höhe nach bis unter das Dach,

welches daher dicht zusammen gefügt wird. Der Fußboden besteht aus gestampfter Erde und die Scheidewände der verschiedenen Zimmer sind bloß Matten, die vom Dache bis auf den Fußboden hinunterhängen.

Die Häuser der Bürger in den Städten sind zwar besser, würden aber in Europa eine schlechte Figur spielen. Sie haben eine ganz eigene Einrichtung, und sind, weil sie von den bekannten Formen völlig abweichen, in einer Europäischen Sprache schwer zu beschreiben. Die Bauart ist jedoch einfach und alle Häuser sehen sich äußerlich sehr gleich, so daß wenn man ein Haus gesehen hat, es so gut ist, als hätte man sie alle gesehen. Von der Straße aus erblickt man nichts als eine kahle Mauer, denn die Fenster gehen sämmtlich innerhalb nach dem Hofe hinaus. Die Façade muß man also vom Hofe aus ansehen. Fast alle Häuser haben nur ein Stockwerk, oder vielmehr nur ein Erdgeschoß, denn der Aufsatz, den einige Kaufleute über demselben erbauen, ist nur zu Magazinen bestimmt. Das Dach ruht auf Säulen *), die sich von der Erde bis zu einer gewissen Höhe erheben, wo Querbalken über ihnen liegen, worauf wieder kleinere Balken stehen, welche immer kleiner werden, je näher sie dem Giebel oder Forst des Daches kommen. Die Säulen sind gewöhnlich von Fichtenholz oder Lerchenbaum, nur bei Reichen von besserem Holz. Die Säulen und das Dach sind das erste, was aufgerichtet wird. Das Dach hat eine eigene Form und ist der am reichlichsten verzierte Theil des Gebäudes. Anstatt daß unser Dach in gerader Linie

*) „Die Chinesische Säule, sagt de Guignes wird am besten durch Pfeiler ausgedrückt, weil ihr Durchmesser in der ganzen Länge immer der nämliche ist.“ Der Maler Hickey, der sich im Gefolge des Lord Macartney befand, sah jedoch Säulen, die nach den Capitälern hin verjüngt waren.

herabgehet, und durch die Schornsteine verunstaltet wird, ist das Chinesische nach einwärts gebogen und geribbt, ingleichen mit allerhand Figuren, (welche unförmliche Thiere vorstellen, oder auch bloße Schnörkel sind), verziert. Das Dach wird nicht mit glatten, sondern mit Hohlziegeln gedeckt, die rinnenformig und zwar in Schlangenlinien neben einander gelegt sind.

Das innere Haus, hinter den oben erwähnten Säulen, besteht aus Holz oder Backsteinen, die hohl sind, — ob aus Sparsamkeit, oder einer andern Ursache willen, wissen wir nicht. Die Backsteine haben nicht immer dieselbe Farbe; einige sind bleifarbig, andere roth, und die an den schlechtesten Häusern hellblau. Diese Verschiedenheit soll von der Art der Zubereitung herrühren, indem die hellblauen bloß an der Sonne getrocknet und nur die rothen ordentlich gebrannt sind. Wohlhabende Leute lassen über die Steine einen feinen Ueberzug legen, der aus verfaulten Hadern oder Papier, mit Kalk vermischt, besteht. Dieser Ueberzeug wird sehr glatt und giebt den Häusern ein reinliches Ansehen.

Die Häuser sind in mehrere Wohnungen, man könnte sagen, in mehrere kleine Häuser getheilt, die hinter einander liegen und durch Höfe getrennt sind. Stehen dergleichen Wohnungen auf den Seiten, so sind sie durch offene Gallerieen oder Säulengänge, wenn man sie so nennen will, verbunden *). In den meisten Chinesischen Häusern findet man nach dem ersten Vorhofe einen gegen Mittag gelegenen Saal; hinter demselben liegen gegen Morgen und gegen Abend drei bis fünf Kammern **). Die Zwischenwände sind selten massiv, sondern bestehen aus ge-

*) De Guignes a. a. O. Th. II. S. 18.

**) Du Halde in der Sammlung der neuesten Reisebeschreibungen. Berlin 1769. 7ter Bd. S. 49.

flochtenen Binsen, die mit Erde und Kalk überzogen werden. Die Thüren, welche aus einem Zimmer in das andere führen, dürfen einander nicht gegenüber stehen, weil, nach einem allgemeinen Vorurtheil, sonst die bösen Geister leicht den Durchgang durch die Zimmer nehmen würden *). Da das Glas in China nicht allgemein im Gebrauch ist, so sind die Fenster gewöhnlich nur aus durchsichtigem Papier, das in Korea bereitet wird, oder auch von durchsichtigen Muscheln. Außerdem haben sie Jalousien.

In die einzelnen Zimmer und in die Häuschen der Häuser vertheilen sich die drei Generationen der Familie; denn in jedem Hause wohnen gewöhnlich Großvater, Vater und Sohn oder Enkel beisammen. Den Frauenzimmern ist ein eigenes Quartier, gewöhnlich in dem hinteren Hofe angewiesen.

Nach einem großen Vorrath von Möbeln muß man hier nicht suchen. Sie haben nicht einmal ordentliche Oefen, obgleich es im Winter in den nördlichen Gegenden sehr kalt ist. Oft bringen sie nur Kohlpfannen in die Zimmer, oder heizen auch ihre Kamine mit Stroh und Steinkohlen, welches Rauch und Gestank verbreitet, da die Schornsteine sehr enge sind **).

Die Häuser der vornehmen und reichen Leute sind von den beschriebenen nur in der größeren Zierlichkeit des Daches, in der Menge und Größe der Höfe und in dem Anstrich der Säulen verschieden. Die rothgefirnisten, glatt polirten Säulen, die lackirten Wände, und das Schnitz-

*) Die Chinesen scheinen nicht zu wissen, daß die bösen Geister selten den geraden Weg gehen; daher die Winkelzüge, die ihre Thüren nehmen, recht einladend für sie seyn müssen.

**) Du Halde a. a. O. S. 50.

Wohnung eines chinesischen Mandarinen.

werk an der Hausthür, worauf sie eine große Sorgfalt verwenden, müssen keinen unangenehmen Anblick gewähren.

Die Wohnung eines Reichen hat vorn einen großen Hof, wo die Portiers wohnen, und dieser Hof ist von Gallerien und Säulengängen umgeben. Drei große hölzerne Thüren verschließen ihn; die mittelste wird nur für ganz Vornehme geöffnet, auch der Hausherr geht nur bei großen Feierlichkeiten durch dieselbe. Nach diesen drei Thüren findet man einen andern Hof, und hinter demselben einen dritten, der mit den Gärten und mit dem Gemach der Frauen durch Gallerien in Verbindung steht. Bei den Mandarinen sind die Höfe geräumig und von offenen Sälen umgeben, bestimmt für diejenigen, welche mit dem Herrn Geschäfte haben und warten müssen.

In dem Inneren findet man weder Tapeten noch Spiegel; die Hauptzierrathen sind Schnitzwerk, schlecht gearbeitete marmorne Statuen, und lackirte Möbeln. Mit Ausnahme des Saales, wo die männliche Familie gemeinschaftlich speist, sind die Zimmer sämmtlich klein. Van Braam *) fand den ersten Minister in einer Kammer, wo kaum für sechs Personen Platz war.

Bei alledem sind die Zimmer nett nnd gefällig. Man sieht Tische, Schränke, Schirme, Stühle, die mit einem schönen rothen oder schwarzen Firniß so künstlich überzogen sind, daß man die Adern des Holzes durchsehen kann; und Alles ist glatt wie ein Spiegel. Figuren von Gold oder Silber, und andere mit Firniß überzogene Chinesische Gemälde erfreuen das Auge. Die Speise- und Schenktische, wie auch die Schränke, sind mit Porzellan besetzt. Ueberdieß bemerkt man große Stücke von weißem Atlas aufgehängt, auf welchen Blumen, Vögel, Berge, Landschaften und dergleichen gemalt sind. Auf andern lies't man Sitten-

*) Van Braam a. a. O. T. I. p. 208.

sprüche mit großen Buchstaben geschrieben. Die Wände sind gewöhnlich mit weißem, auch wohl lackirtem Papier überzogen, auf welchem ebenfalls Sittensprüche geschrieben, oder Vögel und dergleichen gemalt sind. Eine eigene Ausschmückung der Zimmer besteht in den Laternen, die mit gemalter Seide überzogen und oben an der Decke aufgehängt sind. Die einfachsten bestehen aus einem Netze von Bambusfaden mit Papier überzogen, die schönsten sind von Elfenbein und Horn.

Selten kann man in die Schlafzimmer der Chinesen kommen. Ihre Betten sind fest, glatt, bisweilen auch mit Schnitzwerk geziert. Ein Mückenschirm von Gaze, oder seidene Vorhänge, bei den Reichen, ein Fächer, wohlriechende Kräutersäckchen, und zwei Haken von Kupfer, um den Mückenschirm zu halten, sind Alles was man darin findet. Die Matratzen sind von Baumwolle oder dick ausgestopftem Kattun. In einigen Provinzen schläft man auf einer, von Backsteinen errichteten breiten Erhöhung; zur Seite derselben befindet sich ein kleiner Ofen, worein man Kohlen legt, deren Hitze sich durch kleine Canäle unter den Steinen ausbreitet. Des Morgens, wenn man aufgestanden ist, wird eine Decke über die Erhöhung gelegt, und die Familie arbeitet auf oder neben derselben sitzend.

Da die Chinesen in ihren Häusern selten Gesellschaft sehen, so sorgen sie mehr für Bequemlichkeit als Pracht, deren Kosten sie vielmehr für die öffentlichen Aufzüge verwenden.

Die öffentlichen Gebäude, die hohen Schulen, Tempel, Thürme und Triumphbogen, vornämlich aber die kaiserlichen Palläste, zeichnen sich durch Pracht, Größe und Bauart vor denen der Privatleute aus. Wir werden bei der Erwähnung der Baukunst und in der topographischen Beschreibung Gelegenheit haben, mehr darüber zu sagen. Hier

war es uns vorzüglich nur um die Lebensart der größeren Anzahl der Bewohner zu thun.

Ein nothwendiger Theil der Wohnung der Großen sind die Gärten, welche bei ihren Häusern angebracht sind. Es ist merkwürdig, daß ein Volk, welches in Allem, was wir Natur nennen, von derselben abweicht, hierin durchaus der Natur treu zu bleiben sucht. Ihre Gärten gleichen den schönsten Englischen Parks und übertreffen sie zum Theil, weil sie ausnehmend schöne und große Wasserpartieen besitzen. Haine, Grotten, Felsen, Rasenplätze, Seen, Inseln, Tempel und Pavillons wechseln darin mannichfaltig mit einander ab. Aller Zwang ist darin absichtlich vermieden; ja sie gehen darin so weit, daß sie eine gar zu ebene Partie wohl ungleich machen, um nur alle gerade Linien zu vermeiden. An den Häusern, wo der Raum nicht hinreicht zur Anlegung eines Parks, wird wenigstens ein kleiner Teich gegraben, den einige Felsenstücke begränzen; oder man begnügt sich auch mit einem Bassin, worin Goldfischchen schwimmen und den einige Bäume beschatten. Die Vorliebe für Gartenpartieen hat die Chinesen sogar auf die Erfindung geleitet, kleine Miniaturgärtchen in ihren Zimmern anzulegen, wo Kieselsteine die Felsen vorstellen und Bäumchen, durch eine eigene Pflege, in Zwerggestalt erhalten werden.

Wir können diesen Abschnitt nicht schließen, ohne noch zu erwähnen, was den meisten unserer Leser jedoch bereits bekannt seyn wird; daß nämlich eine große Anzahl Chinesen keine andere Wohnung als auf den Schiffen und Barken, in den Flüssen und Canälen, haben. Die Junken, mit denen die Canäle der Hauptstadt bedeckt sind, beherbergen allein mehrere Tausend Personen, und zwar nicht bloß die zur Regierung der Fahrzeuge nöthigen Steuer- und Bootsleute, sondern zugleich deren gesammte Familie von Weib und Kindern. Diese leben und weben mit ihren

Männern auf dem Wasser, dort erblicken ihre Kinder das Licht der Welt; das Wasser ist ihr Element, und der feste Boden bleibt ihnen, wenn sie ihn auch dann und wann betreten, im Ganzen doch Zeitlebens fremd *).

6.

Sitten und Gewohnheiten.

Wir finden bei den Chinesen, wie fast unter allen Asiaten, die Vielweiberei, wenigsten bei den Vornehmen, und was damit gewöhnlich verbunden ist, die Sklaverei des andern Geschlechts. Bei den Bauern müssen die Weiber die härteste Arbeit verrichten, und werden bisweilen mit vor den Pflug gespannt. Das Loos der Frauen aus den höheren Ständen ist kaum beneidenswerther; denn sie werden in das Innere der Häuser eingeschlossen, und dürfen weder mit dem Manne essen noch in Einem Zimmer mit ihm sitzen **). Sie sind zu einer, wie es uns scheinen muß, unerträglichen Langenweile verurtheilt, da sie mit Niemanden zu sprechen Gelegenheit haben, als mit den Mägden, die sie bedienen ***). Ist es ihnen zu verdenken, wenn sie sich die Zeit mit dem Putz zu vertreiben suchen und mehrere Stunden des Tages an der Toilette zubringen? Ja wir werden es kaum lächerlich finden, daß diese armen Geschöpfe, schon von früher Jugend an sich mit der Tabakspfeife unterhalten, und daher einen kleinen seidenen Beutel, in welchem sich Pfeife und Tabak be-

*) Staunton a. a. O. Th. II. S. 34.

**) Barrow a. a. O. Th. 14. S. 173.

***) Du Halde a. a. O. Th. 7. S. 44.

findet, als einen nothwendigen Bestandtheil ihres Anzugs, mit sich führen. Einige Frauen, aber schwerlich die vornehmen Damen beschäftigen sich mit der Seidenstickerei, oder sie malen Vögel, Insecten und Blumen auf dünnem Gase. Auf das Hauswesen scheinen sie wenig Einfluß zu haben *), und wie sie dadurch von den achtungswürdigsten Geschäften ihres Geschlechts ausgeschlossen werden, so muß dieß, verbunden mit der Zurückgezogenheit, in welcher sie von ihren Brüdern leben **), alle Familienanhänglichkeit bei ihnen ersticken. Auch wissen sie, daß ihre Männer, oder vielmehr deren Väter sie gekauft haben, daß keine Neigung sie verband, indem der Bräutigam seine Braut erst auf der Hochzeit kennen lernt, und endlich, daß sie von ihren Männern wieder verkauft werden können. Wie mag es unter solchen Umständen um die häusliche Glückseligkeit aussehen? Gleichwohl haben die frommen Männer, die uns das meiste von China erzählen, und die am längsten dort gelebt haben, die Chinesen als eine große, in patriarchalischer Eintracht lebende, Familie geschildert. Die so unwürdig behandelten Weiber mögen also nicht zur Familie gehören. In der That beschränkt sich der Begriff der Chinesen, den sie sich von Familienpflichten gebildet haben, einzig auf den unbedingten Gehorsam, den der Sohn seinem Vater schuldig ist, und der den ersten recht eigentlich zum Eigenthum oder Sklaven des letztern macht; denn der Vater kann den Sohn verkaufen. Eine solche Sitte ist ganz dazu geeignet, alles selbstständige Gefühl zu ersticken, das in der Jugend am stärk-

*) De Guignes behauptet zwar, daß die Frauen sich viel um die Wirthschaft bekümmern; wenn er aber dieß nicht bloß von dem gemeinen Volke versteht, so ist nicht abzusehen, wie die eingesperrten Damen, die mit Niemanden reden dürfen, sich des Hauswesens annehmen können.

**) Der Bruder, sagt Le Gentil, ißt nie mit seiner Schwester.

sten ist, und dann die kräftigsten Charaktere bildet. Dieser unbedingt gerühmte Gehorsam mag die Chinesen auch stets in dem Kindesalter erhalten haben, das kindischen Philosophen so preißwürdig erschien. Der Gehorsam der Söhne kann nur durch die Vernunft bedingt werden, und weil in der Regel diese reifer im Vater als im Sohne ist, so ist daraus die Sitte entstanden; aber sie verliert ihren Sinn, sobald die Bedingung aufhört. Und wie ist in China diese Sitte ausgeartet? Kein Reisender hat es geläugnet, daß die Chinesen häufig ihre Kinder ins Wasser werfen, wenn sie glauben, deren zu viel zu haben oder sie nicht ernähren zu können *). Wenn wir auch glauben wollen, daß die Gesetze diese Unmenschlichkeit nicht gerade zu gut heißen: so bestrafen sie dieselbe doch nicht. Solche — man möchte sagen niederträchtige Achtung haben sie für die Rechte des Vaters! — Mehrere Schriftsteller wollen aus der allgemeinen Verehrung der Chinesen gegen ihre Väter und Vorältern den langen Bestand ihres Reiches erklären. Das mag in so fern wahr seyn, als die abgöttische Verehrung der Vorfahren, sie seit Jahrtausenden auf derselben Stufe der sittlichen und intellectuellen Cultur erhalten hat.

*) Staunton, der diese abscheuliche Sitte nicht läugnen kann, aber als ein ächter Diplomatiker stets in gemäßigten Ausdrücken spricht und einem großen Staate nichts Böses nachsagen will, sagt: „Wenn alle Aussichten zum Unterhalt fehlen, so dürfen, bei fernerer Vermehrung der Familie, Aeltern sich der neugebornen Kinder entledigen. Wie viel „Kampf das auch im Anfange den Müttern gekostet haben „mag, so ist doch jetzt die Schrecklichkeit der Sache durch „die angenommene Vorstellung gemildert, daß ein solches „Kind nicht eigentlich ersäuft, sondern dem Flußgotte zum „Opfer dargebracht werde.“ Wie viel Freude auch Herr Staunton über diese Phrase empfunden haben mag, so ist diese doch nichts weiter, als der unglückliche Versuch, eine Unmenschlichkeit durch eine Gotteslästerung entschuldigen zu wollen.

Aber sicher gereicht es ihnen nicht zum Ruhme, daß sie das heiligste Vorrecht der Menschheit: das Fortschreiten zum Besseren nicht kannten, und alle Tugenden zum Resultat einer mechanischen Gewohnheit machten.

Gewiß die Familiensitten der Chinesen sind der unrühmlichste Theil ihrer Charakteristik, und wenn ihre Verfassung darauf beruht, so würde die Menschheit nichts dabei verlieren, wenn das Land erobert, alle einheimische Sitten, und selbst die Sprache vertilgt, und die Nation aus der Reihe der unabhängigen Völker ausgestrichen würde. Die so gerühmte Mäßigung der Mantschu-Tataren, die als Eroberer die Sitten und Verfassung der Chinesen unangetastet ließen, wäre daher weniger ein Beweis der Moral dieser Barbaren, als vielmehr ihrer Rohheit, die den Chinesen nichts besseres zu geben wußten.

Der Leser wird selbst beurtheilen, ob es Schade gewesen, wenn die Sitten der Chinesen verändert worden wären.

Die Chinesen heirathen sehr frühzeitig, aber nicht aus freier Wahl, sondern auf Befehl des Vaters *). Dieser kauft für den Sohn eine Braut, welche der künftige Gatte so wenig, als sie ihn gesehen hat. Oft hat sie der Vater selbst nicht gesehen, sondern durch alte Weiber, deren Geschäft das Ehestiften ist, die Bekanntschaft angeknüpft. Diese Unterhändlerinnen sind von der Familie der Braut gewonnen, einen vortheilhaften Bericht, von ihrer Schönheit ꝛc. abzulegen. Die beiderseitigen Aeltern kommen sodann über den Preis überein, welcher eigentlich zur

*) Wenn die Frauen zweier Freunde zu gleicher Zeit schwanger sind, so kommen diese unter sich überein, die Kinder zu verheurathen, im Fall ein Knabe und Mädchen geboren werden. Sie nennen diese also geschlossenen Ehen Tschi-fu, d. i. Anzeichen des Bauches, weil dieser die Bestimmung der Kinder für einander anzeigt.

Anschaffung für Kleider und Möbeln der Braut bestimmt ist. Außerdem beschenken sich die Aeltern der Verlobten gegenseitig mit seidenen Stoffen, Kattun, Fleisch, Wein und Früchten. Der Braut schickt man Ringe, Ohrengehänge und andere Kleinodien zu, und ihre Aeltern suchen im Kalender einen glücklichen Tag, an welchem die feierliche Uebergabe statt haben soll.

Sind die Aeltern vornehme oder reiche Leute, so wird am Hochzeittage die Braut in einer verschlossenen Sänfte dem Bräutigam zugeschickt. Eine Menge gemietheter Leute, welche die Möbeln tragen, folgen ihr, andere gehen voraus mit Fackeln und Lichtern in der Hand, selbst wenn es hoch Mittag ist. Pfeifer, Pauker und andere Musikanten dürfen auch nicht fehlen. Den Beschluß des Zuges machen ihre Aeltern und Verwandten. Ein vertrauter Diener des Hauses hat den Schlüssel zur verschlossenen Sänfte, den er dem Bräutigam in die Hände giebt, welcher prächtig gekleidet ist, und die ihm ausgesuchte Braut an der Pforte seines Hauses erwartet. Voll Unruhe und Neugierde öffnet er die Sänfte und kann nun zum erstenmal von seinem guten oder bösen Glück urtheilen. Da geschieht es denn zuweilen, das der junge Mann, wenn er mit seinem Loose nicht zufrieden ist, den Kasten augenblicklich wieder zuschließt, die Braut mit ihrem ganzen Gefolge wieder heimschickt und lieber die bereits bezahlte Summe verliert, als den Vertrag vollzieht.

Ist er aber mit der Schönen zufrieden, so steigt sie aus und geht an seiner Seite in den Versammlungssaal, wo sie sich zuerst viermal vor dem Himmel beugt; sodann macht sie ihren Schwiegeraltern vier andere Bücklinge, und wird darauf den Frauen, die dem Feste beiwohnen, übergeben, welche sie in die weibliche Wohnung führen, und mit ihr den Rest des Tages vollbringen. Der Bräutigam

bewirthet indeß die männlichen Gäste in einem andern Zimmer *).

Die religiösen Ceremonien sind der Uebergabe vorausgegangen und bestehen bloß darin, daß in dem Theil des Hauses, welcher der Verehrung der Hausgötter gewidmet ist, die Vorfahren um ihren Segen angerufen werden **).

Diese Feierlichkeiten finden nur bei der Vermählung mit der ersten oder rechmäßigen Frau statt. Die zweiten oder Nebenfrauen, werden ohne besondere Förmlichkeiten ins Haus gebracht. Der Mann unterzeichnet bloß, zur Beruhigung der Aeltern des Mädchens, ein schriftliches Versprechen, daß er sie gut behandeln will. Vor allen Dingen aber muß er die festgesetzte Kaufsumme erlegen ***).

Die Vielweiberei der Chinesen hat das Eigene, daß sie durch das Gesetz nur dem Kaiser, den Großen und Mandarinen verstattet ist; gemeinen Leuten ist sie verboten, ausgenommen, wenn die Frau unfruchtbar und vierzig Jahr alt ist. Doch wird dieß Gesetz nicht so genau befolgt und in Canton hat jeder reiche Kaufmann seinen Harem.

Die Chinesen, denen Staunton eine große Keuschheit nachrühmt, begnügen sich gleichwohl nicht mit mehreren Weibern; sie kennen auch jene Ausartung des Geschlechtstriebes, zu welcher die zartfühlenden Griechen sich ohne Scheu bekannten ****).

*) Du Halde a. a. O. Th. 7. S. 76.

**) Le Geutil l. c. p. 101.

***) Histoire générale des Voyages. Tom. VIII. p. 26. à la Haye 1749.

****) De Guignes a. a. O. Th. II. S. 84. und Barrow a. a. O. Th. 14. S. 183.

Die Ehescheidung soll in China selten seyn. Die Gesetze erlauben sie im Fall des Ehebruchs, der natürlichen Antipathie, der Unfruchtbarkeit, oder wenn die Frau allzu viel schwatzt, wenn sie unmäßig, diebisch, ungehorsam, eifersüchtig oder mit einer widerlichen Krankheit behaftet ist *). Entläuft die Frau dem Manne, welches bei der Kleinheit der Füße etwas schwer zu bewerkstelligen ist, so erhält sie hundert Stockstreiche und der Mann kann sie sodann als Sklavin verkaufen. Für ungültig werden die Ehen erklärt, wenn die Braut schon früher versprochen war und Geschenke angenommen hat, wenn der Mann betrogen worden und eine häßliche, statt einer versprochenen schönen Braut erhielt, wenn ein gelehrter Mandarin sich mit einer Tochter aus der Provinz, wo er Gouverneur ist, vermählen wollte; wenn die Kinder noch in Trauer über ihre verstorbenen Aeltern gehen, wenn sie zu einer Familie und Verwandtschaft gehören, ja wenn sie auch nur einerlei Namen führen, und gleichwohl nicht verwandt sind **). Dieß letztere muß um so beschwerlicher seyn, da in ganz China es nur etwa hundert Familiennamen giebt, daher auch die Chinesischen Schriftsteller den Ausdruck: die hundert Namen zur Bezeichnung der Nation gebrauchen ***). — Kinder zweier Schwestern, die verschiedene Namen führen, dürfen sich heirathen.

Vornehme Frauen dürfen nach dem Tode des Mannes Wittwen bleiben, und man errichtet ihnen Triumphbogen für diesen Beweis der Anhänglichkeit an den Ver-

*) Le Gentil. l. c. p. 101.

**) Du Halde l. c. S. 78.

***) Staunton l. c. Th. III. S. 357. — Bei der geringgen Anzahl von Namen muß jeder nothwendigerweise noch einen Beinamen führen.

storbenen. Die Wittwen der gemeinen Leute aber müssen einen zweiten Mann nehmen. Ein Mann hält sich für entehrt, wenn er unverheirathet ist; ein Frauenzimmer aber, welches sich nicht verheirathet, genießt sogar besonderer gesetzlicher Vorrechte *).

Es giebt auch in China öffentliche Dirnen, und diese treiben das Handwerk oft mit Bewilligung der Aeltern; denn diese sehen nur in so fern auf ein ehrbares Betragen ihrer Töchter, als sie Aussicht haben, sie vortheilhaft zu verheirathen; ist dieß nicht der Fall, so stimmt es ganz mit der Chinesischen Moral überein, daß die gehorsamen Kinder thun, was ihren Aeltern vortheilhaft ist. In den Handelstädten verrichten diese gefälligen Schönen das Geschäft des Kahnführens und Ruderns, weil ihnen dieß Gelegenheit giebt, von Fremden gesehen zu werden. Nach Versicherung des Pater Du Halde, dürfen sie nicht in den Städten wohnen, sondern es vereinigen sich mehrere, die sich in den Vorstädten, unter die Aufsicht eines Mannes begeben, der für ihre Aufführung gut steht. Einige Mandarinen sollen sie in ihrem Gebiete nicht dulden.

Bei der Absonderung, in welcher die Geschlechter von einander leben, kann es in den Häusern der Chinesen nicht besonders lustig hergehen. Hierzu kommt, daß sie keinen Sonntag haben, sondern, das Neujahrsfest oder ihren Fasching ausgenommen, das ganze Jahr arbeiten. Sie versammeln sich weder in ihren Häusern zu freundschaftlichen Gesellschaften, noch in öffentlichen Orten zur Unterhaltung. Es giebt in China keine Kaffeehäuser, keine Ressourcen, Casino's und dergleichen. Nur für die niedrigste Volksklasse bestehet eine Art von Wirthshäuser, wo Thee und eine Art Branntewein geschenkt wird. Wenn ein Chi-

*) De Guignes l. c. Th. II. S. 80.

nese sein tägliches Geschäft vollendet hat, so zieht er sich in sein einsames Gemach zurück *).

Das Neujahrsfest ist das einzige, welches der arbeitende Theil des Volkes feyert, und wo er von der Arbeit ruht. Auch der ärmste Bauer verfehlt nicht, sich und die Seinigen für diese Tage mit neuen Kleidern zu versehen; man besucht in dieser Zeit, die beinahe einen Monat dauert, seine Freunde und Verwandte, erwiedert Höflichkeiten und giebt und empfängt Geschenke. Männer, die in öffentlichen Aemtern stehen, und die reicheren Leute, geben Feste und Gastmäler. Aber selbst bei diesen sieht man nichts, das der geselligen Fröhlichkeit gleicht, die an den Tafeln in Europa herrscht. Jeder Gast sitzt gewöhnlich an einem besondern Tische, zuweilen sitzen zwei, aber nie mehr als vier beisammen; und ihre Augen müssen beständig auf den Gastgeber gerichtet seyn, um alle seine Bewegungen in Acht zu nehmen. Ueberdieß müssen sie auf sich selbst sehr aufmerksam seyn, denn ein wohlerzogener Chinese kann ohne eine besondere vorgeschriebene Ceremonie weder essen noch trinken. — Wenn Jemand, der eingeladen ist, wegen Krankheit oder einer andern Ursache halber, nicht kommen kann, so wird ihm das, was er von dem Gastmal bekommen sollte, feierlich in das Haus geschickt; eine Gewohnheit, welche klärlich zeigt, wie wenig Werth sie auf die gesellschaftlichen Freuden der Tafel legen. Man pflegt sogar jedem Gaste das, was von seinem Essen übrig bleibt, nach Hause zu schicken **).

Das einzige gesellige Vergnügen der Chinesen besteht im Hasardspiel. Sie gehen auch nie ohne Karten und Würfel aus. Sie haben mehr Karten als wir; auch sind die Spiele viel verwickelter. Fehlen Karten und

*) Barrow l. c. Th. 14. S. 185.

**) Barrow l. c. S. 189. f.

Würfeln, so spielen sie das Fingerspiel, Tsoi-moi genannt, wobei sie zu errathen suchen, wie viel Finger der Gegner ausstreckt. Das Spiel war auch bei den Römern bekannt, und ist noch jetzt unter den Italienern unter dem Namen Mora allgemein beliebt. — Die Leidenschaft zu spielen, verleitet die Chinesen oft ihr Hab und Gut, ja selbst ihre Freiheit zu verspielen. — Sie kennen auch das Schachspiel, das aber von dem unsrigen abweicht. Daß Bret besteht aus 72 Feldern, gebildet durch neun Reihen von Parallellinien und acht andern, welche quer durchgehen. Die Chinesen stellen die Steine nicht auf die leeren Felder, sondern auf die Punkte, wo sich die Linien durchschneiden. Es giebt keine Königin, und nur fünf Bauern. Der König heißt der General *) ꝛc.

Zu den Spielen und Vergnügungen **) der Chinesen gehören endlich noch die Hahnen- und Wachtelkämpfe und die beliebte Hetze mit Heuschrecken, die sie bis zur Wuth anzueifern verstehen.

Wie konnten Leute, die so einsam in ihren Häusern leben, und die — das Schachspiel ausgenommen — an solchen abgeschmackten oder grausamen Spielen Vergnügen finden, gleichwohl in den Ruf kommen, im Besitz der feinsten Lebensart zu seyn? Gleichwohl sind, wie wir gesehen haben, die Chinesen von den berühmten Schriftstellern den Europäern in dieser Rücksicht als Muster angerühmt worden. Worin besteht aber ihre feine Lebensart? — Wir wollen einen Mann antworten lassen, der nicht zu ihren Feinden gehört. „Ist der gesellige Umgang, sagt Staun-

*) De Guignes a. a. O. Th. II. S. 98. f. wo das Chinesische Schachspiel ausführlicher beschrieben ist.

**) Von den Chinesischen Schauspielen werden wir in der Folge reden; wir haben es hier nur vorzüglich mit den häuslichen Vergnügungen, nicht mit den öffentlichen Spectakeln zu thun.

ton *), nicht aus beiden Geschlechtern gemischt, so wird es auch an gegenseitiger Verfeinerung, an Zartgefühl und an Geschmack, an gefälligen Manieren und an gutem Ton in der Unterhaltung fehlen, und eine Gesellschaft von lauter Männern wird die Abwesenheit des andern Geschlechts bald zu Zoten und zu anderem groben Scherz mißbrauchen. Was man von dem ceremoniösen Benehmen der Chinesen in Gesellschaft sagt, ist bloß körperlich. Sich so oder anders verneigen; den Kopf bald in diese bald in jene Stellung bringen; das Knie beugen, oder es wieder ausstrecken; die Hände jetzt zusammen schlagen, dann wieder von einander breiten: das ist es, worin das Aeußere ihrer Höflichkeit und guten Lebensart besteht, und wer das nicht nach ihrer Weise zu machen weiß, der gilt für ungesittet."

In dem abgemessenen, für alle Fälle vorgeschriebenen Betragen, in dem glänzenden Gefolge, ohne welches sich die vornehmen Mandarinen nie sehen lassen, in den verschiedenen Bücklingen, die jeder Stand ihnen schuldig ist, mit einem Wort in dem Ceremoniel, für dessen Aufrechthaltung ein eigenes Reichsgericht wacht, bestehet die ganze feine Lebensart der Chinesen, um welche wir sie nicht beneiden wollen.

Die oben beschriebenen Feierlichkeiten bei den Hochzeiten, gehören zu diesem Ceremoniel nicht weniger, als die Umgänge bei den Leichenbegängnissen. Das Gesetz schreibt dem Chinesen vor, wie er sich bei einer Hochzeit freuen soll; so verordnet es auch, wie er bei dem Tode der Seinigen klagen und trauern soll. Es scheint fast, als ob die Chinesen es nicht dem Gefühl überlassen haben, Freude und Leid zu äußern; alles ist fest bestimmt, wie ein mechanisches Gesetz.

*) Th. III. S. 423. f.

Die Trauer dauert ordentlicher Weise drei Jahre, oder wenigstens 27 Monate. Während dieser Zeit kann man kein öffentliches Amt verwalten, sondern muß in Stille und Einsamkeit seinen Verlust beweinen. Die Trauerfarbe ist weiß und der Stoff der Kleidung muß um so gröber seyn, je frischer der Schmerz ist. In den ersten tiefen Trauermonaten besteht das Kleid nur aus einem Sack von Hanf. Auch Mütze und Stiefel müssen weiß seyn. Man darf auf keinem ordentlichen Stuhl, sondern nur auf einem schlechten niedrigen Schemmel sitzen; man muß auf bloßen Matten schlafen, sich des Fleisches und Weins enthalten, und keinem Gastmal oder einer öffentlichen Versammlung beiwohnen ꝛc. Erst nach Verlauf einer gewissen Zeit ist es erlaubt auszugehen, und auch dann muß man sich in einer weiß behangenen Sänfte tragen lassen.

Die Trauerceremonien oder Ehrenbezeugungen, die man den Todten selbst erweis't, dauern gewöhnlich sieben Tage. So lange der Verstorbene noch unbedeckt liegt, versammeln sich täglich die Verwandten und Freunde vor seinem Sarge, in einem weiß behangenen Saale. Vor dem Sarge steht ein Tisch mit dem Bildnisse des Verstorbenen, oder mit einem Bret, worauf sein Name eingegraben ist. Auf beiden Seiten sind Blumen, Räucherpfannen und angezündete Wachskerzen. Man begrüßt den Todten, indem man zur Erde niederfällt und sie einigemal mit der Stirn berührt. Dann legt man mitgebrachte Wachskerzen und Räucherwerk auf den Tisch. Die besonders guten Freunde verbinden diese Ceremonien mit Seufzen und Heulen, das man oft sehr weit hören kann. Indem sie diese Pflicht ausüben, tritt der älteste Sohn mit seinen Brüdern hinter einem Vorhange hervor, der zur Seite des Sarges befindlich ist, wirft sich mit dem Gesicht, worauf lauter Traurigkeit zu lesen seyn muß, auf die Erde, und vergießt unter tiefem Stillschweigen häufige Thränen. Hinter dem

Vorhange stehen auch die Weiber, nicht still, sondern mit klaglichem Geschrei klagen. Wenn dieß Alles vorbei ist, stehet man auf, und ein nicht allzu naher Verwandter oder ein Freund des Hauses nimmt die Condolenz an, und bedient die Freunde. Wie er sie vorher an der Pforte empfangen hat, so führt er sie jetzt, nachdem genug geweint ist, in ein anderes Zimmer, wo sie mit Thee, trockenen Früchten und andern Erfrischungen erquickt werden.

Die Chinesen bestatten die Leiche oft erst nach Monaten zur Erde, und bewahren sie in verschlossenen Särgen, bisweilen wohl Jahre lang, in ihren Häusern. Zu diesem Behuf sind die Särge mit Pech und Harz inwendig stark überzogen, und äußerlich gefirnißt oder lackirt, so daß nicht der geringste Geruch durchdringen kann. Auch wird überdieß noch Kalk unter den Körper gelegt, und der leere Raum mit Kattun ausgestopft, so daß der Leib unbeweglich und fast im luftleeren Raume liegt.

Am Tage der Leichenbestattung finden sich alle dazu eingeladenen Freunde ein, und man sorgt dafür, daß der Leichenzug möglichst zahlreich sey. Der Zug wird von Leuten eröffnet, welche aus Papier ausgeschnittene Sklaven, Soldaten, Verschnittene, Löwen, Pferde, Cameele, Schnecken und dergleichen tragen. Darauf folgen Leute mit Standarten, Fahnen, Räuchergefäßen. Andere machen eine ganz klägliche Trauermusik. — In einigen Gegenden ist es gebräuchlich, das Bild des Verstorbenen vor allen andern Dingen voraus zu tragen. Sein Name und seine Würde sind mit großen Buchstaben darauf geschrieben. — Dann folget der Sarg, der mit einem violet seidenen Tuch bedeckt ist, und an dessen vier Ecken weiße seidene, mit Goldfäden durchwirkte Quasten hängen. Die Bahre, auf welcher der Sarg stehet, ist eine so ungeheure Maschine, daß 64 Mann erfordert werden, um sie zu tragen. — Der älteste Sohn, der gleich hinter dem Sarge vor den

übrigen Kindern hergehet, hat einen hanfenen Sack an und muß aus Ehrfurcht für den Vater durchaus ganz krumm gebückt einher schleichen. Darauf folgen die Anverwandten und Freunde in Trauerkleidern, und eine große Anzahl mit weißen Tüchern behangener Sänften, worin die Weiber, Töchter und Sklavinnen des Verstorbenen getragen werden; der Anstand fordert, daß sie insgesammt laut jammern und weinen *).

An dem Begräbnißort werfen sich die Verwandten und Freunde von neuem auf die Erde, weinen und klagen und machen dazwischen Pausen **).

Ist der Sarg mit Erde bedeckt, dann werden Libationen gemacht; die Trauernden stecken um und auf das Grab parfümirte Kerzen und Papierfähnchen, und zünden vergoldetes Papier an; so verbrennen sie auch Pferde, Kleider und Menschen, aber Alles nur von Papier ***). Nach diesen Ceremonien begeben sich die Leidtragenden unter Zelte oder Pavillons, die zu diesem Behuf in der Nähe aufgeschlagen worden sind, und ruhen hier etwas von den Schmerzceremonien aus; zugleich preisen sie den Todten und verzehren die Lebensmittel, welche ihm dargebracht worden waren. Nach geendigter Mahlzeit werfen sich die Betrübten von neuem vor dem Grabe nieder, der Sohn antwortet durch Begrüßungen und alle beobachten ein tiefes Stillschweigen.

Wird ein vornehmer Herr begraben, so sind neben dem Grabe verschiedene Zimmer erbaut, in welchen sich

*) Du Halde a. a. O. S. 78 ff.

**) De Guignes a. a. O. S. 89 ff.

***) Wahrscheinlich wurden in ältern Zeiten wirkliche Menschen und Thiere verbrannt; wenigstens fand man diesen Gebrauch bei den Mantschu noch im 17. Jahrhundert n. C.

die nächsten Verwandten und Freunde einen Monat oder auch länger aufhalten und ihren Schmerz täglich erneuern.

Mit diesen Ehrenbezeugungen hat es noch nicht ein Ende; sondern jährlich werden zum Andenken der Verstorbenen noch zwei andere Ceremonien beobachtet, wobei es nicht weniger schmerzlich und feierlich hergeht. Alle Verwandten (und hierzu gehören alle die einen gleichen Namen führen) *) versammeln sich im Frühlinge im großen Saale der Vorfahren; denn es giebt keine Familie von Ansehen, die nicht einen zu diesem Zweck erbauten Saal haben sollte. Hier wird die Ahnentafel, Wohnung des Geistes genannt, aufbewahrt, auf welcher der Name und Stand des Verstorbenen, so wie der Tag seiner Geburt und seines Todes aufgezeichnet sind. Hier werden fast die nämlichen Ceremonien, wie bei den Leichenbegängnissen beobachtet. Besonders darf das Niederwerfen zur Erde in den Staub nicht fehlen. Auch werden Räucherwerk und Lebensmittel von neuem gespendet.

Die zweite Trauerfeier findet bei dem Grabe selbst statt. Da dieses jeder Zeit außerhalb der Stadt sich befinden muß, so begiebt sich die ganze große Familie nach der Ruhestätte des seligen Chinesen, reißt das Gras aus, fällt nieder, weint und speis't wiederum zu seinem Andenken.

Wir wollen nun die Todten ruhen lassen und das Höflichkeits-Ceremoniel unter den Lebenden anführen, wie es uns De Guignes **) lebhaft geschildert hat. Dieses

*) Die Achtung für die Familie und ihre Ahnen erlaubt den Chinesen nicht, bei dieser Versammlung der Verwandten auf Stand und Rang zu sehen! daher hier Handwerker und Mandarinen, Gelehrte und Bauern ohne Unterschied sich einfinden. Der Aelteste an Jahren hat unter ihnen den Vorrang.

**) A. a. O. Th. II. S. 64.

Ceremoniel ist in China unveränderlichen Gesetzen unterworfen. Niemand wagt es, eine Veränderung damit vorzunehmen. Man glaubt, die Ruhe und Ordnung im ganzen Staate beruhe darauf.

Vor dem Kaiser, als souverainen Herrn betrachtet, muß sich jeder Einwohner des Reichs demüthigen. Was ihm angehört, wird für heilig gehalten. Wenn man mit ihm spricht, bedient man sich eigener, nur dazu erfundener Redensarten. Die Mandarinen erhalten einen Theil dieser Verehrung, weil der Kaiser ihnen einen Theil seiner Gewalt übertragen hat.

Wenn sich zwei Chinesen von gleichem Range begegnen, so verbeugen sie sich gegen einander, geben sich seitwärts, und zwar auf der linken Seite die Hände und schütteln sie; ist einer von ihnen vornehmer als der andere, dann geben sie sich von vorn die Hände, senken und heben sie mehreremale, verneigen sich dann, der eine tiefer als der andere und wiederholen oftmals die Worte: Tsintsie. Tsin-Leao, (ich grüsse Sie.) Gewöhnlich suchen die Mandarinen einander aus dem Wege zu gehen; ist dieses aber nicht möglich, dann steigt der niedere vom Pferde, oder aus dem Palankin, um sich tief vor dem höheren zu beugen; haben beide gleichen Rang, so bleiben beiden sitzen und grüssen sich; sind sie aber zu Fuß, dann dauert das Ceremoniel länger, denn es ist höflich, nicht zuerst wegzugehen.

Wenn ein gemeiner Mann einem Mandarin begegnet, so stellt er sich schnell gerade, läßt die Hände herabhängen und neigt den Kopf ein wenig, er grüßt aber nicht, denn diese übermäßige Höflichkeit kommt ihm nicht zu und eine solche Erhebung über seinen Stand könnte ihm eine Zurechtweisung zuziehen.

Will man mit einem vornehmen Mandarin spre-

chen, oder ihm etwas überreichen, so kniet man nieder, senkt dreimal den Kopf und trägt so seine Angelegenheit vor. Ist der Mensch nicht ganz gemein, so hebt ihn der Mandarin auf, und dann tritt jener ein wenig seitwärts. Spricht man ganz nahe mit vornehmen Leuten, so muß man die Hand vor den Mund halten und sich dabei achtungsvoll verbeugen.

Will ein Chinese irgend Jemanden einen Besuch machen, so sendet er ihm erst ein Kompliment und seinen Namen in einem Billet von rothem, in Form eines Schirmes gefalteten Papier, welches auf dem letzten Blatte ein kleines, triangelförmiges Stück Goldpapier hat. Man kann den Besuch annehmen oder nicht; im letzteren Falle giebt man bloß das Billet zurück, und bittet, der Besuchende möge nicht aus dem Palankin steigen. Hierauf schickt man ihm ein ähnliches Billet, und je schneller dieß geschieht, desto höflicher ist man. Wird aber der Besuch angenommen, dann ist das Ceremoniel ganz ohne Ende.

In allen Höfen vor den Gemächern giebt es drei Thüren; hier werden dann die meisten Complimente gemacht, weil der Kommende nicht durch die Mittelthür gehen will, und es erst nach vielen Umständen thut, indeß der Hausherr durch eine Seitenthür geht. Ist man ins Zimmer getreten, so muß dem Gast ein Stuhl angeboten werden, allein der Hauswirth muß ihn erst leicht abwischen. Sitzt man endlich, so hält man sich gerade, die Hände auf den Knien, die Füße beide in gleicher Entfernung vom Stuhle, ganz ruhig mit ernster Miene.

Die Chinesen geben allemal Thee bei Besuchen, allein sie serviren ihn nicht, wie wir; sie legen die Theeblätter nämlich in eine porzellanene Tasse, gießen kochendes Wasser darauf, bedecken sie dann wieder und reichen sie in einer Art von kupfernen Näpfchen dar. Man muß die Tasse mit beiden Händen fassen und langsam trinken.

Nimmt man Zucker dazu, so rührt man mit dem Deckel um, weil man in China sich keines Löffels bedient.

Will man bei einem Besuche zugleich ein Geschenk machen, so muß man dem Visitenbillet ein Verzeichniß der Geschenke beifügen. Alles stellt man dem Bedienten des Hausherrn zu, welcher das Geschenk erst besieht, wenn der Besuchende fort ist. Man kann Alles, oder nur etwas davon behalten. Im letzteren Fall schreibt man das Behaltene auf einen Zettel und sendet das Uebrige zurück. Es würde sehr unhöflich seyn, wenn man gar nichts behalten wollte.

Manche senden mit dem Visitenbillet bloß das Verzeichniß der Geschenke. Man zeichnet sich nun aus, was einem gefällt, und schickt das Verzeichniß zurück. Dann wird das Bezeichnete erst gekauft und übersandt.

Auch beim Briefschreiben müssen gewisse Formalitäten beobachtet werden. Jeder Brief muß aus nicht weniger, als neun Blättern bestehen und mit Buchstaben von mittlerer Größe geschrieben seyn. Man fängt erst auf dem zweiten Blatte an, und setzt seinen Namen ans Ende unten auf die Seite. Der Name der Person, an welche der Brief gerichtet ist, muß höher stehen, als die übrige Schrift und eine einzige Zeile bilden. Wenn ein Chinese, welcher um einen Verwandten trauert, an Jemanden schreibt, klebt er ein blaues Papier über seinen Namen. Sendet er ein Geschenk, so nimmt er statt des gewöhnlichen rothen, ein weißes Papier. Ein Brief wird der Länge nach gefaltet und in einen Umschlag gelegt, worüber ein Streif rothes Papier gesiegelt wird, mit der Bemerkung, daß sich der Brief inwendig befinde. Hierauf steckt man ihn in eine Papierkapsel, die oben zugesiegelt wird, und schreibt sodann den Namen, Stand und die Wohnung der Person, an welche man ihn senden will.

Auf alle diese Formalitäten legen die Chinesen ein großes Gewicht, und halten andere Nationen, welche sich nicht dazu bequemen, für Barbaren. Ein Europäer dagegen bemerkt, daß die Chinesen durch ihre Feierlichkeit und Höflichkeit im höchsten Grade kleinlich werden; der immerwährende Zwang, worin sie leben, macht sie furchtsam und mißtrauisch, und vom Mißtrauen zur Betrügerei ist nur ein Schritt; daher erklärt sich's auch, daß die Chinesen unter einer glatten und artigen Außenseite, einen falschen und heuchlerischen Charakter verbergen.

7.

Industrie.

Wenn wir die Chinesen in ihren Sitten und Gewohnheiten für lächerlich, kindisch und albern erkennen, so dürfen wir nicht vergessen, daß sie in Rücksicht ihres Fleißes unter allen Asiatischen Nationen am meisten unsere Achtung und Aufmerksamkeit verdienen. In vielen nützlichen Künsten haben sie es seit den ältesten Zeiten ihrer Geschichte weiter gebracht, als alle ihre Nachbaren; und obgleich sie von einer wissenschaftlichen Technologie keine Achtung zu haben scheinen, weil Mechanik und Chemie bei ihnen nur in unzusammenhängenden Handgriffen bestehen: so ist es doch um so mehr zu bewundern, daß sie, ohne Theorie, in der Praxis so viel geleistet haben. Alle Reisenden rühmen die Kunstfertigkeit oder vielmehr die mechanische Geschicklichkeit der Chinesen, und erzählen auffallende Beispiele davon. Die Chinesen haben Uhren auseinander gelegt und wieder zusammen gesetzt, ohne vorher einen Begriff von einer solchen Maschine ge-

habt zu haben; sie haben Europäische Gemälde copirt, ohne unsere Malerkunst zu kennen und dergleichen mehr. Den Compaß, die Bereitung des Schießpulvers, den Gebrauch der Kanonen, die Fabrication des Porzellans, und die Buchdruckerei haben sie viel früher gekannt als die Europäer, und es ist wenigstens nicht unmöglich, daß einige, bis zu unseren Welttheilen gedrungene Nachrichten von ihren Künsten die Veranlassung wurden, daß unsere Künstler sie nacherfanden.

Bei aller Geschicklichkeit der Chinesen aber scheinen sie nie über den Punkt, den der Zufall sie in den Künsten erreichen ließ, hinaus gegangen zu seyn, und wenn es je in ihrer Geschichte eine Periode gab, wo der Erfindungsgeist und das Genie unter ihnen lebendig waren, so ist sie doch längst vorübergegangen, und die Nation, wie es scheint, seit vielen Jahrhunderten nicht weiter fortgeschritten. Geist und Genie sind unter ihnen versteint; nur die mechanische Fertigkeit erhält sich noch in Beweglichkeit unter ihnen.

Das erste Element aller geselligen Cultur, der Ackerbau, hat unter den verschiedenen Zweigen der Industrie in China sich am weitesten ausgebreitet und genießt auch unter allen Staaten, die auf Civilisation Anspruch machen, dort die meiste Ehre. Der Kaiser, um den Bauernstand öffentlich zu ehren, umpflügt mit eigener Hand in jedem Frühlinge ein kleines Feld. Dieß ist keine leere Ceremonie, denn der Kaiser führt den Pflug beinahe eine Stunde lang. Nach dem Kaiser ziehen in seiner Gegenwart auch die Prinzen und die vornehmsten Staatsbeamten jeder einige Furchen und der Kaiser sowohl, als seine vornehmen Gehülfen sind bei dieser Feldarbeit in Bauerntracht gekleidet. Die Erndte, welche dieses also bestellte Feld trägt, wird mit der größten Sorgfalt eingesammelt, und übertrifft, wie jedesmal mit Pomp bekannt gemacht wird, an Ertrag und an

Güte Alles, was in demselben Jahre Felder von gleichem Umfange im ganzen Reiche geliefert haben. Die Feier dieses Ackerfestes wird durch's ganze Land angezeigt, damit auch der geringste Bauer erfahre, daß sein Stand vom Kaiser selbst hoch geachtet ist, und daß er, um dieß förmlich zu erkennen zu geben, in dieser edlen Handtierung sich ihnen öffentlich gleichstellt *). — In den Provinzen wird von den Gouverneuren zu gleicher Zeit ein Ackerfest durch prachtvolle Prozessionen gefeiert **).

Durch die öffentliche Aufmunterung und durch zweitausend jährige Sitte ist der Ackerbau auch zu einer seltenen Höhe gediehen und wird in den culturfähigen Provinzen mit musterhaftem Fleiße betrieben. Das Feld wird dort so sorgfältig, als bei uns die Gärten bearbeitet; man sieht kaum eine Handbreit Land, die nicht benutzt wäre, und selbst die Wege sind schmal, damit auch durch sie dem Ertrage des Bodens so wenig als möglich entzogen werden möchte ***). Selbst die Niederungen an der See, die aus angespültem Erdreich entstanden sind, werden sorgfältig bepflanzt, und jede noch so geringe Quelle, die von den benachbarten Anhöhen herunterrieselt, wird zur Wässerung der Pflanzungen benutzt ****). — Auf den felsigten Bergen brechen die Chinesen die Steine aus und machen davon kleine Mauern, ihre Terassen zu unterstützen. Diese füllen sie mit guter Erde aus und säen Getraide hinein †).

Die Beschreibung des Ackerbaues in China würde

*) Staunton l. c. Th. II. S. 126.

**) Du Halde l. c. Th. VII. S. 32 f.

***) Staunton Th. I. S. 300.

****) Ebendaselbst S. 295.

†) Du Halde l. c. Th. VII. S. 31.

eine eigene Abhandlung erfordern; hier, wo uns der Raum beschränkt ist, müssen wir uns begnügen einige kurze Notizen mitzutheilen, welche die Reisenden über diese wichtige Angelegenheit aufgezeichnet haben.

Staunton *) sah ein Stoppelfeld, wo das Kafferkorn (Holcus sorghum) bereits eingeerndtet war, und das von Neuem bestellt wurde. Man verfuhr dabei, wie die Chinesen bei allen ihren Handarbeiten thun, sehr methodisch, nämlich auf folgende Art: Der Arbeiter geht die Furche entlang und lüftet mit einer Hacke wechselsweise zur Rechten und zur Linken die Stoppeln. Der zweite Arbeiter folgt dem ersten auf dem Fuße nach, hebt die Stoppeln vollends aus, klopft das an den Wurzeln hängende Erdreich los und legt die Stoppeln in Haufen. Der dritte Arbeiter lockert das Erdreich zwischen den Furchen mit einer Hacke auf, da es sich dann mit einem einzigen Büffel umpflügen läßt. Die Stoppelhaufen werden manchmal auf dem Felde verbrannt und die Asche wird dann als Dünger ausgestreuet. — Da alle Felder unablässig, Jahr aus Jahr ein, bebauet werden: so ist das Erdreich so mürbe, daß es sich mit dem leichtesten Pfluge ackern läßt. Wo vollends der Boden nicht schwer ist, da braucht man weder Ochsen noch Pferde dazu, sondern es spannen sich Männer und Weiber vor den Pflug und ziehen ihn ohne Beschwerde. Er hat keine Pflugschaar, sondern ist von der einfachen Gestalt des, in manchen Ländern von Europa üblichen sogenannten Hakens; die Spitze, welche die Stelle der Pflugschars vertritt, ist am hintern Ende ein wenig aufwärts gekrümmt, und diese Krümmung thut mit unserm Streichbrete gleiche Dienste. Manchmal ist diese Spitze von Eisen, oft auch nur

*) Th. III. S. 299.

von hartem sogenannten Eisenholze (von Mimusops elengis?) *)

Das Ackerfeld ist nicht, wie bei uns, in Furchen und Rinnen bestellt, sondern durchaus eben. Unsere Methode mag in sofern ihren Nutzen haben, daß sie, bei überflüssiger Nässe, das Ablaufen des Wassers befördert: wenn man aber behauptet, daß dadurch zugleich Grund und Boden, folglich auch die Erndte vermehrt werde, so ist das ein Irrthum; denn wenn gleich die Furche zwei Seiten hat, so finden doch auf beiden zusammen genommen nicht mehr Pflanzen Raum, als auf der ebenen Grundfläche der Furche stehen könnten, und überdieß schadet die ungleiche Vertheilung der Erde der Saat; besser werden Gras und Korn auf einer gänzlich ebenen, als auf einer mit Furchen durchzogenen Fläche stehen.

Alles Korn wird in China nicht ausgesäet, sondern gesteckt, und dadurch nicht nur an der Erndte gewonnen, sondern auch an Saat erspart. Die Chinesen wissen, daß, wenn man den Saamen im Wurf ausstreuet, nicht nur manches Korn verloren geht, sondern daß auch das Getraide unvermeidlicher Weise an einer Stelle dichter, als an der andern steht, dadurch aber sehr ungleich zuträgt; und da zum Stecken der Saat Weiber und Kinder gebraucht werden können, so findet das Wurfsäen hier nur noch in wenig einzelnen Fällen Statt. Einer der Mathematiker der Englischen Gesandschaft berechnete, daß von dem Korn, welches in Vergleichung zum Wurfsäen gegen das Stecken durch ganz China jährlich erspart wird, alle Einwohner von Großbrittanien das Jahr hindurch würden leben können.

*) Die in Staunton's Reisen mitgetheilte Abbildung des Chinesischen Pflugs gleicht auffallend dem Pfluge der Lettischen Bauern in Curland.

Man scheint es nicht aus der Acht gelassen zu haben, daß auch auf die Richtung etwas ankommt, nach welcher das Korn gesteckt wird. Daher verordnet das Chinesische Gesetz das bei der jährlichen Feier des Ackerfestes der Kaiser mit dem Gesicht nach Süden zu stehen und so, den Pflug mit der rechten Hand führend, die Furchen ziehen solle *).

Auf die Erhaltung und Einsammlung des Düngers wenden die Chinesen eine große Sorgfalt. Da die Viehzucht bei ihnen nicht stark getrieben wird, so sorgen sie dafür, daß von den Excrementen der Menschen und, selbst der Vögel, so wenig als möglich umkomme. In den Städten und auf den Landstraßen, an den Ufern der Flüsse und der Kanäle, kurz überall, wo Gelegenheit dazu vorhanden ist, sieht man eine unsägliche Menge abgelebter Männer und Weiber, desgleichen Kinder damit beschäftigt, alle Unreinigkeiten und Abgänge, die zur Düngung dienen können, vermittelst eines Rechens von der Erde aufzunehmen und in einen Korb zu sammeln, den sie vor den Leib gebunden tragen. — Die Chinesen halten (wie die Römer, dem Columella zufolge,) die menschlichen Excremente für die kräftigsten aller Düngerarten. Sie vermischen sie mit einer großen Quantität fetter Lehmerde und machen dann Kuchen daraus, die in der Sonne getrocknet werden. Mit dergleichen Düngkuchen wird ein förmlicher Handel getrieben. Der Landmann wendet sie aber nie in trockener Gestalt an, sondern wirft sie in eine wasserdicht gemachte Grube mit Laub und Wurzeln, mit Uferschlamm, mit allem möglichen Abgang aus der Küche und dem Hauswesen zusammen, und gießt, so viel er habhaft werden kann, Mistjauche, Urin und auch bloßes Wasser hinzu. Ist Alles dieses durch Fäulniß in eine breiartige Masse aufgelöset, so wird der gepflügte und zubereitete Acker damit be-

*) Die herrschenden Winde jedes Ortes müssen hierüber entscheiden und die Furchen so gezogen werden, daß die schädlichen Winde nicht gerade durch die Stadt hinwehen können.

sprengt. Damit auch von dem Hauptbefruchtungsmittel nirgends das mindeste verloren gehe: so findet man längs den Landstraßen und Kanälen, auf den Höfen und zwischen den Ackerfeldern, überall große irdene Gefäße bis an den Rand in die Erde gegraben, in welche der Arbeiter und der Vorübergehende sich ihrer Nothdurft entledigen. Alle diese einzelnen Gefäße werden von Zeit zu Zeit in größere gemauerte Behälter ausgeleert, die zu diesem Behuf in der Nachbarschaft der Landstraßen, besonders unweit der Dörfer angelegt sind, und um die Verdünstung zu verhüten, wird schichtweise Stroh darauf gestreuet. Der Hauptbestandtheil dieser Masse steht, als Dünger betrachtet, in solchem Werthe, daß man, wegen ihres persönlichen Beitrages zu demselben, auch die abgelebtesten Leute in einer Familie nicht umsonst zu füttern glaubt.

Indeß kann auch bei der größten Sparsamkeit und Industrie, doch nicht so viel Dünger zusammen gebracht werden, daß alles urbare Land damit zu bestellen wäre, und deshalb wird er vornehmlich nur beim Anbaue der Küchengewächse, bei der Blumencultur und bei der Obstzucht angewendet. Bei den Kornfeldern, die wenig gedüngt werden, suchen sich die Chinesen durch Vermischung der Erdarten zu helfen. Wo der Boden allzu fest ist, da bringen sie Sand hin, und Lehm wo er allzu locker befunden wird; wenn dadurch zur Fruchtbarkeit der Grund gelegt ist, so befördern sie solche vollends durch eine wohleingerichtete unablässige Wässerung. Doch benutzen sie den Dünger in so fern zum Besten des Korns, daß sie jede Saat in Mistjauche einweichen, bis sie anfängt zu keimen. Der Chinesische Bauer behauptet, daß hiervon die Saat schneller und kräftiger wachse, und daß die jungen Pflanzen von Ungeziefer frei bleiben *).

Die Kunst, das Land zu wässern, macht von der Acker-

*) Staunton Th. III. S. 392 f.

wirthschaft der Chinesen einen Hauptbestandtheil aus. Man bedient sich hierzu entweder sinnreich erfundener Schöpfräder, oder die Bewässerung wird auch durch Menschen auf eine einfache aber mühsame Art bewirkt. Wo das Feld mit dem Ufer des Flusses ziemlich von gleicher Höhe ist, da schöpfen zwei Männer aus dem Flusse mit einem wasserdicht geflochtenen, flachen Korbe, der an Stricken hängt, und werfen und schleudern, vermittelst einer schnellenden Bewegung, das Wasser in ein höher gelegenes Bassin, von welchem es dann, durch kleine Gräben, die nach Willkür gestauet werden können, auf die benachbarten Felder geleitet wird. Zu eben diesem Zweck bedient man sich auch des Ziehbrunnens, der mit dem in mehrern Europäischen Ländern üblichen, von ganz gleicher Einrichtung ist, und bloß einen wasserdicht geflochtenen Korb statt des Eimers hat. Nächst dieser einfachen Methode kennen und gebrauchen die Chinesen auch die sogenannte Kettenpumpe. Die Einrichtung derselben weicht von der unsrigen vornämlich darin ab, daß die Kammern nicht rund, sondern viereckig sind. Ein ausgehöhlter Holzstamm, der vermittelst einer hölzernen Scheidewand, seiner ganzen Länge nach in zwei gleiche, senkrecht über einander liegende Rinnen getheilt ist, macht die Röhre der Pumpe aus. Vor der obern sowohl, als vor der untern Mündung dieser Röhre befindet sich ein kleines Rad. Ueber diese beiden Räder weg, und längs der ganzen Röhre läuft eine Kette, die von Distanz zu Distanz durch kleine viereckige Bretchen durchgeht, welche mit dem innern Raume der Röhre von ganz gleicher Größe sind, und folglich genau an die Seitenwände derselben anschließen; diese Bretchen heißen die Heber. Soll nun die Pumpe arbeiten, und zwar soll sie viel Wasser liefern, so daß mehrere Arbeiter dazu nöthig sind, so steckt man durch das obere Rad eine ziemlich lange Achse oder einen Wellbaum, der mit Tritten, die in Gestalt eines T daraus

hervorragen, versehen ist. Dieser Wellbaum läuft an jedem Ende in einen ausgehöhlten Klotz; von diesen beiden Klötzen geht eine Stütze in die Höhe, an welche ungefähr vierthalb Fuß hoch über dem Wellbaum und in gleicher Richtung mit demselben, eine Stange befestiget ist. An diese Stange halten sich die Arbeiter mit den Händen, während sie den Wellbaum treten und dadurch das Rad in Schwung bringen. Indem nun das Rad die Kette in Bewegung setzt, wirken die daran befestigten Bretchen oder Heber, wie eine Reihe auf einander folgender Ventile, und stoßen in die Röhre oder Rinne, worin sie laufen, ohne Unterlaß eine Säule Wasser vor sich her in die Höhe. Diese Art, die Kettenpumpe in Bewegung zu setzen, wird vornämlich bei größeren Unternehmungen angewendet, z. B. zu Austrocknung niedriger, morastiger Gegenden, oder um aus einem niedrigeren Teiche den Wasserstand eines höher gelegenen zu vermehren und dergleichen. Wird weniger Kraft erfordert, so läßt man die Arbeit durch einen einzigen Büffel verrichten, der zu dem Ende ein großes horizontales Kammrad herumtreiben muß, durch dessen Zähne die Rolle oder das Rad, über welches die Kette mit den Hebern läuft, in Bewegung gesetzt wird. Eine dritte, noch kleinere Gattung wird, vermittelst einer an der Achse des Heberades angebrachten Kurbel, mit der Hand gedrehet. Eine solche kleine Handpumpe hält sich jeder Bauer, sie ist ihm so nöthig als unsern Bauern der Spaten; deßhalb nährt sich auch in China eine große Menge Menschen bloß vom Pumpenmachen.

Noch erwähnt Staunton *) eines Schöpfrades, das bei der Bewässerung treffliche Dienste leisten muß. Die Achse dieses Rades, ungefähr zehn Fuß lang, ruht auf zwei Pfählen von hartem Holze, die in den Fluß in senkrechter Richtung gegen das Ufer eingeschlagen werden. Der

*) Th. III. S. 412 f.

äußere Umfang des Rades besteht aus einem doppelten Kreise von Felgen (oder Kränzen), von denen der innere, nach dem Ufer zugekehrte, ungefähr 15 Zoll weniger im Durchmesser hält; als der äußere; die aber beim Umschwunge des Rades beide ins Wasser tauchen. An jedes Ende der Asche in eine Reihe von 16 bis 18 Speichen eingesetzt, die schräg nach den beiden Felgenkreisen hinaufgehen und sich, ungefähr auf zwei Drittel des Weges dahin, durchkreuzen, indem der eine Strahl der Speiche, die ans Uferende der Achse befestiget ist, nach dem äußeren, der andere Strahl hingegen, der am Stromende der Achse eingelassen ist, nach dem inneren Felgenkreise hingeht. Vermittelst dieser Durchkreuzung bildet jede Doppelspeiche zwei, mit der Spitze einander zugekehrte Dreiecke, von denen das unterste, bei weitem größte, die Achse zur Basis hat. An das obere Ende der Speiche ist ein Schuß oder Gelenk von ausgehöhltem Bambusrohr befestigt, welches, unter einem Winkel von 25 Grad geneigt, von dem äußeren nach dem inneren Felgenkreise hinüberreicht. Von diesem ausgehöhlten Bambusrohre bis zu dem Punkte, wo die Speichen sich kreuzen, ist der Zwischenraum, (der ein umgekehrtes Dreieck vorstellt,) wie ein Windmühlenflügel mit einem Flechtwerk von Bambusrohr ausgefüllt. Dieses Flechtwerk macht nun die Schaufel oder das Streichbret aus, gegen welches die Strömung des Flusses drückt und dadurch das Rad in Umschwung bringt. Indem dieß geschieht, füllen sich die ausgehöhlten Bambusröhre, als so viel Schöpfbutten, mit Wasser an und behalten es, ihrer Stellung nach, in sich, bis sie, dem Schöpfungspunkte gegenüber, oben in die Höhe gelangen. Hier gießen sie es in eine Rinne aus, vermittelst welcher es, zu jedem beliebigen Gebrauche, weiter geleitet wird. — Noch ist ein innerer Kreis oder Ring von Bambusrohr angebracht, der den Speichen, da, wo sie einander durchkreuzen, zum Befestigungspunkt dient. — Ein nicht gemeines Verdienst an dieser Maschine

ist dieses, daß sie, die Pfosten und die Achse abgerechnet, durchaus nur aus Bambusrohr besteht, und daß weder ein Nagel noch eine Schraube, noch ein Band, mit Einem Worte, nicht das mindeste Eisenwerk dazu erfordert wird, Felgen, Speichen, der innere Ring, die Schöpfbutten, die Schaufeln, Alles ist mit längeren oder kürzeren Enden von Bambusrohr, wie mit Bast zusammen gebunden. Hier sind also die äußerste Wohlfeilheit und Leichtigkeit mit großer Festigkeit und Dauer gepaart.

Dergleichen Schöpfräder sind, je nachdem das Wasser mehr oder minder hoch gehoben werden soll, von 20 bis 40 Fuß im Durchmesser. Es kann bei 30 Fuß wohl zwanzig Schöpfbutten tragen, jede vier Fuß lang und, im Lichten, zwei Zoll weit. Eine solche Butte hält 138, zwanzig Butten also 2760 Quadrat-Zoll Wasser. Nun würde ein Fluß von mittelmäßig schneller Strömung ein solches Schöpfrad in einer Minute viermal herumtreiben, folglich 11,072 Quadratzoll Wasser liefern, das betrüge also jede Stunde 664,320 Quadratzoll, mithin in 24 Stunden über 300 Tonnen, welches mehr ist, als irgend eine der jetzt bekannten ähnlichen Maschinen giebt. Das sogenannte Persianische Wasserrad, wo die Schöpfbutten frei an den Felgen hängen und das im südlichen Frankreich, desgleichen im Tyrol allgemein üblich ist, kommt dem Chinesischen am nächsten, ist aber weder so einfach und so sinnreich, noch auch bei weitem so wohlfeil. In Tyrol giebt es zwar ein Wasserrad, welches an der ganzen Peripherie hohle Schaufeln hat, es kommt aber an Wirkung nicht einmal dem Persianischen, geschweige denn diesem Chinesischen Schöpfrade gleich.

Auch diese wenigen, abgerissenen Nachrichten von der Cultur des Bodens, mit welcher die Chinesen die Cultur des Wassers, möchte man sagen, verbinden, werden hinreichen, bei unsern Lesern Aufmerksamkeit auf den Chi-

nesischen Ackerbau zu erwecken. Wir könnten noch mehrere Beweise von der Sorgfalt und dem Fleiße der Chinesen in diesem Fache der Industrie aus Staunton's Reisen anführen, der hierüber sehr interessante Bemerkungen mittheilt, wenn es uns nicht an Raum gebräche.

Wir wollen nur noch das Urtheil Barrow's anführen, das er über die Chinesische Agricultur fällt. „Im Ganzen genommen, sagt er *), wenn ich meine Meinung darüber sagen soll, was die Chinesen als Landwirthe für Verdienste besitzen, so würde ich nicht anstehen, zu behaupten, daß, wenn man einem ihrer Bauern so viel Land gäbe, als er und seine Familie mit dem Spaten umgraben können, er das Land mehr nutzen und darauf mehr zum Unterhalt des Menschen hervorbringen würde, als irgend ein Europäer im Stande ist; aber wenn man einem Pachter funfzig oder hundert Morgen des besten Landes in China um mäßige Zinsen gäbe, so behaupte ich, daß er so wenig vermögend seyn würde, den Betrag dieser Zinsen dreimal daraus zu gewinnen, worauf Brittische Pächter gewöhnlich ihre Rechnung machen, daß er kaum im Stande wäre, seine Familie zu erhalten, wenn er das nöthige Arbeitslohn für den Anbau des Gutes bezahlt hätte. — Es giebt keine großen Pachtgüter in China. Die Einwohner genießen jeden Vortheil, der damit verbunden seyn kann, daß die Ländereien ziemlich gleichförmig vertheilt sind, u. s. w."

Der Gartenbau der Chinesen ist, in Rücksicht auf Erzeugung der verschiedenen Gemüsegattungen, musterhaft zu nennen; bei jedem Bauerngehöfte ist ein Stück Land mit Küchengewächsen bepflanzt, die mit der größten Sorgfalt gepflegt werden. In der Baumzucht sollen die Chinesen aber noch ziemlich unerfahren seyn.

*) Th. II. S. 255.

Wichtige Zweige der Agricultur sind noch: der Tabaksbau, die Zucker-, Indigo- und Maulbeerplantagen, die Baumwollenzucht und der Theebau. Von dem letzten wollen wir, unserm Versprechen gemäß *) hier das Wichtigste anführen.

Man findet den Thee nicht leicht in den Ebenen und Niederungen, weil diese größten Theils zum Reißbau gebraucht werden, sondern nur in Berggegenden förmlich angepflanzt. Dort wird der Saame, in geradliniger Richtung, vier Fuß weit auseinander gesteckt und das Land ganz rein gehalten; der Strauch macht keinen eigentlichen Stamm, sondern sproßt vielzweigig aus der Erde hervor, wie bei uns der Rosenstrauch. Man läßt ihn nicht hoch wachsen, um die Blätter desto bequemer abpflücken zu können; welches zuerst im Frühjahre und dann im Sommer noch zweimal geschieht. Der mehrere oder mindere Wohlgeschmack des Thee's hängt theils vom Erdreich, theils vom Alter und von der Zubereitung der Blätter ab. Zu der geringsten Sorte, die der gemeine Mann trinkt, nimmt man die größten und ältesten Blätter ohne weitere Zubereitung, als daß man sie welk werden läßt; weßhalb auch der Aufguß davon mehr einen grasartigen, als den eigenthümlichen gewürzhaften Geschmack der feineren Sorten hat. Bei diesen letzteren hingegen verfährt man mit desto größerer Sorgfalt. Jedes einzelne Blatt wird nämlich von den Weibern, welche diese Arbeit verrichten, zwischen den Fingern zusammengerollt, da es dann ungefähr die Gestalt bekommt, die es vor seiner Entfaltung auf dem Stamme hatte, dann wird es über einem gelinden Kohlfeuer gedörrt, bis alle Feuchtigkeit verdunstet und das Blatt ganz kraus ist. Das Trocknen geschieht auf irdenen oder eisernen (nie auf kupfernen), Platten, die zu diesem Ge-

*) S. oben Seite 163.

brauche hier zu Lande ungleich dünner gemacht werden, als man sie in Europa zu machen versteht. Die Farbe und der zusammenziehende Geschmack des sogenannten grünen Thee's, die man irrig dem Kupfer hat beimessen wollen, sollen bloß davon herrühren, daß die Blätter ganz jung gepflückt werden, und alsdann, gleich einer unreifen Frucht grün und herbe sind. Nach dem Trocknen wird der Thee in große, mit dünnen Bleiplatten, deßgleichen mit einem großblättrigen, getrocknetem Kraute ausgelegte Kisten gepackt, oder vielmehr von den Arbeitern mit nackten Füßen eingetreten *).

Der Thee wird in China selten weiter nach Norden, als bis zu 30 Grad N. Br. gefunden.

So große Sorgfalt die Chinesen auf die Cultur des Bodens und Benutzung der Pflanzen verwenden, so sehr ist im Ganzen die Viehzucht vernachlässiget. Das Schwein ist das Lieblings-Hausthier der Chinesen, weil es wenig Pflege erfordert und ein Fleisch giebt, das ihnen am wohlschmeckendsten zu seyn scheint. Die Chinesen verstehen es zu salzen und zu räuchern und die Schinken sind von vorzüglicher Güte.

Die größte Sorgfalt verwenden sie auf die Entenzucht, von der sich eine Menge Menschen ernähren, so zwar, daß Einige bloß mit den Eiern, Andere mit jungen, Andere mit ältern Enten handeln. Die Enten werden hier bekanntlich auf Oefen, in eigends dazu eingerichteten Kasten ausgebrütet. Die Kasten sind mit Sand gefüllt, und darein werden die Eier nach der Ordnung gelegt. Bei dem Einheizen des Ofens wird eine große Genauigkeit und eine wahrhaft Chinesische Geduld erfordert, um den gleichen Grad der Wärme ununterbrochen zu erhalten. Die also ausgebrüteten jungen Enten werden mit vieler Vorsicht auf-

*) Staunton Th. III, S. 384 f.

gezogen, und ihre Nahrung nach dem verschiedenen Alter ausgewählt. Diese gute Erziehung soll den Enten, die bei uns ziemlich dumm sind, in China mehr Gelehrigkeit geben, so daß sie dort sowohl auf den Pfiff der Wärter, als auch auf die Leitung der alten Enten sehr aufmersam sind, und ihre Sampane, oder Flöße von Bambusrohr, von allen andern zu unterscheiden wissen *).

Die Wasservögel sind den Chinesen überhaupt von vielfältigem Nutzen; sie fangen sie, indem sie bis an den Hals ins Wasser gehen, und den Kopf in einem ausgehöhlten Kürbiß verbergen. So nähern sie sich langsam den Vögeln, und ziehen sie bei den Füßen ins Wasser hinab; eine Methode, die auch bei den Insulanern der Indischen Gewässer bekannt ist. Unter den Wasservögeln bringt den Chinesen vorzüglichen Nutzen der sogenannte Chinesische Fischervogel, eine Art Kropfgans, in China Leut-sa genannt. Der Doktor Shaw hat diesen Vogel, nach einem Exemplar, welches die Gesandschaft mit nach Europa brachte, folgender Maßen charakterisirt: Der braune Pelican (oder Kropfgans) mit weißer Gurgel, weiß und braun geflecktem Bauchgefieder, rundem Schwanze, blauem Augenstern und gelbem Schnabel. — Mit dieser Kropfgans wird auf einem See, neben dem großen Canal, auf Tausenden von Booten und von Holzflößen, Fischerei getrieben. Jedes dieser Boote und Flöße führt zehn bis zwölf solcher Vögel, die auf ein Zeichen des Eigenthümers untertauchen und mit einer Last von Fischen beladen, über die man erstaunen muß, wieder aus der Tiefe heraufkommen. Bekanntermaßen haben sie unter dem Schnabel eine Haut, die sich in Form eines Beutels ausdehnen läßt, und diese ist der Behälter, in welchen sie Alles,

*) Zimmermann's Taschenbuch der Reisen, LX. Jahrgang I. Abth. S. 193.

was sie fangen, hineinfallen kann, ohne sich das mindeste davon zuzueignen. Sie werden dazu ordentlich, wie bei uns die Jagdhunde, dressirt. — Die Boote, mit welchen diese Art von Fischerei getrieben wird, sind von so leichtem Holze gebaut, daß zwei Männer den Kahn bequem nach dem Ort des Fanges hintragen können. Die Vögel sitzen dabei oben darauf *).

Wir müssen bei dieser Gelegenheit noch eine andere seltsame Art von Fischerei erwähnen, welche die Industrie der Chinesen erfunden hat. An eine Seite des Fischerkahns wird ein weiß angestrichenes Bret, das sich auf und nieder bewegen läßt, mit der äußern Ecke nach dem Wasser hinabgeneigt, unter einem Winkel von 45 Grad befestiget. In einer mondhellen Nacht legt nun der Fischer seinen Kahn mit der Seite, an welcher das Bret befestiget ist, nach dem Monde hin, so daß dieser gerade auf das Bret scheine; durch den ausnehmenden Glanz des Bretes gelockt, springt der Fisch, der es für eine helle Stelle im Wasser ansieht, auf das Bret, da denn der achtgebende Fischer, so wie auf dem Vogelheerde der Vogelsteller, nur an der Schnur des Bretes ziehen darf, um, vermittelst einer schnellenden Bewegung desselben, den Fisch ins Boot zu schleudern **).

Zu demjenigen Theil der Industrie, der sich auf die Gewinnung der Naturprodukte bezieht, gehört auch der Bergbau. Von der Art, wie er in China betrieben wird, wissen aber die Reisenden wenig zu sagen. Er muß jedoch nicht unbeträchtlich seyn, da hier, Platina ausgenommen, alle Metalle gefunden werden. — Den Schmelzungs- und Scheidungsprozeß mögen sie bei weitem nicht so gut verstehen, als wir, aber wie sie es auch anfangen, so wissen

*) Staunton Th. III. S. 322. f.

**) Staunton l. c. S. 330.

sie doch jedes Metall eben so gut zu läutern, als, nach Maaßgabe dessen, was sie daraus machen wollen, es zu versetzen und zu mischen. Gold wird mehr seiner Seltenheit wegen geschätzt, als wirklich gebraucht, und deshalb werden auch goldhaltige Bergwerke nicht leicht gebauet. Man begnügt sich mit Waschgold, welches namentlich in den Provinzen Yun-nan und Se-tschuen die Flüsse liefern. Es ist von blaßgelber Farbe, milde und dehnbar. Ein großer Theil wird zur Blattgold geschlagen und theils zur Vergoldung der Götzenbilder angewendet, theils auf Papier geklebt und dieses in den Tempeln oder bei Leichenbegängnissen als Opfer verbrannt. Die goldenen Armbänder, die man hier und da sieht, werden mehr der Gesundheit wegen, als zum Staute getragen, weil man das Gold als ein Präservativ gegen mancherlei Krankheiten ansieht. — Silber kommt an Zahlungsstatt in Barren vor, wird aber auch in Seiden- und Baumwollen-Manufacturen gebraucht. Die Galanteriewaaren aus Silberfiligran sind ungemein schön. — Ihr Glockengut enthält zu dem Kupfer einen weit größeren Zusatz von Zinn, als anderwärts, daher ihre Glocken heller als die unsrigen klingen, aber auch spröder sind. Von ihrem weißen Kupfer haben wir bereits oben gesprochen. Mit dem Eisenschmelzen wissen die Chinesen nicht zum besten Bescheid, daher ihr Eisen weder so milde, noch so gut zu schmieden, noch so zähe, als das unsrige. Was ihre Schmiede machen, ist plump gearbeitet, hat nicht die mindeste Politur und ist spröde. Dagegen verstehen sie sich auf Verfertigung des Gußeisens besser und können namentlich Platten ungleich dünner gießen als wir. — Glas wissen sie nicht zu verfertigen, daher die Glaswaaren aus Europa eingeführt werden. Die Brillen, die in China sehr in Gebrauch sind, werden aus Krystall verfertiget. Man schneidet den Bergkrystall vermittelst eines Fadens in

dünne Blättchen. An ein optisches Verfahren ist dabei nicht zu denken.

In der veredelnden Industrie oder in Verarbeitung der Naturprodukte haben die Chinesen die neueren Europäer nicht erreicht; aber alle ihre nützlichen Künste sind bei weitem älter als bei uns. So kannten sie schon seit Jahrtausenden den Kompaß und das Schießpulver; gleichwohl haben sie jenem nicht die Entdeckung ferner Welttheile zu verdanken, so wie sie dieses noch jetzt weniger als wir im Kriege anwenden. Sie haben Kanonen und Luntenflinken, aber ihre vorzüglichen Waffen sind Bogen und Pfeile.

Die Verfertigung irdener Gefäße, in sofern sie auf Zubereitung der Materialien ankommt, ist von ihnen bis zur Vollkommenheit gebracht vorden; doch sind ihre Formen geschmacklos. Gleich gut verstehen sich die Chinesen auf die Färberei und Fabrication von Lack. Das Weben seidener Zeuge verliert sich in China so tief ins Alterthum, daß die Geschichte den Ursprung dieser Kunst nicht kennt, wohl aber findet man in den Chinesischen Jahrbüchern die Periode angezeigt, wenn die Baumwollenstaude zuerst aus den nördlichen Gegenden Indiens in die südlichen Provinzen von China gebracht wurde.

Unter allen mechanischen Künsten scheinen sie die größte Vollkommenheit in der Bearbeitung des Elfenbeins erreicht zu haben. Nichts kann schöner seyn, als das offene Schnitzwerk an einem Chinesischen Fächer, deren Stäbe einzeln mit der Hand geschnitten zu seyn scheinen; denn man mag ein Muster verlangen, wie man es will, ein Wappenschild, oder einen verzogenen Namen, so wird der Artikel in sehr kurzer Zeit nach der vorgelegten Zeichnung verfertiget. Die beiden äußern Stäbe sind voll kühner scharfer Arbeit, wo das Messer dergestalt unter der Oberfläche geschnitten haben muß, daß es nur von einer Meister-Hand geführt werden konnte. Dennoch kann man die vollendetsten und schönsten

dieser Fächer in Canton für 5 bis 6 harte Thaler kaufen. In eine gediegene Elfenbeinkugel, die ein Loch hat, das nicht größer als einen halben Zoll im Durchmesser ist, schneiden sie zehn bis funfzehn unterschiedene hohle Kugeln, eine in der anderen, die alle lose sind und sich herumdrehen lassen, wie man will; und jede derselben ist eben so von allen Seiten durchbrochen, wie die Fächerstäbe. — Modelle von Tempeln, Pagoden und anderen Gebäuden, werden schön in Elfenbein gearbeitet; und aus den Spänen, welche sie mit Stücken von Federspulen durchflechten, machen sie niedliche Körbe und Hüte, die so leicht und biegsam sind, als wären sie von Stroh *).

Wir haben oben unter den Pflanzen China's das Bambusrohr nicht angeführt, indem diese Holzart in ganz Süd- und Ost-Asien so gemein ist, als bei uns die Fichte. Hier, im Kapitel von der Industrie müssen wir desselben erwähnen, weil es ein so überaus nutzbares Gewächs ist, und zu tausend Dingen gebraucht wird, daß man beinahe sagen könnte: die Chinesen wissen aus Bambusrohr Alles zu machen. Sie brauchen es bei ihren Häusern und zum Hausgeräthe, indem die Wände, das Dach, ꝛc., so wie Stühle, Tische, Schirme, Bettgestelle, Betten ꝛc. davon gemacht werden. Auf den Schiffen braucht man es zu Stangen, Segeln, Kabeltauen, Takelage und zum Kalfatern. Beim Ackerbaue zu Karren, Schubkarren, zu Wasser- und Schöpfrädern, zu Zäunen, zu Getraidesäcken und zu allerlei andern Erfordernissen. Die jungen Sprossen sind eine Speise, und die Lichtdochte werden aus dessen Fibern gemacht. Es schmückt den Garten des Fürsten, und deckt die Hütte des Bauern; — und in der Hand der Macht ist es das Werkzeug, welches das ganze Reich ich Furcht setzt; denn dieses Volk von Philosophen wird durch die Bastonnade in Ordnung erhalten.

*) Barrow l. c. Th. 1. S. 371.

Auch Papier weiß der Chinese aus Bambusrohr zu bereiten; doch braucht man in den Papiermanufacturen auch das Stroh von Reiß und andern Getraidearten, die Rinde des Maulbeerbaumes, die Baumwollenstaude, den Hanf, die Nesseln und andere Pflanzen und Stoffe, woraus man zum Theil Papierbogen von solcher Größe macht, daß ein einziger die ganze Seite eines Zimmers von mittlerer Größe bedeckt. Das Chinesische Papier und die Chinesische Tusche sind in Europa allgemein bekannt.

Die Buchdruckerei ist in China sehr alt, besteht aber nur in der Fertigkeit, die Charaktere auf eine hölzerne Tafel zu schneiden. Bewegliche Typen haben sie nicht.

Endlich müssen wir noch den Zustand derjenigen Künste bemerken, welche den Verkehr der verschiedenen Bewohner dieses ungeheuern Reichs befördern. Der große Wasserreichthum scheint hier die ganze Aufmerksamkeit auf Wasserstraßen und Wasserfahrzeuge geleitet zu haben, denn so trefflich und groß ihre Kanäle, so schön ihre Brücken, so zweckmäßig ihre Junken, Kähne ꝛc. sind, so sehr sind die Landstrassen vernachlässiget und so roh und unbehülflich ihre Wagen. Zwar verstehen sie sich auf den Chausseebau; aber Kunststraßen werden nur für den Kaiser gebaut, und andere Leute dürfen dieselben durchaus nicht befahren. Ihre Wägen sind zweirädrige Karren, aber die Chinesen ziehen diese den schönsten Europäischen Kutschen vor. Lord Macartney hatte einen prächtigen Staatswagen zum Geschenk an den Kaiser mitgebracht; dieser wurde neben einen gewöhnlichen Karren gestellt, um die Nützlichkeit desselben gegen die eitle Pracht, in Contrast zu zeigen. Die Chinesen hatten vorher nie eine solche Kutsche gesehen, und waren fest überzeugt, daß der Sitz des Kaisers auf dem Bocke seyn müsse, weil es respectwidrig wäre, wenn der Kutscher höher sitzen wollte. — Die große Leichtigkeit überall zu Wasser reisen zu können, macht ihnen wahrscheinlich das Landfuhr-

werk entbehrlich. Sie haben vielleicht eben deswegen keine Posten. Nur die kaiserlichen Depeschen werden durch reitende Couriere befördert.

Wir müssen uns mit dieser aphoristischen Beschreibung der Chinesischen Industrie begnügen, da für die wenigen Bogen, die uns noch übrig sind, andere ebenfalls wichtige Gegenstände unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Die Leser, welche sich genauer über den Gewerbfleiß der Chinesen unterrichten wollen, müssen wir auf die oben angeführten Hauptschriften verweisen. Sie werden übrigens wahrgenommen haben, daß die nützlichen Künste in China nicht wohl einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht haben können, da hier Alles nur dem Fleiß des Einzelnen überlassen ist. Was dieser zu leisten im Stande ist, das hat er in China oft zum Verwundern geleistet; aber von industriösen Anstalten im Großen, von organisirten Fabriken, Theilung der Arbeit und dergleichen findet man wenig oder nichts, und daran scheint das isolirte Leben großen Theils Schuld zu seyn. Ein Verein von vielen Menschen zu einem gemeinschaftlichen Zweck, ist dort nicht leicht möglich, und doch kann nur dadurch die Industrie in Flor kommen.

8.

Handel. Münzen. Maaße. Gewichte.

Der Kaufmannstand ist in China verachtet; es sey, daß seine Mitglieder des allgemeinen Wuchers und der Betrügereien wegen, welche auch die Europäer zur Genüge an ihnen kennen gelernt haben, in üblen Ruf gekommen sind, welches aber kaum zu glauben ist, da die an-

dern Stände sich eben so gut aufs Betrügen verstehen*); oder es sey daß irgend ein Vorurtheil, in dem Charakter und der Verfassung des Volkes gegründet, an dieser Verachtung Schuld ist, so ist die Sache nicht schwer zu erklären. Unter einer ackerbauenden Nation herrschen überall manchrlei Abneigungen gegen den Kaufmann. Die mühsame Bearbeitung des Bodens kann nie so reichen Gewinn abwerfen, als glückliche Speculationen, welche die Bedürfnisse der verschiedensten Menschen und Länder berechnen und davon Vortheil ziehen, — und daraus entsteht der gehässige Neid. Des Kaufmanns Gesichtskreis ist überdieß weiter, sein Geschäft weniger sclavisch; daher der eingeschränkte, überall gebundene Landmann mit ihm nicht in den Gesinnungen übereinstimmt, und, wie jeder ächte Selave, die freiere Denkungsart haßt und verachtet. Hierzu kommt, daß der Kaufmann, dessen Witz sich unter Menschen aller Art übt, leicht veranlaßt wird, den Blödsinn des Landmanns, den dieser selbst für Ehrlichkeit hält, zu überlisten, und daher der Unredlichkeit beschuldiget wird.

Worin aber auch der Grund der geringen Achtung des Kaufmannes in China liegen mag: so ist die Folge davon schwerlich gleichgültig für die Ausbildung der Nation gewesen. Dürfte man von dem Gange der Europäischen Cultur auf die Chinesische schließen, so könnte man leicht auf die Vermuthung kommen, daß der Stillstand der letzteren dieser Verachtung des Handels zuzuschreiben sey. Haben auch einzelne Kaufleute sich darüber hinausgesetzt: so that doch die Regierung nichts zum Besten des auswärti-

*) „Ein Chinesischer Bauer stiehlt, sobald er es nur ohne Gefahr der Entdeckung thun kann, weil die Strafe bloß der Bambus ist, der ihm täglich bevorsteht; und ein Chinesischer Fürst, oder erster Minister, erpreßt das Vermögen der Unterthanen und wendet es zu seinem eigenen Gebrauche an, so er glaubt es ungestraft thun zu können.“ Barrow l. c. Th. 1. S. 219.

gen Handels, und alle Bemühungen einzelner aufgeklärter Privatleute, können die Unwissenheit und den darauf gegründeten Stolz der Regierung nicht aufwiegen, wenn diese ihr Interesse verkennt und den Kaufmann allenfalls nur als ein nothwendiges Uebel duldet. In Europa haben alle Staaten sich durch den Handel gebildet, und diejenigen, die seine Wichtigkeit verkannten, sind, so viel das mitten in einem aufgeklärten Welttheil möglich war, Barbaren geblieben. Alle Talente erwachen und gedeihen, wo der Handel lebhaft ist, während umgekehrt der Druck, den er leidet, auch auf den Geist wirkt. Durch Kaufleute ward in Italien zuerst die Liebe zu Künsten und Wissenschaften geweckt, (die Medizis waren Kaufleute) durch den Venetianischen Handel wurde zuerst die Fackel angezündet, welche das dunkle Gewebe des Papismus beleuchtete, durch den Handel wurden Spanien, Portugal, Frankreich, Holland, England und Rußland mächtig und cultivirt, indem sie aus dem isolirten Zustand in Verbindung mit andern Ländern kamen und dadurch neue Ansichten und neue Künste erhielten. So sicher ist es, daß wir Alles dem Handel verdanken, daß wir befürchten müßten, wieder in die alte Barbarei und den Geistesdespotismus zurück zu sinken, wenn es England gelingen sollte, das feste Land von Europa von dem Welthandel auszuschließen. Und so ist der Krieg gegen diese Monopolisten ein Krieg um die Erhaltung unsers theuersten Eigenthums.

China spricht, als ein großes lebendiges Beispiel, was die Cultur ohne Handel ist. Verstockt in Vorurtheile, zu deren Erhaltung die ganze Staatsgewalt und alle Politik angewendet wird, haben die Chinesen dem edelsten Vorrecht der Menschheit, in der Vervollkommnung fortzuschreiten, entsagt und sind ewig Kinder geblieben.

Der Handel in China hat etwas Räthselhaftes.

Wenn wir bedenken, welche große Summen von Europa jährlich dorthin geführt werden, für Thee, Rhabarber, Porzellan, Seide, seidene Stoffe und gefirnißte Waaren: so sollte man glauben, daß die Chinesen sich von den Vortheilen des auswärtigen Handels hätten überzeugen müssen, und daß sie daher ihn begünstigen müßten, indem die Unterbrechung desselben ihnen wesentliche Verluste zuziehen würde. „Aber das kümmert, wie Staunton bemerkt *), die Chinesische Regierung wenig; denn da das Land Alles, was zu den Bedürfnissen und selbst zum Luxus gehört, hervorbringt, so ist es bei ihnen als eine Staatsmaxime angenommen, daß sie allen fremden Handel entbehren können. Zwar gewinnen diejenigen Chinesischen Kaufleute, die mit den Europäern Verkehr treiben, dabei sehr ansehnlich; aber das Volk im Ganzen wird doch bei dem Glauben erhalten, daß andere Nationen ohne die Producte von China nicht bestehen können und daß man ihnen also, bloß aus Menschenliebe, (die Confucius zu einer unerläßlichen Pflicht macht,) keineswegs aber zeitlichen Gewinns wegen, Zutritt und Handel gestattet. In der That war auch lange Zeit hindurch so wenig Nachfrage nach Europäischen Waaren in China, daß die ihrigen größten Theils mit baarem Gelde bezahlt werden mußten. Nun wird zwar der Exportationshandel, durch den baar Geld ins Land kommt, in der ganzen übrigen Welt begünstiget, weil man mehr oder minder überall baar Geld braucht, um wieder auswärtige Producte anzuschaffen, in China aber, wo man diese nicht bedarf oder nicht mag, schränkt sich der ganze Vortheil des Activhandels darauf ein, daß durch das dafür eingehende Geld (vornämlich Silber) die Masse der edlen Metalle im Lande vermehrt wird. Dieß aber hält man in China eher für ein Uebel, als für etwas Wünschenswerthes, mithin fällt einer der wichtigsten Beweggründe zu Begünstigung des Handels weg."

*) Th. I. S. 14.

Es ist wohl gewiß, daß das große Reich auch ohne auswärtigen Handel bestehen kann; aber dieser geschlossene Handelsstaat kann nur für Menschen ein angenehmer Wohnort seyn, deren Geist von jeher sich, wie gewisse Thiere in den Mühlen, ewig im Kreise mit verbundenen Augen umher drehen gelernt hat. Die Chinesen zu behüten, daß sie aus diesem Kreise nicht hinaustreten, scheint die Hauptabsicht der Regierung gewesen zu seyn. Die ganze Verfassung des Reichs und die Sitten der Bewohner haben dazu mitgewirkt. Der Asiatische Despotismus, der in dem väterlich regierten China in seiner ganzen Ausdehnung angetroffen wird, hat nur dem Kaiser, und was von ihm ausgeht, Ehre und Ansehen zugestanden. Der Reichthum giebt dort keinen Anspruch auf öffentliche Achtung, und der reichste Kaufmann kann dort, so gut wie der Bettler, von den Mandarinen durch die Bastonnade gezüchtiget werden, so wie dieser durch den höheren Beamten ebenfalls an die Macht des Bambusrohres erinnert werden kann. Um diese Ordnung zu erhalten, durfte der zur Freiheit geneigte Kaufmann nicht in Ehren gehalten werden. Ueberdieß wird in einem Lande, wo das Ceremoniel so gewaltig herrscht, der Reichthum nur für die niedrigste Geldgier wünschenswerth, und gewährt sonst weder Ehre noch größeren Genuß; denn jeder muß sich auf gleiche Art freuen und betrüben, und gesellige Vergnügungen kennt der Chinese wenig. Auch lernten die Chinesen den auswärtigen, besonders den Europäischen, Handel erst kennen, als Verfassung und Sitten bereits bei ihnen durch lange Gewohnheit sich unveränderlich festgesetzt hatten, und als die Neuerung, die der Handel hätte bewirken können, nicht mehr möglich war.

So wenig aber der auswärtige Handel begünstiget wird, so lebhaft ist der innere zwischen den verschiedenen Provinzen, die man, bei der Ausdehnung des Reichs, als

so viel verschiedene Königreiche ansehen kann. Die volkreichsten Messen in Europa erklärt du Halde für ein schwaches Bild von der unglaublichen Menge Menschen, die man in den meisten Städten von China beschäftiget sieht, Waaren zu kaufen und zu verkaufen. In diesem Gewühl ist der Betrug an der Tagesordnung. Jeder Käufer weiß das, und sucht sich dagegen zu schützen, und jeder Verkäufer preißt auf Kosten der Andern seine Ehrlichkeit. Daher soll man auch oft auf den Kramladen die Worte lesen: „Hier wird nicht betrogen!" Ist der Betrug aber geglückt, so scheut sich der Verkäufer nicht, ihn einzugestehen. Raynal beschreibt dieß ziemlich humoristisch. „Die Betrügerei des Chinesischen Kaufmanns ist anerkannt, sagt er. *) Kommt er zum Europäer, sein Geld zu fordern, und dieser sagt: Chinese, du hast mich betrogen; — so antwortet er: das kann seyn, aber du mußt zahlen! — Der Europäer: Aber du bist ein Gauner, ein Dieb, ein Spitzbube! Der Chinese: das kann seyn, aber du mußt zahlen. Der Europäer zahlt endlich, und der Chinese, der sein Geld ansieht, fragt: „Wozu hat dir dein Zorn geholfen? Was haben deine Beleidigungen dir genutzt? Wäre es nicht klüger gewesen, du hättest sogleich gezahlt und geschwiegen?" — Bei dem allgemeinen bösen Ruf lassen sich die Chinesen bisweilen Zeugnisse ihrer Ehrlichkeit geben. Ein Chinese wies ein solches Attestat dem Herrn le Gentil vor, um sich ihm in Handlungsgeschäften zu empfehlen. Ein Engländer hatte nämlich diesem Ehrenmann eine Schrift gegeben, worin er versicherte, daß er der ärgste Gauner einer mit Räubern bevölkerten Stadt wäre. Die Erfahrung bewies, daß der Engländer ihn richtig beurtheilt hatte; der Chinese wußte dieß aber nicht, da er keine Europäische Schrift lesen konnte **).

*) Histoire philosophique etc. Tome II. p. 306.
**) Voyage de Le Gentil l. c. P. 69.

Von dem allgemeinen Rufe müssen jedoch diejenigen Kaufleute ausgenommen werden, welche unter der unmittelbaren Bestätigung der Regierung stehen, und sich von jeher durch Ehrliebe und Pünktlichkeit im Verkehre mit den nach Canton handelnden Europäern ausgezeichnet haben. Diese Kaufleute, glaubt Barrow *) nicht unbillig mit den ersten Handelshäusern in England vergleichen zu können. Man muß diese Kaufleute, die sich mit Speculationen im Großen befassen, aber auch nur in den Seestädten aufsuchen. Im Innern beschränkt sich Alles auf Krämerei oder den Verkauf im Kleinen. Wucher wird selbst in den Dörfern getrieben, denn auch auf dem armseligsten Dorfe findet man Leute, die auf Pfänder Geld ausleihen, und zwar, mit Bewilligung der Landesgesetze, zu sehr hohen Zinsen **).

Der innere Handel wird durch die vielen Flüsse und Canäle außerordentlich befördert. Jede Provinz kann auf eine leichte Weise ihre Producte gegen die der entferntesten umtauschen, und von dem äußersten Ende des Reichs kann ein Kaufmann nach Peking kommen, ohne daß er einmal nur sein Fahrzeug zu verlassen braucht, welches er zuerst bestiegen hatte. Wir wollen hier eine kurze Uebersicht des innern Handels anführen, wie sie der jüngere de Guignes in seiner Reise ***) mitgetheilt hat.

Petschely liefert Getraide, Vieh und viel Steinkohlen.

Kiang-nan erzeugt Reiß, Seide, Baumwolle und grünen Thee, Gold, Silber, Kupfer und Salz; man verfertiget seidene Zeuge, Baumwollenwaaren, Papier, Tinte, Bücher und lackirte Waaren.

*) Th. I. S. 220.

**) Staunton l. c. Th. III. S. 331.

***) Th. II. S. 271. f.

Kiang-sy liefert Reiß, aber nur zur Nahrung seiner Einwohner, Man findet hier Gold, Silber, Eisen, Blei, Zinn, Vitriol, Alaun, Azursteine und Krystall; ferner liefert diese Provinz noch Zucker, Leinwand von Flachs, Papier, Lichte und Lack. Der Baum, von dem die letztere Substanz gewonnen wird, wächst bei der Stadt Kan-tcheou-fu.

Fo-kien liefert Candiszucker, schwarzen Thee, Seide, baumwollene und Leinwandwaaren, Kupfer, Zinn, Stahl, Eisen, Bisam, Queckſilber, Krystall, Bauholz, Papier und die besten Pinsel.

Tsche-kiang erzeugt die beste Seide und zwar in großer Menge; es liefert außerdem Indigo, Holz, Bambus und Lichte; desgleichen treffliche Schinken.

Hou-ku-ang baut Reiß genug, um die benachbarten Provinzen damit versorgen zu können. Man findet daselbst treffliche Baumwolle, Papier, Holz, Krystall, Talk, Eisen, Zinn, Vitriol, Azursteine, Queckſilber und Tintenack.

Ho-nan verführt Getraide, Reiß, Früchte, Seide, Tintenack, Azursteine, Zinnober, Magnetsteine und Talk.

Chan-tong erzeugt Weizen, Hirse, Indigo und grobe Seide.

Chan-sy liefert wenig Reiß, giebt aber Weizen und Hirse, Steinkohlen, Eisen, Azursteine, Jaspis, Bisam; auch findet man Teiche mit Salzwasser. Fabrizirt werden grobe Teppiche, eine Art von Filz, und Reißbranntewein.

Chen-sy liefert Hirse, Weizen, Rhabarber, Bisam, Zinnober, Blei, Steinkohlen, Maulesel und wollene Zeuge.

Se-tschuen erzeugt Seide, Zucker, Bisam, Rhabarber, Chinawurzel, weißes Blech, Eisen, Zinn, Blei, Azur- und Magnetsteine und Salz. Auch werden Pferde ausgeführt.

Quang-tong liefert Reiß, Zucker, Indigo, Tabak, Baumwolle, Seide, Gold, Zinn, Quecksilber, Marmor, Rosen-, Adler-, Eichenholz und gemeine Theesorten.

Die Insel Hainan erzeugt Drachenblut, Azur, Baumwolle, Areka, Rosenholz.

Quang-sy liefert Reiß und Weizen, Gold und Silber, Zinn, Blei, Kupfer, Zinnober; es erzeugt überdieß Zimmet und Anies.

Yun-nan giebt Gold, Kupfer, weißes Kupfer, Edelsteine, Achate, Jaspis, Azursteine, Queckſilber, Seide, Thee, Wachs und Honig; ferner Pferde- und Kuhschwänze für die Chinesischen Mützen.

Koey-schéu hat Gold, Silber, Queckſilber, Kupfer, Zinnober und viel Holz.

Dieser Angabe zufolge muß der innere Handel höchst bedeutend seyn. Dagegen ist der äußere Handel auf der ganzen großen Ausdehnung der Chinesischen Küsten nur auf drei Häven eingeschränkt, nämlich: Canton, Emui und Ning-po, von welchen Orten allein Versendungen ins Ausland gemacht werden.

Nach Japan bringen die Chinesen Rhabarber, Chinawurzel, seidene Zeuge, Instrumentsaiten, Adler- und Sandelholz, Leder, Tuch und Zucker; bei dem letzteren Artikel gewinnen sie ansehnlich. Zur Rückfracht nehmen sie in Japan feine Perlen, Gold, rothes Kupfer in Barren und verarbeitet, Säbelklingen, Papier und lackirte Waaren. Nach Manilla, auf den Philippinen, führen sie seidene Zeuge, Stückereien, seidene Strümpfe, Thee, Porzellan, Lack und Droguen, und nehmen dafür Piaster, Vogelnester, Reiß, Perlen und Färbeholz.

Die Chinesischen Junken, die im December nach Batavia gehen, laden: Porzellan, Thee, Tintenack, kupferne Gefäße, Rhabarber und andere Droguen. Zur Rückladung

nehmen sie Silber, Calin, Pfeffer, Muscat, Gewürznelken, Schildkrötenschilder, Vogelnester, Farbehölzer, Agatsteine und Europäische Tücher.

Cochinchina erhält Leinwand und andere Zeuge, und verkauft dagegen Gold, Areka und Zimmet.

Die Schiffe, welche nach Malakka, Siam und Cambodscha gehen, bringen zurück Floßfedern, Calin, Kampher, Vogelnester, Elephantenzähne und Rhinozeroshörner.

Die Chinesen, welche auswärtigen Handel treiben, müssen binnen einer bestimmten Zeit zurückkehren, sonst werden sie aus der Liste der Reichsbürger ausgestrichen, und können, wenn sie als Handelsleute auf fremden Schiffen zurückkehren, von den Mandarinen und Soldaten geplündert werden, ohne daß sie Klage führen dürfen.

Von den drei genannten Häven wird Handel mit dem Auslande getrieben, allein fremde Kaufleute dürfen im ganzen Reiche nirgends als in Canton einlaufen, wo eine Gesellschaft von acht bis zwölf Chinesischen Kaufleuten, unter dem Titel Cong-hang, allein mit den Europäern Geschäfte macht. Die Art, wie die Europäer hier bewacht und häufig betrogen werden, ist allgemein bekannt. An dem See-Handel mit China nahmen vor dem gegenwärtigen Kriege folgende Nationen Antheil: Portugiesen, Spanier, Franzosen, Holländer, Engländer, Dänen, Schweden, Preußen, Genuesen, Toskaner und Amerikaner. Im Jahre 1787, wo die Holländische Compagnie fünf Schiffe nach Canton schickte, betrug der Verkauf:

Indischer Waaren . . .	2,488,380	Franz. Livres.
Europäischer Waaren . . .	898,740	— —
In Piaster von Holland gebracht	6,480,000	— —
Totalsumme für die Rückladung von 5 Schiffen verwandt	9,867,570	Franz. Livres.

Bei dem Handel der Engländer kann man, nach den bis zum Jahre 1796 in China gemachten Ladungen annehmen, daß der Einkauf der Englisch-Ostindischen Compagnie in Canton, eins ins andere gerechnet, 30 bis 40 Millionen Livres kostet und in Europa die Summe von 65 bis 72 Millionen gewährt. Die Kosten der Compagnie aber für Zollabgaben, Schiffsfracht ꝛc. sind auch sehr groß *)

Auf der Landseite treiben die Russen durch Karawanen einen beträchtlichen Handel, doch selten unmittelbar mit China, sondern vermittelst der Mongolei.

Die Chinesen haben zu ihrer Münze Kupfer, Zinn, Blei, Eisen, gebrannte Erde und Muscheln genommen: die letztere Münze hielt sich nicht lange, so wie auch das Papiergeld, welches die Mongolischen Kaiser einige Mal einzuführen versuchten; — die Chinesen, so folgsam sie sonst gegen den Vater des Vaterlandes sind, waren verständig genug, sich diese fürchterlichste aller Landplagen, die unvermeidliches Verderben und constitutionellen Betrug nach sich zieht, nicht aufbürden zu lassen.

Im Handel ist gegenwärtig nur Silber und Kupfer im Umlauf. Ersteres wird nicht gemünzt, sondern in größere und kleinere Stücken gegossen und bei der Zahlung gewogen. Auch die Feinheit des Silbers wird berechnet. Es existiren nur Kupfermünzen in China; sie werden nicht geprägt, sondern gegossen.

Man rechnet gewöhnlich nach Leang, Tsien und Fen in Silber, oder nach Taels, Mas und Condorins in Kupfer. Der Tael oder die Unze gilt 10 Mas (7 Francs 41 Centimes) die Mas = 10 Condorins (75 Centimes) und der Condorin 10 Deniers (7,5 Cent.). Ein Silber-Fen hält 10 Deniers. Ein Leang

*) De Guignes l. c. Th. II. S. 270 f.

gilt, je nach dem Cours des Silbers, bis 1000 Deniers; ein Tsien 80 bis 100 Deniers.

Gewichte. Die Chinesen haben zwei Arten von Waagen, eine mit zwei Schaalen, und eine andere, welche der Römischen gleicht; letztere ist die gewöhnliche. Hundert Catis oder Chinesische Pfunde machen ein Pic, welches so viel ist, als 123 Pfund Gold- oder Silbergewicht zu 16 Loth. Das Pfund wird getheilt in 16 Taels oder Unzen, der Tael in 10 Mas, die Mas in 10 Condorins und dieser in 10 Ly.

Maaße. Die Cobe oder der Chinesische Fuß hat 10 Zoll und jeder Zoll 10 Linien. Die Cobes sind sich im Reiche nicht durchgängig gleich, daher ihr Verhältniß nicht leicht zu bestimmen ist.

9.

Zustand der Künste.

Die Chinesen üben alle schönen Künste aus, aber es fehlt ihren Werken durchgängig derjenige Geschmack und die schöne Form, die wir von den Griechen geerbt und bei ihnen bewundern gelernt haben.

In der Absicht auf Baukunst zeigen die Chinesen in ihren Tempeln, in den kaiserlichen Pallästen und andern öffentlichen Gebäuden mehr Pracht als Sinn für Schönheit. Merkwürdig ist, daß gar keine Gebäude von hohem Alterthum angetroffen werden, obgleich mehrere Brücken und selbst die große Chinesische Gränzmauer beweisen, daß die Chinesen auch dauerhaft zu mauern verstehen. Die größten Zierden ihrer Tempel aber, die

Säulen, sind von Holz und können sich daher nicht lange erhalten. Der rothe Lack, mit dem sie gewöhnlich überfirnist sind, giebt ihnen ein bizarres, nicht unangenehmes Ansehen, aber sie werden kleinlich im Vergleich mit den riesenhaften Ruinen der Tempel, die bei den Hindu's angetroffen werden. In der Chinesischen Säule, die unter einer ungeheuren Masse van Dach erliegt, ohne Basis oder Kapital zu haben, findet sich weder Symmetrie der Theile noch Ungezwungenheit, noch besonderer Nutzen; noch haben die großen, mißgestalteten und unnatürlichen Figuren von Löwen, Drachen und Schlangen, welche auf den Gipfeln und Ecken der Dächer grinzen, höhere Ansprüche auf Geschmack, Nutzen und Schönheit *).

Das Haus eines Prinzen oder vornehmen Staatsbeamten in der Hauptstadt unterscheidet sich wenig von dem eines Hondwerksmanns, nur daß es mehr Raum einnimmt, und mit einer hohen Mauer umgeben ist. In den verschiedenen Höfen findet man mehrere Häuser und Pavillons, die sämmtlich durch Säulengänge verbunden sind, so daß man bisweilen wohl 900 roth angestrichener Säulen findet.

Zu den auffallenden Gebäuden gehören die von den Reisenden fälschlich sogenannten Pagoden, oder die mehrere Stockwerk hohen Thürme, die man hier und da auch wohl in Europäischen Gärten angebracht sieht. Sie sind keine Tempel, sondern gewöhnlich Monumente zum Andenken eines Mannes oder einer merkwürdigen Begebenheit errichtet. Sie pflegen von 120 bis 160 Fuß hoch zu seyn, welches ungefähr vier bis fünf Mal so viel ist, als sie an der Grundfläche im Durchmesser halten. Sie sind von 5 bis zu 9 Stockwerken hoch; die Zahl derselben ist allemal ungleich, und das obere von etwas geringerem Umfange,

*) Barrow l. c. Th. 1. S. 398.

als das zunächst darunter gelegene. Jedes besteht aus einem Zimmer, mit einer außerhalb darum herumlaufenden Gallerie, die von einem vorspringenden Dache beschattet wird.

Der größte äußere Schmuck der Tempel besteht gleichfalls vorzüglich in dem Dach, einem Thurm und in den rothen Säulen.

Es giebt in China auch sogenannte Triumphbogen, die man aber nicht mit den Römischen vergleichen muß; sie bestehen aus Lattenwerk, haben drei offene Thore und ein geschnörkeltes Dach.

Das staunenswürdigste Werk der Baukunst, das wir hier aus Mangel an einem andern schicklichen Platz beschreiben müssen, ist unstreitig die berühmte Chinesische Mauer. Das Außerordentliche der Unternehmung derselben besteht übrigens nicht in der Bauart; denn ein einfacher Erdwall, der zu beiden Seiten mit gebackenen oder gehauenen Steinen eingefaßt ist, kann überall aufgeführt werden. Aber dieses ungeheure Werk läuft durch eine Strecke von 300 teutschen Meilen, und zieht sich von den höchsten Gipfeln der Berge, längs ihrem Rücken, durch die tiefsten Thäler und vermittelst Bogengewölbe, auch über die Flüsse; überdieß ist es an solchen Stellen, wo wichtige Pässe sind, sogar in doppelter und dreifacher Linie hinter einander fortgeführt, und von drei zu dreihundert Fuß noch durch besondere Wachtthürme oder Bastionen verstärkt.

Der Ingenieur-Capitän Parisch, der sich im Gefolge der Englischen Gesandschaft befand, hat eine umständliche Beschreibung von diesem Weltwunder zu Staunton's Reisebericht *) geliefert, von welcher wir hier das Wichtigste mittheilen wollen.

*) Th. II. S. 163.

Die große Mauer ist, von der Erde bis zum obersten Rande der Brustwehr, 25 Fuß hoch, und an der Grundfläche auch eben so dick. Sie besteht aus einem Erdwall, der durchweg 11 Fuß dick, 20 Fuß hoch, oben mit gebrannten, viereckigen Fliesen gepflastert und, damit er auf keiner Seite ausweichen könne, vorn und hinten mit starken Mauern von Backsteinen verkleidet ist. Zwei Schichten Werkstücke von grauem, mit Glimmer eingesprengtem Granit, die etwas über 2 Fuß hoch sind, und eben so weit vor die Backsteine vortreten, machen den Untersatz jener beiden Mauern aus. Von der Erde gegen die Höhe nimmt die Breite der beiden Mauern ab, so daß sie zusammen oben um fünf Fuß weniger haben, als an der Grundfläche. Ueber der Mauer ist die Brustwehr, als ein Fortsatz derselben, der fünf Fuß hoch über die Plattform hinausragt, und in dessen Obertheil, von sieben zu sieben Fuß, Schießscharten eingeschnitten sind. Außerdem sind noch schmale, schief gerichtete Oeffnungen angebracht, durch welche man sehen kann, was bis auf einige Ellen weit von der Grundfläche der Mauer vorgeht.

Die oben erwähnten Wachtthürme, sind bald stärker, bald schwächer, und ragen in kegelförmigen Massen 12 bis 23 Fuch hoch über die Mauer hinaus. An der Grundfläche messen sie 40 Fuß, oben 30 bis 36 Fuß. Bis an die Plattform der Mauer ist jeder Thurm eine dichte Steinmasse, aufwärts aber haben die kleineren eine, die größern zwei gewölbte Stockwerke, und oben noch eine eigene, mit einer Brustwehr versehene Plattform. In dem casernenartigen Zimmer sind Schießscharten angebracht. Diese Thürme sind, wie die Mauer selbst, aus bläulichen gebrannten Steinen erbaut, und haben ebenfalls eine Unterlage von Granit.

Was am meisten Staunen bei diesem Werke erregt, ist die Schwierigkeit, die es gekostet haben mag, Mate-

rialien auf so unzugängliche und so hohe Gebirge hinaufzuschaffen. Einer der höchsten Berggipfel, über den die Mauer weggehet, ist, nach wirklichen Vermessungen 5225 Fuß hoch.

Die Mauer wurde errichtet, um die Tataren, Mongolen und Montschu von Einfällen in das Reich abzuhalten; sie hat aber ihrem Zweck nicht entsprochen, da bekanntlich ehedem Mongolen und noch jetzt die Mantschu China beherrschen.

Die Chinesischen Jahrbücher sagen, der Bau dieser Mauer sey vor mehr als 2000 Jahren beendigt worden. In Europa hat man dagegen Zweifel erhoben, weil Marco Polo, der im dreizehnten Jahrhundert in China war, derselben mit keiner Sylbe erwähnt. Einige Geographen haben daher angenommen, die Mauer wäre zu Marco Polo's Zeiten verfallen gewesen und später wieder aufgebaut worden.

Staunton *) erklärt sich Marco Polo's Stillschweigen anders. Er sagt: „In der Bibliothek des Doge zu Venedig ist Marco Polo's Reise-Route auf eine Charte verzeichnet vorhanden, und aus dieser Charte ersieht man, daß er nicht durch die Tatarei nach Peckin gelangt, sondern auf dem Wege, den die Caravanen gewöhnlich zu nehmen pflegen, ostwärts bis Samarcand und Cashgar, von dort südostwärts über den Ganges nach Bengalen, sich hierauf von den Gebirgen von Tibet südwärts gehalten, auf diesem Wege nach der Chinesischen Provinz Schen-si, und so weiter nach Peckin gekommen ist, ohne die große Mauer zu berühren, die dort gar nicht vorhanden ist."

Dem sey wie ihm wolle, so bleibt die Chinesische Mauer ein bewundernswürdiges einziges Werk des mensch-

*) Th. II. S. 158. f.

lichen Fleißes, aber auch ein Denkmal der Kurzſichtigkeit, die ſo viel Kraft unnütz verſchwendet und die Sicherheit hinter Mauern ſucht, da ſie doch nur in der Tapferkeit und Geſchicklichkeit der Nationen geſucht werden kann.

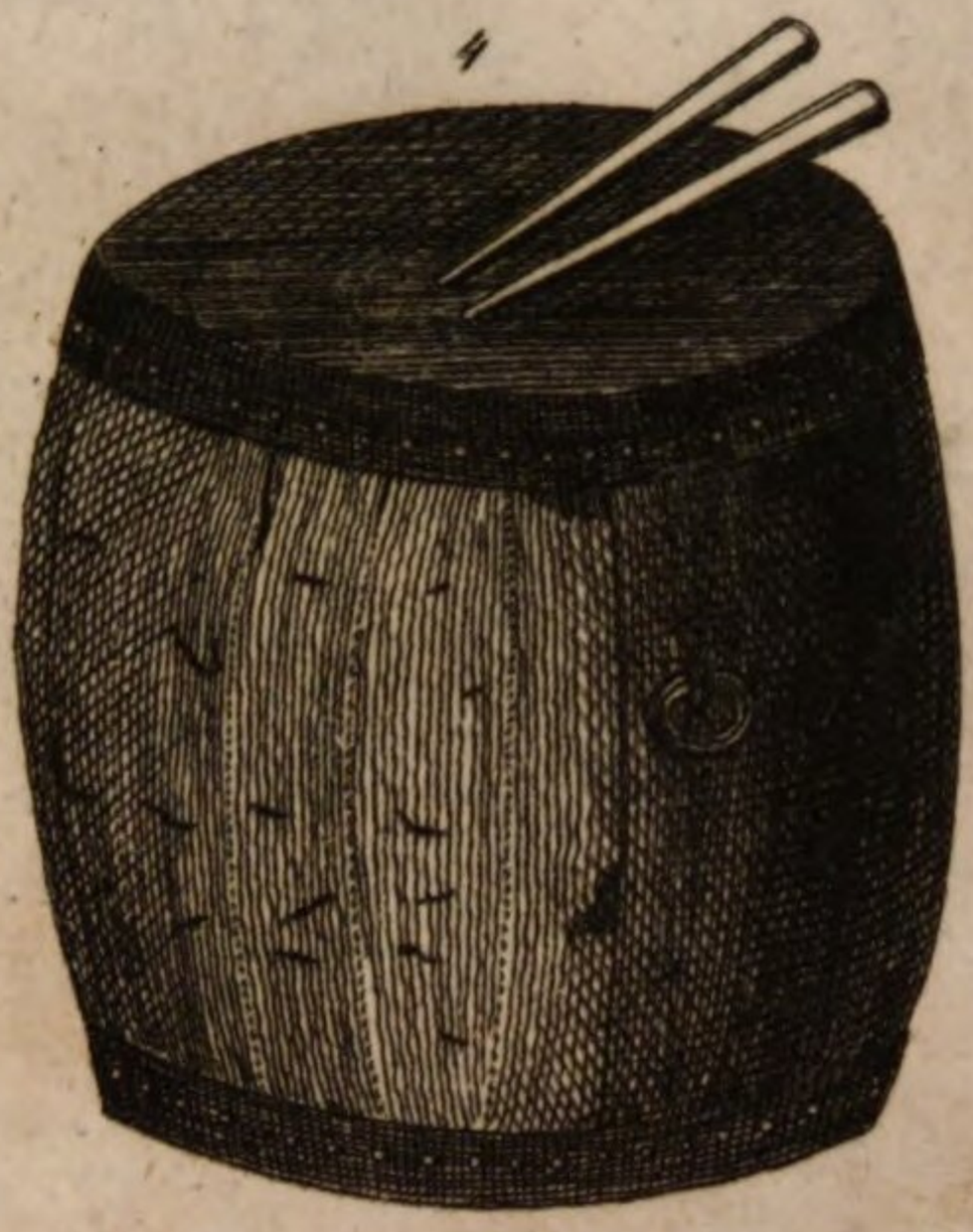
Von den eigentlich ſchönen Künſten der Sineſen läßt ſich, mit Europäiſchen Sinnen angeſehen, nicht viel Rühmliches ſagen.

Die ſchönſten Werke der Malerei ſind treu nach der Natur mit lebhaften Farben dargeſtellte Blumen, Häuſer und dergleichen. Von Richtigkeit der Zeichnung in der menſchlichen Geſtalt, von Perſpective, Licht und Schatten wiſſen ſie nichts.

In der Bildhauerei fehlen ihren Geſtalten ebenfalls Zeichnung, Haltung und Ausdruck.

Die Chineſen ſind große Freunde der Muſik und haben eine große Menge muſikaliſcher Inſtrumente. Lord Macartney verſichert, daß ihm die Chineſiſche Muſik, die während der Audienz von der kaiſerlichen Kapelle ausgeführt wurde, nicht mißfallen habe. Die Proben von Muſik aber, die uns Herr Barrow mitgetheilt hat, ſind durchgängig der Art, daß ein Europäer, deſſen Gehör durch unſere Muſik verfeinert wurde, unmöglich Geſchmack daran finden kann. Indeſſen ſind alle Proben, die uns bisher zu Geſicht gekommen, nur der Melodie nach angegeben, und nichts als Volkslieder. Daher man kein beſtimmtes Urtheil über die Muſik der Chineſen fällen kann.

Das Chineſiſche Theater ſcheint alle Gattungen der dramatiſchen Kunſt zu kennen, es giebt hier Luſt- und Trauerſpiele, Opern, Ballete und Pantomimen. Ein Chineſiſches Trauerſpiel dauert oft mehrere Tage. In den Opern erſcheinen Geiſter auf der Bühne; Vögel und Thiere reden, und gehen auf derſelben herum. De Guignes



11. Castagnetten 12. Unbekannt

mpel-Musik 13. Kleine Flöte

14. Metall Klingel

sah ein Stück: den Thurm von Sy-hou. Geister, welche auf Schlangen ritten und am See in der Nähe des Thurms herum spazierten, eröffnete die Scene. Ein Bonze verliebte sich darauf in eine von den promenirenden Göttinnen, machte ihr den Hof, und diese gab dem jungen Manne, trotz der Vorstellungen ihrer Schwester, Gehör, heirathete ihn, wurde schwanger, und kam auf dem Theater mit einem Kinde nieder, welches bald gehen konnte. Wüthend über ein solch scandalöses Benehmen, verjagten die Geister den Bonzen, und zerstörten den Thurm durch Blitz und Donner.

Die Chinesen ohne Unterschied des Standes, lieben das Schauspiel leidenschaftlich. Bei Reichen wird so leicht kein Gastmal gegeben, wo nicht Schauspieler gebraucht würden. Es giebt aber kein stehendes öffentliches Theater, sondern gewöhnlich bringen die Bewohner eines Quartiers eine Summe zur Miethe eines Saales zusammen, in welchem wandernde Comödianten engagirt werden. In dem Hause eines jeden vornehmen Mandarins ist ein Saal für das Schauspiel bestimmt.

10.

Wissenschaften. Sprache. Geschichte.

Die Missionare haben alle ihre Berichte, worin sie von dem Geiste der Chinesen, von dem Zustande der Wissenschaften unter ihnen, Meldung thun, mit so vielen Uebertreibungen verfälscht, daß es den Schriftstellern, welche sich auf sie beriefen, wohl zu verzeihen ist, wenn sie die Chinesen für gebildeter hielten, als sie wirklich sind, und als wir sie jetzt durch unpartheiische und nüchterne

Reisende kennen gelernt haben. Wenn man hört, daß die Chinesen hohe Schulen besitzen, daß sie auf denselben Grade der Gelehrsamkeit ertheilen, Doctoren creiren, und daß nicht Geburt oder Reichthum, sondern Gelehrsamkeit und Talente Ansprüche auf die ersten Stellen im Staate geben: so sollte man allerdings dieses Volk für sehr gelehrt und unterrichtet, ja sogar für weise halten. Aber wir wissen jetzt, daß ihre Gelehrsamkeit sich hauptsächlich auf die Kunst beschränkt, lesen und schreiben zu können, und daß ein Chinesischer Doctor, der dieses versteht, in allen andern Wissenschaften durchaus unwissend seyn könne. Wir wissen, daß ihre Astronomie in astrologischen Träumereien, ihre Medizin in Charlatanerie beim Pulsfühlen, und in der Philosophie in einigen ziemlich gesunden Sittenlehren besteht. Nur in einem Zweige der Kenntnisse scheinen sie einen Vorzug vor andern gebildeten Völkern voraus zu haben, nämlich in dem Alterthum ihrer Geschichte.

Wir wollen, so viel es die Kürze, die wir uns zum Gesetz machen müssen, gestattet, hier einen Ueberblick ihrer Wissenschaften zu geben versuchen.

Das Studium, dem ein Chinesischer Gelehrter den größten Theil seiner Zeit widmet, ist das Studium seiner Sprache, oder vielmehr seiner Schrift, denn beide müssen von einander unterschieden werden, und dieser Unterschied macht die Hauptschwierigkeit bei der Kenntniß der Chinesischen Literatur aus.

Die Chinesische Sprache*) ist eine einsylbige Sprache, die, so wie es die Unterhaltung im gewöhnlichen Umgang betrifft, für ein biegsames Organ nicht schwer zu zu erlernen ist. Ihre einsylbigen Wörter bestehen aus einem Vocale mit einem einzigen vorangesetzten Consonanten. Der Vocal ist allemal ein einfacher Laut, den aber die Europäer, wenn sie Chinesische Wörter mit unsern

*) S. Adelung's Mithridates, Th. I.

Buchstaben schreiben, durch mehrere Buchstaben anzudeuten versuchen, um einiger Maßen die Chinesische Aussprache auszudrücken. So ist z. B. Siao nur eine Sylbe und klingt beinahe wie So. — Die Consananten b, d, r, x und z fehlen den Chinesen, und in Europäische Wörter setzen sie an deren Statt p, t, l und s. Auch können sie nicht zwei Consonanten hinter einander aussprechen, daher ausländische Wörter gemeiniglich eine sonderbare Gestalt bei ihnen erhalten. So spricht der Chinese für Spiritus, Su-pi-li-tu-su; für Christus Ki-li-su-tu-su ꝛc. Die Chinesische Sprache gleicht daher dem Lallen eines Kindes und besteht aus lauter höchst einfachen Wurzellauten. Für einen Europäer steigt die Anzahl solcher einfachen Töne oder Sylben nicht über 350. Diese Laute zu vervielfältigen, hat der Chinese nichts als das einfache, die Kindheit des menschlichen Verstandes so angemessene, Hülfsmittel der Betonung oder des Accentes. Solcher Accente soll es nach einigen Angaben 8, nach andern 11, oder auch 13 geben. Es kommt darauf an, ob der Laut aspirirt wird, oder nicht, ob er hoch anfängt und in der Tiefe endet oder umgekehrt, ob er kurz abgestoßen, oder gleichsam abgebissen, oder gedehnt wird, und dergleichen. Diese Betonung giebt den gleichlautenden Worten eine verschiedene Bedeutung. So bedeutet Tschu n, je nachdem es accentuirt wird, Herr, Schwein, Küche, Säule, freigebig, zubereiten, alte Frau, brechen oder spalten, geneigt, wenig, befeuchten, Sclave, Gefangener u. s. w. Jede dieser Bedeutungen hat dann wieder ihre eigene figürliche, daher auf manches Wort an die 50 Bedeutungen kommen, welche auch die feinste Modulation selbst einer Chinesischen Stimme nicht unterscheiden kann. In solchen Fällen setzt man oft ein Wort zur Erklärung daneben. Z. B. zu Fuh, Vater, setzt man das Wort Tschin, Verwandschaft.

Vermittelst der Betonung erhält der Chinese aus seinen 328 oder 350 Wurzeln, nach der höchsten Rechnung 7700 Wörter, welche das von Jugend auf daran gewöhnte feine Chinesische Ohr immer noch als verschieden empfindet. Diese 7700 Wörter machen den ganzen Sprachschatz des Chinesen aus und müssen, nebst ihren oft sehr sonderbaren figürlichen Bedeutungen, hinreichen, alle concrete und abstracte Begriffe auszudrücken; wie kümmerlich kann man sich leicht vorstellen.

Der Bau der geredeten Sprache ist höchst einfach. Sie hat keine Beugung weder im Verbum, noch im Nomen; jedes Wort bleibt dasselbe unveränderliche Monosyllabum in der Zahl, im Genus, im Casus, Modus und Tempus.

Diese Einfachheit, verbunden mit der vielfachen Bedeutung der Wörter, giebt zu Mißverständnissen und Zweideutigkeiten Anlaß. So bat ein ernsthafter frommer Missionar, welcher bei einem Bauer übernachten wollte, um eine Matte; der Bauer aber brachte ihm zu seiner großen Verwunderung ein junges Mädchen. Beide Worte haben nämlich im Chinesischen einerlei Ton. Ist der Sinn zweifelhaft, so malt der Chinese den Charakter oder das Zeichen des Worts an dessen Stelle; denn dieser Charakter ist für jeden Begriff bestimmt, und Wörter, die gleichen Laut haben, werden nach Verschiedenheit ihrer Bedeutung anders geschrieben.

Die Chinesische Schrift besteht nicht aus Buchstaben oder Sylbenzeichen, auch nicht aus Hieroglyphen, sondern jeder Begriff hat sein eigenes willkürliches Zeichen. Man zählt 80,000 solcher Zeichen. Da nun die Sprache nur 7700 verschieden (mit Hülfe der Betonung) lautende Wörter hat; so folgt, daß im Durchschnitt jedes Wort an zehn verschiedene Bedeutungen haben muß. Diese Zeichen zu verstehen, erfordert das aufmerksame Studium eines gan-

zen Menschenalters. Und so läßt sich's begreifen, wie man in China für einen Gelehrten gelten müsse, wenn man lesen und schreiben kann.

Die Chinesische Schrift ist für das Auge, nicht für das Ohr gemacht. Sie giebt nicht den Ton, sondern den Begriff an. Daraus haben einige schließen wollen, daß man Chinesisch müßte lesen lernen können, ohne die Sprache zu verstehen; ja, Andere sind noch weiter gegangen und haben vorgeschlagen, die Chinesische Schrift zur Universalschrift zu machen, indem jeder den Begriff, dessen Zeichen er sieht, in seiner Muttersprache aussprechen könne, so wie jeder die Arabischen Ziffern 1, 2, 3, 4 ꝛc. in seiner Sprache ausspricht. Was die erste Meinung betrifft, so scheint man vergessen zu haben, daß, um den Geist eines Volkes, seine Ideenverbindungen, den Ausdruck seiner Gedanken zu verstehen, man durchaus seine lebende Sprache können müsse; sonst würde jede Sprache mit Hülfe eines Lexikons verständlich seyn. In Absicht auf Universalschrift ließe sich aber wohl etwas Consequenteres und Einfacheres denken, als die größten Theils vom Zufall und der grundlosen Willkür erfundene Chinesische Schrift. Auch sind die Universalcharaktere des Engländers Wilkins wirklich nach einem systematischeren und philosophischeren Plane entworfen worden.

Bisweilen liegen den Chinesischen Charakteren auch allgemeine Begriffe und Zeichen derselben zum Grunde, durch deren Combination neue und zusammengesetzte Charaktere entstehen; darauf gründen sich die sogenannten Schlüssel der Charaktere, deren Anzahl auf 214 angegeben wird. Bei jedem Charakter sucht man zuerst den Schlüssel oder die Wurzel in demselben aufzufinden. Die Zeichen z. B. welche die Hand und das Herz ausdrücken, sind zwei Wurzeln oder Schlüssel, das Zeichen der Hand kommt in jedem combinirten Charakter vor, welcher irgend ein Ge-

werbe oder Handwerk bezeichnen soll, so wie in den Zeichen aller Leidenschaften, Empfindungen und Regungen der Seele immer das Zeichen des Herzens, als dessen Schlüssel vorkommt. Wenn man nun einen Charakter findet, der aus den beiden einfachen Wurzeln Eins und Herz besteht, so kann man ohne Mühe schließen, daß er Einmüthigkeit bedeutet; und wenn das Zeichen der Verneinung in demselben Charakter vorkommen sollte, so wird die Bedeutung in Zwietracht umgewandelt.

Nicht immer aber ist es so leicht, wie in dem angegebenen Fall, die Bedeutung des Charakters zu verstehen, die oft in einer Metapher oder in einer Anspielung auf Gebräuche und Denkungsart versteckt liegt, und die einem Ausländer, der diese nicht kennt, durchaus unverständlich seyn muß. Die Schwierigkeiten also, zu deren Ueberwindung ein Chinese sein ganzes Leben anwendet, und sich hochgelehrt dünkt, wenn er 20,000 Charaktere kennt, dürften nicht so leicht zu heben seyn, daß man in einigen Jahren in Europa, ohne die Chinesische Sprache zu kennen, ein Sinologe werden und über ihre Literatur aburtheilen könnte.

Das meiste, ja das Einzige, was wir von der Chinesischen Literatur wissen, verdanken wir den Uebersetzungen Französischer Missionare. Gegen diese Uebersetzungen aber sind mit Recht Zweifel erhoben worden, wie sie denn nichts anders seyn konnten, als Umschreibungen.

Außer der Kenntniß ihrer Schriftsprache und dem nothdürftigen Verstehen ihrer alten historischen moralischen Schriften sind die Chinesen in allen andern Wissenschaften Kinder geblieben.

Die ältesten historisch- moralisch- politischen Schriften der Chinesen sind die sechs King. Das schätzbarste darunter ist das Schuking, eine von Confucius im

Jahre 484 vor Ch. Geb. grmachte Sammlung der ältesten, zu seiner Zeit noch vorhandenen Memoires der alten Geschichtschreiber, worin Nachrichten von den ältesten Kaisern und eine Menge interessanter Details über alte Sitten und Gebräuche, über Poesie, Astronomie, Astrologie, Geographie ꝛc. gegeben werden. Dieses heiligste Buch der Chinesen, das Grundgesetz ihrer Regierung, die Quelle ihrer Gesetzgebung, das Buch, nach dem Regenten und Minister sich bilden sollen, ist bereits in die Europäischen Sprachen übersetzt worden.

Aus dem Französischen hat es Herr Dr. Fr. Majer ins Teutsche übertragen; man findet diese Uebersetzung im Asiatischen Magazin 1. B. 6. Stück 1802, worauf wir verweisen. Gedachtes Magazin enthält auch eine Abhandlung über die ältere Literatur der Chinesen, in welcher diejenigen, welche sich näher über diesen Gegenstand unterrichten wollen, sehr interessante Nachrichten finden werden. Nur muß man nicht vergessen, daß der Herausgeber zuweilen eine sehr große Vorliebe für die Chinesen äußert, und daß die kalte unbefangene Kritik noch eigentlich gar nichts zur Beurtheilung des Alterthums der Chinesischen Schriften gethan hat.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir auch nur einen kurzen Abriß der Chinesischen Geschichte liefern wollten. Da jedoch in fast allen Schriften über China von einer oder der andern Dynastie der Beherrscher die Rede ist, so wollen wir eine chronologische Tabelle der Kaiserfamilie von den ältesten Zeiten an bis auf den Tod des Kaisers Kien-long, 1798 n. Ch. Geb. hier aufnehmen *).

*) Sie ist aus dem Asiatischen Magazin Th. II. S. 192. entlehnt.

Chronologische Tabelle.

Fabelhafte Zeiten, von Pan-ku bis Fuhi, San-hoang-ki, drei chronologische Perioden unter den Personen der Kaiser Fu-hi, Shi-nong, Hoang-ti, U-ti-ki. Fünf chronologische Perioden, die aber schon durch astronomische Beobachtungen vergewissert werden und von denen die beiden letzten wirkliche Herrscher von China gewesen sind. Sie heißen: Shao-hao, Tshüen-hïo, Ti-ko-kao-sin-shi, Yao oder Ti-yao-tang-shi, Shün.

Dynastie Hia. Die erste Dynastie, gestiftet von Yü im Jahre 2207 v. Ch. Geb., gieng mit Ti-kueï v. Chr. Geb. 1767 zu Ende.

Dynastie Shang, Stifter Tshing-tang — endigt im Jahre 1122 v. Chr. Geb.

Dynastie Tsheu. Stifter Wen-wang — erhält im Jahre 771 v. Chr. Geb. den Namen Tong-tsheu (östliche Tsheu) und endigt mit Tong-tsheu-kiun 256 v. Chr. Geb. Tsin. Stifter Tshao-siang-wang — dauert bis 247 v. Ch. Geb. Heu-tsin. Stifter Shi-hoang-ti — bis 207 v. Ch. Geb. — Theilung des Reichs unter die Könige von Tsü, Yen, Tshao, Tsi, Goei, und Han. Han. Stifter der Dynastie Han, Lieu-Pang; — dauert bis 220 n. Ch. Geb. San-kue oder Theilung von China unter die drei kleinen Dynastien Sho-han, Goei, und U. Tsin, bis 420 n. Chr. G. Nan-Pe-Tsao, d. i. Reich von Süden und Norden. 1) Reiche in Norden: Goei, Pe-tsi, Heu-tsheu, Heu-leang. 2) Reiche in Süden: Song, Tsi, Leang und Tshin. Diese Periode dauert von 420 bis 581. Sui bis 619. Tang. Stifter Li-Yüen; geht mit Ngai-ti 907 zu Grunde. Heu-Leang, bis 923. Heu-tang, bis 936. Heu-tsin bis 946 Heu-han bis 951. Heu-tsheu, bis 960. Song, bis 1279.

Stifter Tai-tsu oder Tshao-kuang. Yüen. Eine Mongolische Familie von 1279 bis 1368 n. Chr. Geb. Ming bis 1644. Aa-tsing. Im Jahre 1644 eroberten die Mantsheu China und haben dieß Reich noch bis jetzt inne.

Es ist merkwürdig, daß die Chinesen, die, der Angabe nach, mehrere Tausend Jahre, die Astronomie gekannt haben, ohne Hülfe der Europäischen Missionäre keine Finsternisse berechnen und keine Kalender machen können. Die Angabe der Finsternisse in den historischen Schriften ist bloß chronikenmäßig und ohne alle Berechnung. Auch können sie keine Astronomen seyn, da sie wenig oder nichts von der Arithmetik verstehen, und beim Rechnen sich der bekannten Rechenmaschiene bedienen, welche auch in Europa, nämlich bei den Russen, im Gebrauch ist. Ihre Arithmetik ist daher bloß mechanisch *). Der Cyclus der Chinesen, hat keinen Bezug auf die Perioden der Bewegungen der Gestirne, sondern dient bloß zur Bezeichnung einer größeren Zeitperiode, wie bei uns das Jahrhundert **).

Was wir von den andern Wissenschaften der Chinesen, von ihrer Physik, Medizin, Geographie u. s. f. wissen, kann uns keinen günstigen Begriff von ihrer Gelehrsamkeit geben. Ihre angebliche Geschicklichkeit im Pulsfühlen, muß jedem Arzte, der die Bedeutung der Circulation im Organismus des Menschen kennt, lächerlich seyn. Die Chinesen mögen mit dem ernsthaftesten Gesicht auf dem Arm des Patienten Clavier spielen, sie werden nur die Unwissenden dadurch täuschen. — Wie es um ihre Geographie aussehen muß, läßt sich daraus schließen, daß sie die Erde für ein Viereck halten.

*) Barrow l. c. Th. I. S. 356.

**) Mehr über den Cyclus siehe in Barrow's Reisen Th. I. S. 352.

In den hohen Schulen wird von allen diesen Wissenschaften nichts gelehrt, nur Kenntniß der Sprache, oder vielmehr der Schrift, und das Verständniß der alten Schriften fordert man von dem gelehrten Mandarin und nur über diese Gegenstände wird er öffentlich geprüft. Die Hauptsache ist dabei, daß er die seltenen Charaktere der Schrift kenne und sie reimlich nachzumalen verstehe. Ein nicht gutgewählter Charakter, oder ein Strich zu viel in demselben, würde bei der Prüfung eines Candidaten für einen hinlänglichen Grund gelten, ihn zurückzuweisen.

Einen Vortheil könnten die Chinesen dabei vor uns voraus haben, daß die Gelehrsamkeit sich noch in der Kindheit bei ihnen befindet, nämlich: daß sie wenig zu lesen brauchen, daß also der Geist nicht unter dem Buchstaben erstickt wird und das Gefühl in seiner Unbefangenheit sich lebendig erhalten könnte. Aber diese Wohlthat kann ihnen nicht zu gute kommen, da das gedankenlose Anschauen ihrer Charaktere, woran sie von Jugend auf gewöhnt werden, um sich die Figur derselben einzuprägen, den Geist noch viel mehr einengen muß, als unsere Bücher mit vielen Buchstaben und wenig Sinn. Auch haben die Chinesen, so gut wie wir, viel überflüssige Büchen und sogar eine Menge wunderbare Historien, Mährchen und Romane.

Von welcher Beschaffenheit diese Romane seyn mögen, läßt sich leicht aus der Lebensart der Chinesen abnehmen. Wo das Leben selbst so öde und düster ist, da kann ein Gemälde desselben nicht sehr erfreulich seyn. Der Zustand der Gesellschaft in China macht es beinahe unmöglich, daß der Chinese eine andere Liebe, als die bloß physische kennt; was mögen das aber für Romane seyn, wo die zartesten Empfindungen, ohne welche die Jugend fast keinen Enthusiasmus und keinen Schwung der Phantasie kennt, von dem Leben ausgeschlossen sind.

Gleichwohl haben die Chinesen und ihre Dichter und zwar ihre alten und neuen Dichter. Schwerlich werden wir sie um deswillen zu beneiden haben. Indessen ist nichts schwieriger, als über die Dichtkunst eines Volkes zu urtheilen, dessen Sprache man nicht kennt; denn ein großer Theil der Schönheiten eines Gedichts liegt gerade in der Sprache. Die Uebersetzungen Chinesischer Gedichte, die in Europa bekannt sind, machen wenig neugierig, mehr von der Chinesischen Dichtkunst zu erfahren. Wir wollen hier ein Paar Proben mittheilen. Die folgende ist eine Stanze aus einer alten Ode, die ungefähr in dem Zeitalter des Homer geschrieben seyn soll. Barrow *) theilt davon folgende wörtliche Uebersetzung mit.

„Der Pfirsichbaum (wie) **) schön, (wie) angenehm;
„(seine) Blätter, (wie) blühend, (wie) anmuthig; (so ist)
„eine Braut (wenn sie) eingeht in ihres Bräutigams Haus
„und Achtung giebt (auf ihre) ganze Familie."

Der verstorbene Kaiser Kien-long wurde für einen der besten Dichter neuerer Zeit gehalten. Das berühmteste seiner Gedichte ist eine Ode zum Lobe des Thee's, die man auf alle Theekannen im Reiche gemalt hat. Folgende wörtliche Uebersetzung scheint freilich eher ein Recept, als ein Gedicht zu seyn; man muß aber nicht vergessen, daß die Hauptschönheiten eines Chinesischen Gedichts nicht in den Gedanken und Bildern, oder in den Tönen, sondern in der Wahl der seltenen Charaktere bestehen.

Ode auf den Thee.

„Ueber ein lindes Feuer setze einen Dreifuß, dessen
„Farbe und Korn seinen langen Gebrauch zeigen; fülle
„ihn mit reinem Schneewasser; koche es so lange, als es

*) Th. I. S. 336.

**) Die eingeklammerten Wörter sind der leichtern Verständniß wegen hinzugesetzt.

„erforderlich seyn würde, um Fische weiß und Krebse roth „zu machen; gieß es auf die zarten Blätter von erlese„nem Thee in einer Tasse von Jueh *). Laß es so lange „stehen, bis der Dampf in einer Wolke emporsteigt, und „auf der Oberfläche nur einen dünnen Nebel schwimmend „zurückläßt. Trinke diese köstliche Flüssigkeit, wie es dir „bequem ist, so wird sie die fünf Ursachen des Mißmuths „vertreiben. Wir können den Zustand der Ruhe, welchen „eine so zubereitete Flüssigkeit hervorbringt, schmecken und „empfinden, aber nicht beschreiben."

Diese einzelnen Proben können freilich nichts für, oder gegen den poetischen Geist der Chinesen beweisen. Verbunden aber mit allen Berichten der Reisenden, von denen kein einziger auffallende Beispiele von einer lebhaften Phantasie der Chinesen erzählt hat, können auch diese Oden Zweifel erregen, ob diejenigen, welche von dem originellen Geiste der Chinesen viel zu sagen wissen, der Wahrheit treu und zu unbefangenem Urtheil nüchtern genug waren. Für den Historiker ist die Kenntniß der Chinesischen Literatur allerdings interessant; aber was davon in Europa bekannt ist, kann weder für Poesie, noch Moral oder speculative Philosophie neue Ausbeute versprechen, wie dieß wohl bei den Hindus der Fall ist. Ueberdieß haben die Chinesen ihre Religion und wahrscheinlich Alles, was ihnen von Wissenschaft zu Theil geworden ist, aus Indien erhalten, wie ihre älteren Schriften zum Theil selbst anführen. Doch wollen wir dem Leser unser Urtheil nicht aufdringen und laden ihn ein, sich mit den Hülfsmitteln der Chinesischen Literatur, oder wenigstens mit den Uebersetzungen ihrer vorzüglichsten Schriften bekannt zu machen **).

*) Eine besondere Art Porzellan.

**) M. s. hierüber unter andern Adelungs Mithridates, 1r Theil und das Asiatische Magazin von Klaproth.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ehrmann, Theophil Friedrich, 1762-1811 / Ehrmann, Theophil Friedrich, / Lindner, Friedrich Ludwig,

Neueste Kunde von Asien

Bd.: 3,[1]

Prag 1812

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/10.388-12,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11072450-5